Erinnerungen

Felix Dahn

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Zweites Buch.

Die Universitätszeit.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1891.

Digitized by Google

49586.46.2

HARVARD COLLEGE
MAY 10 1892
LIBRARY

Alle Rechte, insbesondere das der Ueberſetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

I.

Bei der Trennung der Aeltern blieben die beiden jüngeren Geſchwiſter bei der Mutter, ich bei dem Vater, der eine Wohnung (jetzt Nr. 13) in der Schönfeldſtraße miethete: gerade gegenüber der Einmündung der oberen Gartenſtraße lag das Fenſter meines ſchmalen Kämmerleins im Erdgeſchoſſe, ſo daß es nun gar bequem und lieblich war, um $1\,^3/_4$ und um $5\,^1/_4$ Uhr von dieſem Beobachtungspunkt aus die mit der Regelmäßigkeit eines ſchönen Sternes vorüber wandelnde Didoſa aus nächſter Nähe zu begrüßen; kurz vor 8 Uhr ging ich jetzt wie früher ohnehin aus, nur, ſtatt in das Gymnaſium, in die Univerſität, um 12 kam ich von da zurück. Und jeder Ausgang führte ja an den nur drei Häuſer entfernten Fenſtern Didoſa's vorüber; in der That, für

Digitized by Google

die ſchwer leidende junge Seele, die, wie von offnen Wunden bedeckt, vor jeder Berührung mit der Außenwelt zitternd zuſammen zuckte, hätte keine wohlthätigere Linderung erſonnen werden mögen, als ſie hier der freundliche Zufall gewährte, der mich ſo nahe der Angebeteten angeſiedelt hatte.

In den etwa zwei Jahren, die ich in dieſem engen, aber ſtillen, friedlichen Zimmerlein verlebte, ſchritt meine Entfaltung ſehr gewaltig vor: begeiſtert, mit dürſtender Gier ſog ich in mich auf, von allen Seiten wie mit ausgereckten Fangarmen an mich raffend, Alles, was ich an Wiſſensſtoff, an Nahrung für Geiſt und Einbildungskraft nur irgend an mich heranziehen konnte: aus den Vorleſungen, aus den beiden großen, bändereichen Büchereien, — der Hof- und Stats- und der Univerſitäts-Bibliothek, — aus dem Umgang mit den Profeſſoren, mit den Freunden meiner Aeltern aus den Schriftſteller- und Künſtlerkreiſen, mit älteren Studenten. Ich war wie berauſcht von dieſer Fülle auf mich einſtürmenden gei-

Digitized by Google

ſtigen Stoffes: ich freute mich, wie dereinſt auf den Weihnachtsbaum, von einem Tag zum andern auf die Vorleſungen (nie im Leben hab' ich eine geſchwänzt). Ohne jeden Zwang von außen, ohne Rückſicht auf eine Prüfung, die ja erſt nach acht Halbjahren drohte, arbeitete und las ich, ſoviel ich nur irgend konnte, aus eitel Heißhunger nach Wiſſen, nach Anregung: um 4 Uhr im Sommer, um 6 im Winter war ich auf und mit der Unterbrechung durch die äußerſt kurzen Mittagsmahlzeiten von $1^1/_2$—$1^3/_4$ (denn um dieſe Zeit mußte ich ja ſchon wieder am Fenſter ſtehen!) und eines einſtündigen Abendſpaziergangs von 7—8 im Sommer, von 4—5 im Winter, las ich und machte Auszüge bis mir — oft erſt ſpät nach Mitternacht — die Augen zufielen und ich einſchlief: „lassatus, nondum satiatus“ (litteris): das unbeſchreiblich einfache Nachtmahl, deſſen wichtigſten und geliebteſten Beſtandtheil die Eine Halbe Bier ausmachte (an Samstagen und Sonntagen aber zwei!), ward an dem Schreibtiſch eingenommen; gar oft,

Digitized by Google

wann im Sommer der Vater, der mich freundlich hatte mitnehmen wollen zum Kegelschieben oder in einen „Keller", gegen Mitternacht heim kam, fand er mich noch über den Büchern und drehte mir, gütig scheltend, die kleine Oellampe aus; wußte ich ihn im Bett, steckte ich sie hurtig wieder an.

Mit strengster Regelmäßigkeit hielt ich eine genau festgestellte Tagesordnung ein: dies, während der acht Schuljahre für den größten Theil der Stunden ohnehin gegeben, ward von mir nun aus freier Wahl beibehalten und fortgeführt bis heute. Es liegt darin einer der Gründe, aus denen ich an Arbeit — an Stoff-Einsammlung und an Eigenschöpfung — mehr als mancher Andere leisten konnte und kann, so daß ich oft um die Erklärung dieses „Erstaunlichen" befragt wurde und werde; es ist, im Zusammenhalt mit möglichster Meidung von Abendgesellschaften und abendlichem Ausgang, mit frühen Stunden für Schlafengehen und Aufstehen, das einzige Mittel, große Arbeitsmassen zu bewältigen.

Digitized by Google

Allerdings iſt aber mit jenem Vorzug ein Nachtheil unſcheidbar verknüpft: eine peinliche „Pedanterie“ (ich weiß dies Fremdwort nicht zu vermeiden: Sorgfalt erſetzt es nicht) in ängſtlichſter Feſthaltung der den verſchiedenen Arbeits-Arten mit Abwechslung zwiſchen Recht, Philoſophie, Geſchichte, Sprachen, dann Leſen und Schöpfen von Dichtungen zugetheilten Friſt: ſo daß ich ganz unglücklich wurde (und werde), ſtörte (und ſtört) ein unvermeidbares Eingreifen Anderer dieſe ſtreng geregelte Eintheilung. Mit einem wahren ſittlichen und geiſtigen Katzenjammer beſchloß (und beſchließe) ich einen Tag, der mir durch ſolche Störung zerriſſen und verdorben iſt: zumal läſtige Beſuche Gleichgültiger konnten mich erbittern, ja ergrimmen: ich hätte dieſe Faullenzer immer gern gefragt, ob ſie ſelbſt denn gar nichts zu thun hätten, als mir die Zeit zu verderben? („Ich han mei Zeit nit g'ſtohle für all' die faule Leut!“) Es wurde — und es wird — denn ich kann nicht behaupten, daß ich dieſe Schwäche überwunden hätte! — mir geradezu körperlich

Digitized by Google

flau und übel, dauert ſolche Störung durch inhaltloſen und unnöthigen Beſuch lange und ich bin leider ſchon oft unhöflich geworden in ſolchen Fällen: wenigſtens durch Verſtummen und ein nicht zu hemmendes Gähnen.

Dabei muß ich aber doch, üble Auslegung abzuwehren, hervorheben, daß ich meine Studenten nun und nimmer als ſtörende Beſuche empfunden habe und empfinde, auch dann, wenn deren Beſuche nicht wirkliches Bedürfniß begründet, ſondern der Wahn einer Höflichkeitsverpflichtung: war ich ſpäter genöthigt, eine Sprechſtunde einzuführen, mich gegen unabläſſige Störungen zu ſchützen, — gegen meine Studenten galt nie eine ſolche Beſchränkung: zu den unglaublichſten Stunden kamen ſie in Königsberg zu mir und waren mir ſtets willkommen: der Verkehr des Studenten mit dem Lehrer ſoll ſich durchaus nicht auf Vorleſung, Uebung und Prüfung beſchränken: der Student gehört auch in das Arbeitszimmer des Profeſſors wie deſſen Bücher: und das

Digitized by Google

Gedenken an den unabläſſigen Verkehr mit gar vielen wackeren, fleißigen Königsberger Studenten und Referendaren in meinem Hauſe zählt zu meinen werthvollſten, theuerſten Erinnerungen; ich komme darauf zurück: zu meiner Freude ließ es ſich in Breslau alsbald ebenſo an.

In dieſen Jahren ſtieg nun jener übertriebenſte „Idealismus“, jene mönchiſche Entſagung und Selbſtüberwindung zu immer ſteilerer Höhe, verbunden jedoch mit einem ſchwärmeriſchen, verzückten Wohlgefühl, das ſich aus der täglichen Ueberanſtrengung bis zur Berauſchung des Geiſtes und der Einbildungskraft ergab.

Es iſt nicht zu ſchildern, welche Gefühle reinſter Begeiſterung mich beſeelten, welch' geheimnißvoll ſüße Wonnen mich durchrieſelten, ſtand ich um fünf Uhr Abends an meinem Fenſter und ſah ich, im Februar etwa, umfluthet von der von Weſten (von der Ludwigsſtraße) her einfallenden golddufftigen Dämmerung, das engelhaft ſchöne Antlitz jenes Mädchens voll

zu mir empor gewandt, meinen ehrfürchtigen Gruß freundlich zu erwidern.

Das Bedürfniß, Verse zu machen, drängte so unaufhörlich, daß ich mitten in der Vorlesung — ohne jedoch im Nachschreiben zu stocken — auf den Rand des Heftes die kleinen Gedichte oder doch die Reime dazu niederwarf, ebenso im Lesen und Auszüge machen zu Haus.

II.

Welcher Art aber waren nun die wiſſenſchaftlichen Arbeiten jener erſten beiden Univerſitätsjahre?

In Baiern beſtand und beſteht — ein ganz gewaltiger Vorzug vor Preußen! — die höchſt erſprießliche Vorſchrift, daß jeder Student, mag er auch ſpäter Theolog, Juriſt, Naturforſcher, Mediciner werden, mindeſtens acht „philoſophiſche“ Privatvorleſungen belegt haben muß, d. h. nicht etwa nur Vorleſungen über Philoſophie, ſondern aus den Fächern der philoſophiſchen Facultät: alſo Naturwiſſenſchaften oder andere Geiſteswiſſenſchaften: Geſchichte, Alterthümer, Sprachwiſſenſchaft, Literatur, Mythologie, bildende Kunſt oder Kunſtgeſchichte, endlich Philoſophie in allen ihren Zweigen. Beſuchszwang oder Prüfung findet hierbei nicht ſtatt: man vermuthet, muß der Student dieſe

Vorleſungen belegen und bezahlen, ſo wird er ſie auch beſuchen, wenn nicht entweder der Lehrer oder der Student zum Davonjagen kläglich und erbärmlich iſt.

Jene günſtige Vorausſetzung traf bei uns und traf noch viele Jahre ſpäter in München zu: die Säle von Ohm, Liebig, Jolly, dann von Laſaulx, Prantl, Spengel, ſpäter von Sybel, Gieſebrecht und Andern waren, abgeſehen von den Studirenden aus der philoſophiſchen Facultät, von 50, 80, ja 100 Juriſten beſucht.

Daher erlangten denn damals — ich höre mit Bedauern, daß dieſer feine Ruhm in neuerer Zeit den bairiſchen Rechtsbefliſſnen nicht verblieben, ihr Beſuch der philoſophiſchen Vorleſungen erheblich geſchwunden iſt — die bairiſchen Juriſten eine ganz unvergleichlich höhere und umfaſſendere „allgemeine Bildung“ als dies höchſt betrüblicher Weiſe von den preußiſchen geprieſen werden kann.

Das iſt nicht die Schuld der preußiſchen Stu-

denten, ſondern der durchaus verwerflichen preußiſchen Feſtſetzung der juriſtiſchen Studienzeit auf ſechs Halbjahre. Ich habe mich alsbald nach meinem Uebertritt in den preußiſchen Lehrdienſt in einer ausführlichen Denkſchrift,[1]) gerichtet an das preußiſche Unterrichtsminiſterium, geäußert, dabei unter Anderm 8 Halbjahre Univerſität, dafür nur 5—6 Referendariat verlangt. Herr Dr. Falk erklärte ſich damals mit allem einverſtanden, aber bisher ſcheiterte jeder Beſſerungsverſuch an dem — Geldpunkt! Es heißt, man könne die Dienſte nicht entbehren, welche die Referendarien vier Jahre hindurch leiſten, indem ſie erſetzen die entſprechende Zahl von — Gerichtsſchreibern! Darin alſo beſteht die Vorbereitung für die zweite Prüfung — wenigſtens zu erheblichem Theil! Und daran brechen ſich alle Anläufe zur Umgeſtaltung eines in der That unerträglichen Zuſtandes, —

[1]) Jetzt abgedruckt in dem Schlußheft der von Behrend und mir herausgegebenen Zeitſchrift (1874), dann im V. 2. Band meiner Bauſteine. Berlin 1884.

Vorſchläge, wie ſie nicht nur meine Wenigkeit, wie ſie Goldſchmidt, von Liszt und gar viele andere Amtsgenoſſen ausgearbeitet haben. Jene preußiſche Verordnung, welche ſechs Halbjahre für genügend erklärt, ſtammt aus einer Zeit, da eine ganze Reihe von heutigen Vorleſungen noch gar nicht gehalten ward: Preußiſches Verfaſſungs-, preußiſches Verwaltungsrecht, Reichsverfaſſungs-, Reichsverwaltungsrecht, Handelsrecht. Heute können die Studirenden der Rechte den Prüfungsſtoff in jener Zeit nicht mehr wiſſenſchaftlich bewältigen: ſo daß man ihnen leider gar nicht dazu rathen darf, auch noch andere Vorleſungen zu hören. Das Ergebniß iſt das denkbar traurigſte!

Die „allgemeine Bildung“ der jüngeren Juriſten in Preußen iſt beklagenswerth ungenügend: von preußiſcher, und zumal von deutſcher Geſchichte wiſſen ſie nur ſo viel als ſie auf Gymnaſium auswendig gelernt und nicht wieder vergeſſen haben: von deutſcher Literatur, von Philoſophie ahnen ſie faſt gar nichts: haben ſie doch nie eine Vorleſung darüber

gehört und nie zu Haus ein Werk darüber ſtudirt, können es auch nicht neben dem Prüfungsſtoff, der in ſechs Halbjahren zu bewältigen iſt: auch wenn nicht zwei davon durch den Wehrdienſt verloren gehen. Dazu nun noch der ſchreiende Uebelſtand, daß die „theoretiſche“ Prüfung von zwei Praktikern und — in den Univerſitätsſtädten — einem Profeſſor abgehalten wird, ſtatt ausſchließend von Profeſſoren,[1]) gleichmäßig aus allen Fächern des Rechts und aus Volkswirthſchaft und Finanz wie in Baiern, Württemberg, Heſſen, Baden. An der preußiſchen Einrichtung iſt gar nichts gut als das Erforderniß einer ſchriftlichen Arbeit. Der ganze Betrieb iſt häufig ſo banauſiſch, ſo unwiſſenſchaftlich wie möglich. Nicht von mir, von einem altpreußiſchen Juriſten rührt das Wort her: „weckt der liebe Gott am jüngſten Tag einen preußiſchen Kreis- (jetzt Amts)richter auf, findet

[1]) Die Verfügung vom 3./XI. 1890 brachte einige, aber durchaus nicht genügende Beſſerung.

er nichts in seinem Kopf als das preußische Landrecht und ein Spiel Karten".

Diese Abschweifung mag zu gute gehalten werden meinem bittern Verdruß über die höchst widrigen unwissenschaftlichen Einrichtungen, welche mir seit 18 Jahren die Freude an dem Lehramt in hohem Maße getrübt haben. Die Sache liegt auch diesen „Erinnerungen" nicht ganz fern: was wäre aus mir geworden, hätte auch ich in sechs Halbjahren lediglich die Abrichtung für die Prüfung als Referendar (Rechtspracticant) durchzumachen gehabt! Man spricht von preußischer Drillung der Recruten: diese muß sein und hat alle Erfolge für sich: aber die preußische Drillung der Juristen muß nicht sein und hat alle Erfolge gegen sich: sie ist ein Jammer, ein Elend und — nun, wahrlich keine Ehre für den leitenden deutschen Stat.

Ich hörte also in München und in Berlin mit Begeisterung, mit wahrer Heißgier „philosophische" Vorlesungen: Griechische Alterthümer bei

Leonhard Spengel; einerſeits die alte Liebe zu Homer, andrerſeits die neue zu Thukydides, auch für Sophokles und Euripides die dankbare Empfindung, tiefer gefaßt jene ehrfurchtsvolle Begeiſterung für die Antike in ihrem ſtrengen Marmor-Stil [1]) hatten mich in dieſe Vorleſung geführt: ich fand viel Mehr, viel Reicheres als ich gehofft! Wie verſtand doch der Gedanken wahrhaft ſprühende Mann mit den klugen, hellen Augen aus dem oft trocknen Stoff überall Funken zu ſchlagen! Der Vortrag, obzwar nachläſſig in der Form, — er ſprudelte die unordentlich gebauten Sätze in ähnlicher Haſt hervor wie ich das ſpäter bei keinem geringeren als Leopold von Ranke fand — war inhaltlich überſtrömend von Reichthum: man ſpürte, der Mann konnte lange nicht Alles ſagen in der kurzen Stunde, was er ſagen wollte, zu ſagen rang. Spengel, den ich ſpäter noch vielfach — war er doch neben Barthélémy Saint-Hilaire in Paris

[1]) Band I, S. 13. S. 191.

und Trendelenburg in Berlin der größte Ariſtoteliker der Zeit — in meinen Studien über des Ariſtoteles Statslehre zu Rathe zog, blieb mir bis an ſeinen Tod ein gütiger freundſchaftlicher Förderer.

Ferner hörte ich im Winterhalbjahr 1850—1851 (man las damals in München bis zum 21. März, die Juriſten begannen aber wegen der bis Ende October währenden Prüfungen erſt nach Allerſeelen) Länder- und Völkerkunde bei Neumann, dem „Chineſen", wie wir ihn nannten, weil er ſo viel von China erzählte, auch einem Chineſen „zum Verwechſeln" ähnlich ſah, wie die Studenten behaupteten, die nie einen Sohn des Reiches der Mitte geſehn (er ſah in Wahrheit ganz anders aus). Es hatte ſeine Beliebtheit ſtark gefördert, daß er, wie man auf den Salbänken raunte, wegen ſeiner Freiſinnigkeit von der Regierung „verfolgt" werde. Ich ging alſo mit günſtigſter Vormeinung zu ihm: aber die Vorleſung gefiel mir nicht: ich fand kein Gefallen an ſeinen Witzeleien: es ſchien mir — damals ſchon! — geſchmacklos, daß

er bei Erwähnung Ludwigs XVIII. von Frankreich beifügte: „denn man numerirt die Könige wie die Fiacres".

Bei dem ultramontan-phantaſtiſch-romantiſch-myſtiſchen von Laſaulx gaſtete ich nur dreimal: — ich weiß nicht mehr, in welcher Vorleſung: ſein weiter Sal war bis auf den letzten Platz gefüllt, nicht nur von Theologen und von ultramontan gegängelten Studenten anderer Facultäten, — auch Viele nicht alſo gebundene ſchwärmten für den ſchönen, ſchwungvollen Vortrag. Und es iſt wahr: der Mann hatte ſeine vortrefflichen Seiten: die ſtattliche Geſtalt mit dem edeln löwenähnlichen, auch von einer Löwenmähne umwallten, durch heftigen Blutandrang gerötheten Antlitz, die ſtarke (freilich etwas zu hohe) Stimme machte günſtigſten Eindruck. Dazu kam die Begeiſterung, die zweifelloſe Ueberzeugungstreue, mit der er ſprach. Seine ſittliche Tüchtigkeit hat er auch in den politiſchen Parteikämpfen trefflich bewährt. Allein was er lehrte, das war mir — nach Inhalt

und Methode — widerſtrebend. Gerade jene Miſchung, jenes Durcheinander von Wiſſenſchaft und von Poeſie, jenes „Schwunguolle“, das durch ein dichteriſches Gleichniß den begrifflichen Beweis, den ſchlußbündigen Folgezwang des Gedankens erſetzen ſollte und was ſo Viele anzog, das ſtieß mich ab. Es war mir unleidlich: vermöge einer glücklichen Anlage meiner Natur, welche die Einbildungskraft von der Forſchung möglichſt fern zu halten das angeborne Bedürfniß hat: — was wäre aus mir — als Lernendem, und als Lehrer — geworden, hätte ich meine ſo unermüdliche Einbildungskraft jemals die ſchillernden Flügel in das Wiſſensgebiet tragen laſſen! Und der angeborne geſunde Sinn ſolcher Scheidung ward gerade damals zu vollſter Entwicklung gebracht durch einen andern meiner Lehrer: — durch meinen Lehrer κατ' ἐξοχήν! — Prantl. Laſaulx verſcheuchte mich endgültig, als er in ſeiner myſtiſchen Geſchichtsphiloſophie vom Katheder herab die Vorbeſtimmung Roms, aus der Haupſtadt der heidniſchen zur Hauptſtadt der chriſtlichen Welt

zu werden, damit bewies, daß Roma (griechisch ῥώμη), „die Kraft", ja nur der „Umkehr" bedurfte, um aus Roma — Amor „die Liebe", der Grundgedanke des Christenthums, zu werden. Da floh ich![1]) — Uebrigens blieb mir auch von Lasaulx, den ich als Menschen hoch verehrte, freundlich zugethan: sehr liebenswürdig betheiligte er sich später bei meiner Habilitation an dem Redestreit über die Entstehung der Gottesurtheile bei den Germanen, auf den gemein-arischen Ursprung hinweisend.

Unter all meinen Lehrern nun aber hat unvergleichbar den mächtigsten Einfluß auf mich geübt der Philosoph Karl (von) Prantl. —

Ich schulde ihm den tiefsten Dank: denn ich verdanke ihm nicht nur eine Fülle von Einzelkenntnissen, auch nicht blos jene Erziehung zu selbständigem philosophischen Denken, durch welches ich mir,

[1]) Das Wortspiel, das alles Ernstes eine von Gott gewollte Vorbedeutung sein sollte, rührt, wie ich meine, von Görres her.

eine obzwar auf Prantl'scher Grundlage ruhende, doch selbsterbaute, in allem Wesentlichen eigenartige Weltanschauung schuf, die — nach unschilderbar schmerzlichen Kämpfen — mir Ruhe, Versöhnung, vollste geistige, sittliche, gemüthhafte Befriedigung gewährt: — und das ist doch schon bald das Höchste, was Mann dem Manne danken mag! — Ich schulde ihm doch noch ein Anderes, Wichtigeres, weil allumfassendes: ich verdanke ihm gerade jene Bändigung der Einbildungskraft durch das methodische Denken und damit die Errettung und Sicherung meiner ganzen geistigen Eigenart gegenüber der schwersten mich bedrohenden Gefahr: eben der Gefährdung von Klarheit und Gegenständlichkeit durch die glühendste, nie rastende Phantasie.

Wie nahe lag doch die Versuchung, auch in die Wissenschaft, zumal in die Erforschung des germanischen Alterthums das Dichterische eingreifen zu lassen, was die Einbildungskraft als schön, edel, schwungvoll, dichterisch befriedigte, in unbewußter

Selbsttäuschung auch in der Geschichte zu finden, überhaupt mehr oder minder „geistreichen" Einfällen zu folgen.

Meinem hochverehrten und heißgeliebten Lehrer Prantl verdanke ich es, seinem Vorbild in der That mehr noch als seiner Mahnung, daß ich nie in jenen Fehler verfiel. Wie viele meiner Forschungsgenossen gerade in der germanischen Rechtsgeschichte, der urgermanischen Geschichte überhaupt sah und sehe ich an jenen schlimmen Verirrungen leiden, Leute, die ganz gewiß nicht so viel Phantasie und daher nicht so starke „mildernde Umstände" wie ich für sich haben! Was richten glänzend begabte, „geistreiche" Männer für Unfug an in der deutschen Rechtsgeschichte gerade deßhalb, weil sie jedem „geistreichen", blendenden, schillernden Einfall Ausdruck geben, weil sie auf Grund Einer scharfsinnig, aber einseitig gedeuteten Stelle schwindelnd hohe Bauten aufthürmen, mit anspruchsvoller Unfehlbarkeit, niemals dem Leser oder Hörer gewissenstreng andeutend, wo die sichere

Quellenüberlieferung endet und wo die Vermuthung, die „Conſtruction“, anhebt. Die Herren können nur glauben: mir fehlt es — weiß Gott! — an allerlei Einfällen auch nicht ganz. Aber die Hand ließ ich mir abhacken, ehe ich Bücher oder Abhandlungen ſchriebe, wie ſie als die „geiſtreichſten“ geprieſen werden. Ich verſpüre Abſcheu und Grauen vor dem „Geiſtreichthum“, der ja freilich die lauteſten und glänzendſten „Erfolge“ in Zeitſchriften und oft auch in — Berufungen hat: aber die Ergebniſſe jener „Conſtructionen“ dauern nicht lang: ſie haben kurze Beine und kurzen Athem: gar bald kommt die gewiſſenhafte, ſchlichte, prunkloſe Forſchung und wirft eines jener gleißenden Seiltänzergerüſte nach dem andern über den Haufen. Ich berühme mich, ſchon gar manchen dieſer Zauberſchwindel in ihr Nichts aufgelöſt zu haben.

Ja, es iſt mir ſehr klar, daß ich in meinem Widerwillen gegen alle „Geiſtreicherei“ manchmal zu weit gehe, daß ich, allzu nüchtern, auf gewiſſenhafte

Auslegung der Quellen mich beſchränke, eigene Zuthaten ſo wenig wie thunlich mir verſtatte: das iſt der Fehler meines Vorzugs: oh wie gerne laß ich mir den Tadel hierüber gefallen, während ich mich des Lobes, geiſtreich zu ſein (aber es hat keine Gefahr!), bis ins tiefſte Herz hinein vor meinem verewigten Prantl ſchämen würde.

Einmal ſchrieb mir einer der erfolgreichſten Vertreter jener Richtung — der übrigens glücklicherweiſe auch wahrhaft und hoch Verdienſtliches, nicht blos „Geiſtreiches“ geſchrieben hat —, es ſei zu bedauern, daß ich (folgen einige Lobſprüche) „den Fortſchritt in unſerer Wiſſenſchaft nicht mit mache“. Ich antwortete: „Nein, ich mache ihn nicht mit, den Fortſchritt ins Blaue hinein.“ —

Ich führe zwiſchen Wiſſenſchaft und Dichtung, ſcharf getrennt, doppelte Buchhaltung: Phantaſie, kühne Einfälle, verwegene Vermuthungen über Menſchen und Dinge in dem geſchichtlichen Roman: — aber in der Geſchichte ſtrengſte, quellenmäßige, nüchternſte Gegen-

ſtändlichkeit. Ja, wo ſich in der Geſchichte für eine Erſcheinung zwei Erklärungen anbieten, eine zugleich dichteriſch lockende und eine rein proſaiſche: — da wähle ich gewiß die letztere: „it's more safe“.

All' das nun verdanke ich, abgeſehen von geſunder hierauf gerichteter Anlage — eben die planmäßige Entwicklung dieſer Anlage, — Prantl; wie geſagt, mehr ſeinem Vorbild denn ſeiner Warnung: deren bedurfte es nicht! Der ätzende Hohn, die vernichtende Verachtung, womit er von den „Katheder-helden“ ſprach, die mitleidloſe Zertretung alles Phraſenthums, aller eiteln Hervordrängung des lieben Ich, die ſelbſtloſe begeiſterte Verſenkung in die Sache, die als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzte mühevollſte Erſchöpfung jeder erreichbaren Quelle, die äußerſte Selbſtverleugnung in trockenſter Arbeit, der Verzicht auf jeden ſchillernden äußeren Erfolg, — das wirkte in einer Weiſe erziehlich auf mich wie nichts ſonſt hätte wirken können.

Dankbar füge ich bei, daß auch ſein Freund Kon-

rad (von) Maurer, der Classiker des Nordgermanischen, in ähnlicher Weise Einfluß auf mich übte: auch sein Vorbild, seine Forschungsweise waren mir ein Ideal, auch ihm verdanke ich gar sehr viel und mit Stolz nenne ich mich auch seinen Schüler, obzwar der Zufall es verhinderte, daß ich je eine Vorlesung bei ihm hörte.

Allein als ich Maurer kennen lernte, hatte Prantl schon das Entscheidende, Grundbauende für die Methode an mir gewirkt: ich hörte zunächst im Winterhalbjahr 1850—1851 bei ihm Logik und Encyclopädie der Philosophie: eine ganz ausgezeichnete Vorlesung. Nie werde ich den Eindruck vergessen, welchen gleich die ersten par Stunden bei Prantl auf mich machten: übrigens nicht nur auf mich, auch auf Engert und alle Begabteren und — freilich auch — ernster Angelegten und ernst zu arbeiten Entschlossenen unter uns.

Denn Prantl setzte sehr viel voraus: weniger noch an Vorkenntnissen (— obwohl es auch hier gar tüchtig nachlernen galt: in Griechisch, Geschichte, Li-

teratur! — als an Uebung, rasch und scharf verwickelte Gedankengänge zu erfassen und zu beurtheilen. Er zwang uns, in raschem Denken mit Begriffen — abgekürzt — zu rechnen. Echt sokratisch wirkte seine Lehrweise: eine ganze Reihe von Zwischengliedern der Gedanken übersprang er und nöthigte uns, gleich mit ihm vom Ausgangspunct „to jump at the conclusions“: — was uns im Anfang nicht ohne öfters zu kurz springen gelingen wollte. Ganze Phalangen von Trugschlüssen oder Redensarten warf er mit Einem Wort in den Abgrund: die Inhaltlosigkeit der „formalen Schul-Logik“ ward schonungslos aufgedeckt.

Das kleine hagere Männlein — damals ein blutjunger Extraordinarius — war ganz Geist, Gedanke, Sehne: — nichts Fleischliches schien an ihm zu haften: im Feuer des Vortrags verschönten, veredelten sich die unregelmäßigen Züge! Wie blitzten dann unter der mächtigen Stirne diese scharfen, strengen Augen hervor, wie zuckte es um den ausdrucksvollen

Mund, der ſo unſäglich verachtend die „Geiſtreichen“ abthun konnte!

Auch ſeine Vortragsweiſe nahm ich mir zum Vorbild: ohne je zu dictiren — (der dictirende Profeſſor iſt überflüſſig, ja ſchädlich, an Stelle des gedruckten Vortrags!) — ſprach er in freier Rede aus ſorgſam vorbereitetem Entwurf: doch ſo, daß jeder denkende Hörer den weſentlichen Inhalt, die Begriffsgliederung, nachſchreiben und ein vollſtändiges vortreffliches Heft mit nach Haus bringen konnte: aber er mußte eben auch denken, er mußte dem vor ihm vollzogenen Denkvorgang des Lehrers frei thätig folgen: ſonſt verſtand und hatte er nichts davon: das unſelige Stenographiren, das gedankenlos jedes Wort feſtnagelt, war ausgeſchloſſen. Wer aber mit gedacht hatte, der hatte nun für immer mit begriffen und den Gedanken des Lehrers ſich geiſtig zu eigen gemacht: — er hatte ihn „inwendig gelernt“, brauchte nicht mehr ihn auswendig zu lernen —: das iſt die Aufgabe des Vortrags an der Hochſchule.

Am Schluſſe jedes Halbjahrs machte ich [gleich vom erſten (1850/51) an] freiwillig und nicht um eines Stipendiums oder um des Honorarerlaſſes willen, — nur behufs meiner eigenen Gewiſſensbefriedigung — die Prüfung aus der bei Prantl (ebenſo übrigens auch bei den meiſten anderen Lehrern) eben gehörten Vorleſung: jedesmal mit der erſten Note: jedesmal beantwortete ich jede Frage richtig und doch hatte ich nichts anders gethan als jede Vorleſung am Abend und dann vor der Prüfung das ganze Heft nochmal durchgeleſen.

Die Gewinnung ſtrengſter wiſſenſchaftlicher Methode als köſtlichſte Frucht dieſer Stunden trat mir ſelbſtverſtändlich erſt ſpäter ins Bewußtſein: zunächſt beglückte mich die Löſung zahlloſer Zweifel, mit denen ich mich in Seelenlehre, Erkenntnißlehre, Sittlichkeitslehre, Menſchenlehre Jahre lang gequält hatte. Denn es war doch eine recht knabenhafte, unvollſtändige, lückenhafte Philoſophie geweſen, welche ich ſeit dem vierzehnten Jahre in Selbſtbelehrung aus Plato,

ſpäter aus Ariſtoteles, Spinoza, Hegel an Stelle der eingebüßten religiöſen Vorſtellungen mir zurecht gezimmert hatte. Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen! Ich lernte folgeſchlüſſig ſelbſt denken, nicht etwa blind hinnehmen, was Prantl vortrug, der oft mit einem Fragezeichen ſchloß. Wie dankte ich dieſem geiſtigen Erlöſer! Ich liebte ihn mit heißer Leidenſchaft!

Er hatte uns gütig aufgefordert, jedes Bedenken ihm ſofort auszuſprechen (denn dieſer Profeſſor war für ſeine Schüler da, nicht ſeine Schüler für ihn).

Am andern Tag ſtand ich ſchon vor der Thüre ſeiner Wohnung — auf dem „Schrannen"- (ſpäter „Marien"-) Platz — hochklopfenden Herzens. Ich zagte: ich wagte lange nicht, anzuläuten. Ob er es wohl merken würde, daß das vorgeſchützte Bedenken (über das Verhältniß der nikomachiſchen Ethik zur Politeia des Ariſtoteles) nur ein Vorwand war, ihn aufſuchen zu dürfen? Endlich überwand ich die Scheu: — ich ſchellte. Es war

nach Mittag drei Uhr. Eine junge gar wunderhübſche Frau in hellem Hausgewand öffnete: es war die Frau Profeſſor ſelbſt. Ein offenbar noch ganz kleines Kind ſchrie aus einem Nebengemach: — du warſt es, o Freund Karl, jetzt mein lieber Amtsgenoß und Vorſtand des botaniſchen Gartens zu Breslau!

Und wie wehmuthvoll war es, als ich in dieſem Frühjahr (1890) deine liebe Mutter als hochverehrten Gaſt hier an der Oder an meinen Herd führen durfte: — ach, im grauen Har und im ſchwarzen, im Wittwen-Gewand! Wehmuthvoll und doch ſchön! Denn es iſt ein Schönes um die dankbare 40 Jahre bewahrte Herzenstreue des Schülers.

Seither kam ich gar oft zu dem geliebten Lehrer, deſſen gewaltige Bücherei ich ſtets mit ehrfurchtvoller Scheu betrat, — in dem alsbald von ihm erworbnen grün umfriedeten Haus in der Gartenſtraße: — nahe an meinem verlorenen Aelternhauſe!

Allmälig erbaute ich mir denn nun auch jene

Weltanſchauung, welche mich für den Verluſt des Kirchenglaubens mehr als entſchädigt, mir volle Befriedigung gewährt, in einem kämpfereichen Leben niemals ihren rettenden Halt verſagt hat.

Selbſtverſtändlich war das nicht das Werk weniger Halbjahre: als ich aber 1857 zuerſt (als 23jähriger Privatdocent) Rechtsphiloſophie vortrug, da waren jene Auffaſſungen gewonnen, welche in der Folge nur noch Vervollſtändigung, Erweiterung, Vertiefung, umfaſſendere Begründung, nicht aber noch weſentliche Aenderung erfuhren.

Und zwar iſt dieſe Weltanſchauung — unerachtet der dankbarſt anerkannten Anregung und Leitung durch Prantl — mein eigenſtes Werk. Selbſtverſtändlich! Sonſt wäre ſie eben nicht meine eigene, ſondern eine fremde: eine fremde aber könnte nicht voll befriedigen. Denn — wie ſchon der doch ſo abſtracte Fichte bekannte: — „was einer für ein Philoſoph iſt, das hängt davon ab, was einer für ein Menſch iſt", d. h. von ſeiner angebornen und durch geſchichtliche Einwirkungen

ausgeſtalteten Eigenart. Machen ſich doch die Leute, die wirklich denken oder auch nur wirklich empfinden, ſogar die Kirchenreligionen eigenartig zurecht, und iſt doch unerachtet der Einheit des Bekenntniſſes der Katholicismus oder Proteſtantismus des A von dem des B verſchieden: — vorausgeſetzt, daß beide in Wahrheit „eigenartige" Menſchen ſind.

Prantl's lobwürdigſter Einfluß war vor Allem wirkſam in Verneinung, in Ausſchließung: er half mir, viel raſcher mit irrigen, einſeitigen Lehrmeinungen fertig werden als mir das ohne ſeine überlegne Beurtheilung möglich geweſen wäre.

Zwar Plato ward mir nie gefährlich, ſo eifrig ich ihn ſtudirte, — wiederholt hab' ich ihn ganz durchgenommen:[1]) ſo warm ich die Schönheit ſeiner Form empfand, — gerade die Verquickung von Wiſſenſchaft mit Poeſie ſtieß mich ab (ähnlich Schelling, ausgenommen ſeine

---

[1]) Auch über ſeinen Phädon geſchrieben: ſ. unten: „Berlin": und Bauſteine IV. 2. (Berlin 1883.)

erſte, ſeine Identitätsphiloſophie): denn zwiſchen dieſen ſcharf zu ſcheiden, war mir ja ſehr früh Bedürfniß (oben S. 9). Aber Ariſtoteles, Spinoza und ganz beſonders Hegel hielten mich — den Unreifen — lange gefangen: die großartige Einheit und Inſichgeſchloſſenheit dieſer Syſteme befriedigte meinen gierig nach Einheit lechzenden Geiſt.

Ich berauſchte mich an der genialen Dialektik Hegel's: erſt Kant und noch mehr mein eigner Geſchichtsſinn befreiten, ernüchterten mich. Prantl ließ mich, ein wenig ſpöttiſch lächelnd, ruhig gewähren, wenn ich ihm von Hegel's Philoſophie der Geſchichte, Aeſthetik, Rechtsphiloſophie, Phänomenologie des Geiſtes vorſchwärmte. Er ſchrieb mir noch nach Berlin (1853) einen herrlichen Brief, in welchem er mir die Selbſtbefreiung von dem „Hegel'ſchen Joche" beſtimmt weisſagte. Bald war ſie errungen: die ob noch ſo geniale, doch höchſt willkürliche, im Einzelnen unrichtige, die Thatſachen vergewaltigende „Conſtruction" Hegel's in Natur- und zumal in Geiſtes-Philoſophie ſtieß meinen „Hiſtorismus" ab.

Die Ungeheuerlichkeiten seiner Naturphilosophie vermochte ich aus Mangel an bestimmten Kenntnissen, an naturwissenschaftlicher Durchbildung nur hie und da zu ahnen: aber die Geschichtswidrigkeiten in der Religionsphilosophie (in welcher blos diejenige Religion fehlt, welche heute noch die größte Bekennerzahl aufweist: der Islam!), das Haarsträubende der Rechtlosigkeit der andren Völker gegenüber dem jeweils zur Herrschaft berufnen (z. B. Römer) in der Rechtsphilosophie brachen den Hegel'schen Zauberbann. Erst jetzt ward ich auch fähig, durch Kant mich von jedem Dogmatismus in der Philosophie zu befreien.

Aber durch Kant und den „Historismus" entzog ich mich nun alsbald auch Prantl's eignen Lehren, welche er freilich in scharfsinnigster Weise in dem „dialektischen Proceß" (doch völlig selbstständig gegenüber dem Hegel'schen) entwickelte: ich gelangte nun auf eignen Wegen zu allerdings viel schlichteren, einfacheren Ergebnissen, tief abstehend von dem feingegliederten kunstvollen Netzwerk Prantl'scher Dialektik.

Nur in den Grundgedanken blieb ich bis heute in vollster Uebereinstimmung mit meinem großen Lehrer: Bewußtsein der Relativität aller menschlichen „Weltweisheit", kritisch-geschichtliche Methode, Verwerfung des Materialismus wie des supranaturalistischen Theismus (hier sind nun die Fremdwörter wirklich unvermeidlich!), des subjectiven Idealismus, Aufstellung des objectiven Idealismus, eines idealistischen Monismus d. h. Einheit des ewigen unerschaffnen Seins, „der Welt", mit dem Seins-Gesetz, dem Weltgesetz: und doch innerhalb dieser Einheit vernunftnothwendige Zweiung alles Seienden in Welterscheinung und Weltgesetz. Für das Menschliche: Verwirklichung der natur- und vernunftnothwendigen Anlagen, Triebe, Ideen — der wesentlich-menschlichen — in Sprache, Familie, Kunst, Religion, Sittlichkeit, Recht und Wissen: Ausprägung dieser gemein menschlichen Kräfte und Gestaltung, je nach der Eigenart der Völker und ihrer geschichtlichen Beeinflussung, mit wechselnden Idealen.

Keine Willensfreiheit im Sinne der „Willkür“ d. h. des Wunders, vernunftnothwendige Unterordnung des Einzelnen unter das höhere allgemeine Gesetz als Grundsatz wie für Sprache und Wissen, so für Religion, Sittlichkeit und (in den äußeren Beziehungen der Menschen untereinander) Recht: überall Bethätigung des objectiven Idealismus durch Gestaltung des möglichst Schönen, Guten, Zweckmäßigen aus dem einmal unvermeidbar gegebenen Stoff: Versöhnung des Ich mit dem übergeordneten Allgemeinen, Unterordnung, aber nicht Aufgebung der Eigenart gegenüber dem höheren Vernunftnothwendigen als sittliche Aufgabe. Das unzutreffende Wort „Pantheismus“ wird hierbei angemessen ersetzt durch Monismus, aber bei Leibe nicht der „Materie“!

Es ist hier nicht der Ort, diese Weltanschauung weiter auszuführen: ich verweise hiefür auf meine philosophischen, zumal rechtsphilosophischen Schriften: Die Vernunft im Recht, Berlin 1878; Philosophische Studien, Berlin 1883; Rechtsphilosophische Studien,

Berlin 1883; (Bausteine d. h. gesammelte kleine Schriften, IV. 1. 2.): auf Einzelnes wird freilich im Verlauf noch näher einzugehen sein. Doch schon hier verwahre ich diese meine Weltanschauung gegen die Bezeichnung als pessimistisch! Heroisch ist sie und tragisch, aber nicht pessimistisch. Letzteres ist mir ein Gräuel, ist durch und durch krankhaft und eines der drohenden Anzeichen der Fäulniß unserer Bildungszustände.[1])

Tragisch, heroisch ist meine Weltanschauung, weil sie Entsagung lehrt, weil sie weiß, daß das Glück der Menschen weder auf Erden noch in einem erträumten Himmel „Weltzweck" ist, sondern „Weltzweck" (vielmehr: Wesen der Welt) ist die nothwendige Verwirklichung des Weltgesetzes, für welches das Glück der Menschen so gleichgültig ist wie das der Thiere oder der Pflanzen: heroisch, weil sie trotzdem

---

[1]) Vgl. I, S. 41; obigen Satz mußte ich gegen eine übrigens sehr wohlwollende Beurtheilung des I. Bandes in der „Schlesischen Zeitung" (December 1890) anführen.

Lebensfreude und Pflichterfüllung fordert, ohne jene elende Rechnung auf Belohnung oder jene erbärmliche Furcht vor Strafe im Jenseits, welche auch der „guten“ That, wenn sie um dieses Lohnes willen gethan wird, jeden sittlichen Werth nimmt: heroisch, weil sie in dem Heldenthum (dem geistigen, sittlichen wie kriegerischen) für das Volk höchste Ehre, höchste Pflicht und höchste Beglückung findet: für das eigene Volk, weil das einzelne Volk es ist, in dem die Menschheit erscheint: denn eine abstracte Menschheit über den Köpfen der geschichtlichen Völker giebt es nicht.

Und diese Weltanschauung, welche wie in meiner Philosophie so in meiner Dichtung („Odhins Trost“) überall hervortritt, hat man „nihilistisch“ genannt, den „Kampf um Rom“ ein nihilistisches Buch gescholten: — dies Buch, das überall überströmt von der begeisterten, bis zum Tode getreuen heldenhaften freudigen Hingebung an Volk und Vaterland! —

Aber wenn ich mich mit der Dummheit und Unbildung, — neben der Böswilligkeit — gar Vieler

der heutigen Wortführer der Beurtheilung der Dichtung aufhalten wollte: — dieſe „Erinnerungen“ würden mehr lang als lieblich.

Ein Hauptunterſchied der heroiſchen von der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung liegt darin, daß erſtere den Willen zum Leben bejaht und den Menſchen, unerachtet ſein Glück nicht im „Weltplan“ liegt, nicht unentſtanden wünſcht, während dieſe, echt mephiſtofeliſch, ſagt: „drum beſſer wär's, daß nichts entſtünde“ und folgerichtig zum Selbſtmord führen würde. Wie viel Unheil hat Schopenhauer mit ſeiner glänzenden Begabung an der Seele des Deutſchen Volkes angerichtet: — gerade unter den Halbgebildeten, darin am meiſten Heinrich Heine vergleichbar, nur daß dieſer unzweifelhaft große Virtuoſe der Lyrik dadurch noch viel mehr gemeinſchädlich wurde, daß ſein Gift auch den Weiblein zugänglich, ſüß und „ſüffig“ iſt.

Damals ſchon fand auch die angeborene unwillkürliche Begeiſterung für das Germanenthum, die

Begeisterung für das Deutsche in Sprache, Literatur, Stammesgliederung und der Schmerz um die stattliche Zerrissenheit und Ohnmacht ihre nun mit Bewußtsein vollzogne philosophische Begründung. Bereits mit den Bohnenstangen von 1846 hatte ich „deutschen Patriotismus" getrieben, nicht erst 1871 ihn mir „angedichtet". Die Hinneigung zum „Weltbürgerlichen", welche eine Zeit lang von Goethe her, zumal aber aus den für Polen und Franzosen schwärmenden Dichtern des vormärzlichen Liberalismus (Freiligrath, Herwegh) in meine Vorstellungen sich geschlichen hatte, ward gar bald und endgültig überwunden durch die auf Philosophie und Anthropologie gegründete Erkenntniß, daß die Menschheit ja nur in den geschichtlichen Völkern erscheint und daß die richtige Unterordnung des Einzelnen unter diese Allgemeinheit nur geschieht durch den innigsten Zusammenschluß mit je der Besonderheit des Einzelnen. Es giebt keinen „Menschen im Allgemeinen" und derjenige dient der Menschheit am besten, welcher am besten seinem Volke dient. Das tiefer zu begründen, ver-

mag nur jene Philoſophie, welche darweiſt, wie in allen Dingen das Allgemeine eben im Beſonderen das Einzelne zuſammenſchließend erſcheint: das Allgemeine an ſich iſt nirgend und das Einzelne an ſich verwirklicht das Allgemeine nur im Beſonderen. Alſo iſt der Patriotismus nicht ein „barbariſches Vorurtheil“ (Goethe), ſondern die geſunde, die berechtigte Bethätigung des Individualismus gegenüber einerſeits der zerfahrenen „Allmenſchheit“, dieſer verkehrten Luftſpiegelung des Wirklichen, andrerſeits der Selbſtſucht des nur ſeine nichtige Perſon liebenden Einzelnen: hier, im Patriotismus, kann ſich die Eigenart und die Eigenliebe austoben, mit der Pflicht, jauchzend für Volk und Vaterland in „die Speere zu ſpringen“: das iſt eine Selbſtſucht, die ungefährlich: denn ſie iſt nicht allzuhäufig! Es iſt diejenige „Selbſtſucht“, welche im Opfertod für's Vaterland ſich ſelbſt verleugnet und ſo ſich aufhebt, ſich zu dem edelſten Gegentheil von Selbſtſucht verklärend. In ſolchem Dialekticismus darf man ſagen: der richtige Ausdruck

des Kosmopolitismus ist der Politismus, das richtige Weltbürgerthum ist das Statsbürgerthum, und die richtige begeisterte, hingebende, im Tod sich aufopfernde Liebe zur Menschheit ist die begeisterte, hingebende, im Tod sich opfernde Liebe zum eignen Volk. Aber freilich: was ist unsrer unglaublich verrohten Menge Volk und Vaterland und Ideal! Und auch die „Menschheit" ist jenen Leuten nur eine Ausflucht, um ihrer maßlosen Selbstsucht zu fröhnen: um an der Pflicht gegen ihren Stat, gegen ihr Volk vorbeizuschlüpfen, erklären sie, nur der Menschheit dienen zu wollen d. h. einer inhaltleeren Abstraction, welche keine Rechte geltend machen kann. Nur die Menschheit lieben sie d. h. nur sich selbst als Träger dieser Menschheit.

Aber zurück zu Prantl.

Ich hörte auch in den folgenden Halbjahren Alles, was an Philosophie bei ihm zu hören war (er trieb im philologischen Seminar auch Philologie, zumal Aristoteles): die höchst ausführlich in zwei fünf-

ſtündigen Vorleſungen vorgetragene „Geſchichte der Philoſophie“ ſpendete mir nicht nur abermals einen Schatz von Einzelkenntniſſen: — ſie erweiterte auch ganz bedeutend meinen Geſichtskreis, ſie gewährte, ohne je das viel mißbrauchte Wort „Culturgeſchichte“ auszuſprechen, einen Einblick in das Eigenartige der Bildung der alten Welt, des Mittelalters, der Zeit der Wiederbelebung des claſſiſchen Alterthums, der Reformationszeit, der engliſchen und der franzöſiſchen Revolution und der Deutſchen Geiſtesentwicklung von Luther bis nach Auflöſung der Hegel'ſchen Schule. — Ich ſtudirte nun alle philoſophiſchen Syſteme, ſowie ſie in der Vorleſung erledigt waren, in den Quellen und ließ mir von der angegebnen reichen Literatur nicht Ein Buch entgehen. Vier, ſechs, acht Stunden lang ohne Unterbrechung las ich und machte Auszüge: wollte die Spannkraft verſagen, griff ich zu einem auch ſpäter noch oft angewandten Mittel: ich las mir, umherwandelnd, den Schriftſteller laut und mit möglichſt vollendetem Vortrag vor. Ich gedenke

noch, wie ich mich dabei in Hegels Phänomenologie und Philosophie der Geschichte in einen wahren Geistes-Rausch hinein declamirte. Am schwersten wurde mir das Verständniß Fichte's: und ich will mich nicht berühmen, ihn ganz erfaßt zu haben. Sein „zweites Stadium" stieß mich ab und ich witterte und spürte die Ansätze desselben überall schon in den Schriften des ersten heraus.

Ich war bereits Doctor und geprüfter Rechts-practicant, als ich erst die Möglichkeit fand, Rechts-philosophie bei Prantl zu hören. Auch diese Vor-lesung ward von größter Bedeutung für mich, was die Geschichte der Rechtsphilosophie betrifft. Das System dagegen trat damals noch bei Prantl so stark hinter der Geschichte zurück — er hielt die Vorlesung zum ersten oder zweiten Mal —, daß es in einer einzigen Stunde, — der letzten — erledigt werden mußte. So war ich denn gezwungen, das System mir selbst und allein aufzubauen. Und das war mir sehr heilsam!

Aber auch in der Behandlung der Geschichte der Rechtsphilosophie trat ein bedeutsamer Gegensatz zu dem geliebten Lehrer hervor: ich war eben Rechts- und Geschichts-Forscher geworden: das zeigte sich nun darin, daß ich die Geschichte der Idee des Rechts keineswegs nur in den Systemen der Schulphilosophie suchte, fand und darstellte, sondern daneben auch in der Verwirklichung durch die geschichtlichen Rechte und Gesetzgebungen der Völker, so daß also meine Geschichte der Rechtsphilosophie die Darlebung der Rechtsidee aufsucht auch in den orientalischen, dann in den hellenischen Staten und Verfassungen, im römischen Recht und Stat, in den germanischen Rechtsgedanken und (nach Möglichkeit) in der vergleichenden Rechtsgeschichte anderer, zumal auch der sogenannten Natur-Völker.[1])

In solchem Sinne trug ich seit 1857 Geschichte

---

[1]) Vergl. „über die Methode der Rechtsphilosophie", „über vergleichende Rechtsgeschichte", Bausteine IV, 2. Berlin 1883.

und Syſtem der Rechtsphiloſophie vor: es war eine meiner erſten Vorleſungen und es ward und blieb eine meiner erfolgreichſten in München, Würzburg, Königsberg und Breslau. Es war einer meiner hervorragendſten Schüler, der noch nach dem Abgang von der Hochſchule als Doctor und Referendar die Vorleſung hörte und meinte, „nun ſei ihm eigentlich erſt über Recht und Stat ein Licht aufgegangen.“

Gerade bei dieſer Vorleſung macht ſich freilich der Mangel an allgemeiner Bildung bei den preußiſchen Rechtshörern recht hemmend fühlbar: ich darf an geſchichtlichen, philoſophiſchen und Literatur-Kenntniſſen herzlich wenig vorausſetzen: Alles, was ſie beim Geſchichts- und Literatur- und Philoſophie-Profeſſor hätten hören ſollen, bevor ſie Rechtsphiloſophie belegen, muß ich — in der ohnehin ſo knappen Zeit! — in aller Kürze und Dürftigkeit vorausſchicken: weder Platons Idee noch des Ariſtoteles τέλος noch Spinozas Subſtanz, noch Kants Ding an ſich, noch Hegels dialektiſchen Proceß kann ich als bekannt

annehmen: aber ebenſo wenig die doriſche Statsverfaſſung oder Sanct Auguſtin, Dante oder den Inveſtiturſtreit, oder die Wiederbelebung des Alterthums, oder die Zuſtände vor der franzöſiſchen Revolution, oder Herder, oder Wilhelm von Humboldt, oder Jakob Grimm!

Sehr ſchlimm ſteht es auch mit der Kenntniß der neueren Sprachen! In Königsberg hat ein Bibliothekar der fünfziger und ſechziger Jahre nicht nur, von ſpaniſchen zu ſchweigen, italieniſche und engliſche, auch franzöſiſche Bücher in der deutſchen Ueberſetzung angeſchafft. Jeden außerdeutſchen Namen muß ich an die Tafel ſchreiben, ſoll er verſtanden werden: ſogar franzöſiſch wird nur verſtanden, wenn ich es auf norddeutſch d. h. falſch ausſpreche: ſage ich „Jean Jaques Rouſſeau", ſo horchen ſie auf, als ſpräche ich von Popocatepetl, und laſſe ich mir vollends einfallen, ohne Ankreidung „Blackstone commentaries on English law" zu nennen, oder „Adam Smith Inquiry into the nature and causes of the wealth

of nations“, so legen sie, entrüstet über eine solche Zumuthung, in vollem Ausstand die Feder nieder. Wenn doch der höchst wohlwollende und tief einsichtige Cultusminister, Herr Dr. von Goßler, einmal eine Halbjahresprüfung mit anhören wollte! Er würde gewiß nicht mehr für nöthig erachten, den Studenten zu sagen (in öffentlicher Rede zu Breslau): „All zu fleißig brauchen Sie nicht zu sein!“ Es ist wirklich keine Gefahr. —

Ein anderer preußischer (ehemaliger) Minister hat vollends einmal in Königsberg zu den Corpsstudenten (ungefähr) gesagt: „Ich bin sehr wenig ins Colleg gegangen, bin doch Minister geworden!“ Vielleicht wäre es besser gewesen, er wäre ins Colleg gegangen und nicht Minister geworden. Die Herren Corps haben solche Ermunterung gerade noch nöthig! Caeterum censeo: die Einrichtung des Studiums des Rechts, zumal auch die Referendarienprüfung muß gründlich geändert, ein Mindestmaß von allgemeiner Bildung vor dieser Prüfung gesichert werden:

der bestehende Zustand entbehrt aller Möglichkeit wissenschaftlicher, vergeistigter, verinnerlichter Durchbildung und gewährt tiefer nur handwerksmäßige („banausische") Abrichtung, etwa durch Einpauker verstärkt und verschlechtert.

Römische Rechtsgeschichte hörte ich (Winterhalbjahr 50/51) bei Dollmann. Er gefiel mir nicht lebhaft. Er dictirte sehr viel und zwar größtentheils Auszüge aus Puchta, was ich freilich erst gegen Ende des Halbjahrs entdeckte. War auch kein Wunder, daß er im römischen Recht Eigenartiges nicht geben konnte: denn der allerdings hervorragend arbeitskräftige Mann las nicht nur Römisches Recht, auch Strafrecht, Strafverfahren und baierisch Landrecht, was ich in der Folge alles bei ihm hörte: — die Strafrechtlichen Vorlesungen spickte er bei gewissen Verbrechen mit allerlei saftigen Einsprengungen, welche von der Menge mit lautem Beifallslachen, von mir mit stiller, wahrscheinlich wenig begründeter Empörung hingenommen wurden. Uebrigens war Dollmann — eine

Säule des protestantischen Kirchenthums — ein hochverdienstliches Glied des Gesetzgebungsausschusses.

Institution hörte ich im Sommer 1851 — mit nur noch drei andern, darunter Piloty — bei einem blutjungen Privatdocentlein mit rothem Har und Bart, hellblitzenden, wunderklugen, blauen Augen und einem höchst ausdrucksvollen Mund. Es war seine erste Vorlesung. Er behandelte uns fast wie seines Gleichen, er bestieg nie den Lehrstuhl: vor der ersten Bank stand er und focht lebhaft mit den Händen und lachte vor eitel Vergnügen mir zu, wenn er sah, daß ich auch eine schwierigere Erörterung verstanden hatte. Denn er setzte scharfes Aufmerken und rasches Denken voraus: — wie sein Freund Prantl. Manchen galt er als allzu schwer verfolgbar. Aber wir vier hielten eifrig bei ihm aus und schwärmten für ihn. Am Schlusse des Halbjahrs befiel mich eine Anwandelung jenes Verzagens an der eignen Kraft (Vergl. I, S. 292), die mich noch gar oft heimsuchte, etwa wie den Max im Freischütz. Zwar hatte ich ununterbrochen

alle Vorleſungen beſucht und zu Hauſe eifrig nachſtudirt: — ich ſchlug jede angeführte Stelle im Corpus Juris nach und ſuchte ſie zu verſtehen: wehe dem jungen Juriſten, der nicht in den erſten römiſch-rechtlichen Vorleſungen deßgleichen thut: der Vortrag allein muß ihn unbefriedigt und mangelhaft unterrichtet laſſen und die Meiſten werden dann nie mehr vom wahren Eifer für ihre Wiſſenſchaft erfüllt, gehen widerwillig in die „trockne" Vorleſung und entdecken nie, welche Fülle feinſten geiſtigen Genuſſes — ja, Genuſſes! — in dem als ſo langweilig verſchrienen Corpus Juris und in unſerer als ſo „öde" verläſterten Wiſſenſchaft geborgen liegt. Auch verſchlang ich gierig Puchta's Inſtitutionen, nachdem ſie der Privatdocent genannt hatte. Gleichwohl verzagte ich an meiner Reife für die weithin gefürchteten Pandekten, welche im nächſten Halbjahr bei dem unnahbar ſchrecklichen Arndts zu hören waren. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte den jungen, ſo freundlich lächelnden Privatdocenten, ob er mich nicht gütigſt aus ſeiner (und

Hofrath Dollmann's) Vorleſung prüfen wolle, — lediglich behufs meiner Selbſtberuhigung.

„Sie ſind mein erſter Prüfling! Ein Freiwilliger! Ein gutes Omen! Kommen Sie nur!“

So machte ich mich denn eines Herbſtabends ſpät zagen Schrittes auf die Wanderung. Denn der junge Herr Doctor wohnte in Schwabing. Pochenden Herzens betrat ich das Eine höchſt einfache Gelaß: ein Bett, ein Tiſch, zwei Stühle, Bücher; auf dem Tiſch ein Unſchlittlicht in eiſernem Leuchter mit Putzſcheere — wiederholt „ſchneuzte“ er das Talglicht während der Prüfung. (Lieber Gott, was mag wohl aus all' den alten Putzſcheeren geworden ſein? Damals ſo unentbehrlich und jetzt weiß mancher junge Leſer wohl kaum, was eine Putzſcheere war. Und die Talglichte, mit deren Talg man ſo hübſche blaue Funken an der Flamme erzeugen konnte! Sie transeunt lumina mundi!) Endlich ſprang er auf: „Was? Ob Sie reif ſind, Pandekten zu hören? Sie? Inſtitutionen können Sie nächſtens vortragen. — Aber

warten Sie damit doch noch lieber ein par Halbjahre.“ Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen! Von Stund an war er mir ein väterlicher Freund geworden und er blieb es, trotz ſtark abweichender Anſchauung in religiöſen und ſtatlichen Dingen.

Nach langer Trennung trafen wir uns wieder bei dem Jubelfeſt der Hochſchule Tübingen: er als Rector (? oder doch Vertreter) der Münchener, ich als Rector der Königsberger Hochſchule: ein Vierteljahrhundert lag zwiſchen jener Prüfung und dieſer Feſttafel, an der wir neben einander ſaßen. Sein rother und mein brauner Bart waren beide weiß geworden: aber ſein blaues Auge blitzte noch immer ſo jugendlich hell.

„Wiſſen Sie noch, Dahnle, ſelbigs Mal die Prüfung in Schwabing?“ lachte er. „Wer weiß, ob Sie heute noch ſo gut beſtehen würden in den Inſtitutionen. Ich fragte Sie zuletzt nach dem zweiten Capitel der Lex Aquilia, und Sie wußten ihn,

den adstipulator! Er ſoll leben, der alte adjectus!“ Und wir tranken einander zu. Er hatte ſich ein Vierteljahrhundert ſeine letzte Frage gemerkt! Ich hab ihn nie wieder geſehen, das helle, kluge Auge iſt erloſchen. Aber mit Dank und Rührung gedenke ich für und für des jungen Privatdocentleins: es hieß Alois Brinz.

Im folgenden Halbjahr hörte ich denn alſo Pandekten bei dem unnahbar ſchrecklichen Arndts: „Jupiter optumus maxumus“ nannten wir den in der Prüfung Entſetzen um ſich Verbreitenden. Manche klagten über die Langweiligkeit der Pandekten im Allgemeinen und dieſes Pandekteſten im Beſonderen. Ich durchaus nicht. Zwar lebhaft fortreißend war der ein wenig eintönig, ölig, zähflüſſig dahin träufende Vortrag wahrlich nicht: und da er, im Anfang allzu langſam vorſchreitend, um nur einigermaßen fertig zu werden, in den letzten ſechs Wochen täglich ſtatt zwei vier Stunden las, ſo war das ziemlich anſtrengend. Allein mich ſog das Scharfſinnige, Feine in ſeinen Auslegungen an und ich gewann den

Mann lieb, ſeine Vorleſung und auch ſein Buch, das manche von uns verfluchten. Ich habe recht viel von Mann und Vortrag und Buch gelernt: dieſes ward mir der ſichre Grundbau meiner Kenntniſſe im römiſchen Recht. Ich wußte es — buchſtäblich — zuletzt d. h. am Tage der Abgangsprüfung auswendig: — ſo unzählige Male hatte ich es wieder und wieder durchgenommen und heute noch weiß ich, wo d. h. auf welchem Theil der fraglichen Seite gewiſſe Sätze ſtehen: das alte Exemplar, jetzt vierzig Jahre in meinem Dienſt, ſieht mit ſeinen zahlloſen Nachträgen aus wie das Schlachtfeld von Sedan am Frühmorgen des 2. Septembers 1870. Heute noch entnehme ich dem alten Buche gern die Stellen aus dem Corpus Juris, die ich den Prüflingen vorzulegen habe. Obwohl ein gar eifriger Ultramontaner — war er doch mit Görres verſchwägert (?) — wandte auch Arndts mir freundliche Neigung zu und ließ ſich gern und gütig von mir über manche Fragezeichen in ſeinem Buche auskundſchaften.

Das römiſche Recht — allerdings weit mehr vermöge des feuriglebendigen Vortrags von Brinz als durch den klugbedächtigen von Arndts — machte von Anfang an einen großartigen, meinen Geiſt gefangen nehmenden Eindruck auf mich [1]) und nicht die Vorleſungen, die ich über Deutſches Recht hörte, erſt das eigene Eindringen in die germaniſchen Quellen, vermittelt durch Jakob Grimm und Konrad von Maurer, gewann mich für das germaniſche Recht mit fortreißender Begeiſterung, welche nun allerdings ſeit vierzig Jahren anhält und nicht abnimmt, ſondern immer noch ſteigt.

Im Sommer 1851 hörte ich Deutſche Rechtsgeſchichte bei Bluntſchli. Allerlei ſeltſame Gerüchte liefen unter uns Studenten um über den Mann, widerſprechende Angaben, aus denen wir Unreifen gar

[1]) Ich habe daher ganz anſtändige römiſch-rechtliche Kenntniſſe, wie mir ſogar Herr Amtsgenoſſe Schirmer in Königsberg beſtätigt hat, der doch auch ziemlich δεινός und gleich ἄπτος hierin iſt.

nichts zu machen verſtanden. Es hieß, er ſei aus der Schweiz gewichen oder vertrieben von den Freiſinnigen und von der baieriſchen Regierung berufen, um als ein Bollwerk der „Reaction“ in München aufgerichtet zu werden: ſein conſervatives und kirchenfrommes Statsrecht ſolle in der Jugend die liberalen Neigungen, die Gedanken von 1848 bekämpfen. Lieber Gott! Wie ſollte ſich das doch nach wenigen Jahren anders geſtalten! Richtig iſt, daß der thateifrige Mann, der an Schweizer Verhältniſſe gewöhnte, wohl gar gern neben oder auch an Stelle der Lehre in dem Statsleben Baierns eine handelnde Wirkſamkeit entfaltet haben möchte: und wahr iſt auch, daß dieſer lebendige, bewegliche Geiſt manche Wandelung durchgemacht hat: — jedesfalls ſtets in ehrlichſter Ueberzeugung: ich trat ihm ſpäter, wie wir ſehen werden, näher. Zunächſt aber lernte ich ihn nur auf dem Lehrſtuhl kennen: hatte man ſich an das anfangs befremdende, ſtark ausgeprägte Schweizeriſch gewöhnt, das er, wie ſein Landsmann und Parteigegner Keller,

auch in der Vorleſung zu verleugnen nicht vermochte — die rauhen Kehllaute, das deutſche „V o l e ck“ und ein ſeltſam ſchwerflüſſiges Franzöſiſch (den D é t a l = Detail), ſo mußte man dem muſterhaft klaren, trefflich gegliederten, ein wenig langſam ſchreitenden, ruhigen und deßhalb beruhigend, überzeugend wirkenden Vortrag Bewunderung zollen: ich habe mich in der Folge bemüht, wenigſtens die klare, feſte Gliederung des Stoffes in freier Rede ihm nach zu bilden. Indeß die an ſich ſo wichtige Vorleſung machte mir ihrem Inhalt nach nicht den Eindruck, den „Deutſche Rechtsgeſchichte“ machen ſoll: es war gewiß zum größeren Theil meine Schuld: ich verlangte gierig nach mehr Stoff, nach mehr Einzelheiten, nach mehr Anſchaulichkeit, nach tieferem Einblick in die gleichzeitigen geſchichtlichen, Bildungs- und Wirthſchaftszuſtände der fraglichen Zeiten (wie gerne hätt' ich Näheres von den Lazzen, Läten, Liten gehört!); ich erhielt zu viel Allgemeinheiten, zu wenig Beſonderes für meine Neigung. Zum Theil jedoch mag wohl auch wirklich der Mann,

der eine treffliche Rechtsgeschichte von Zürich verfaßt hatte (meines Erachtens sein werthvollstes Werk), von der übrigen Deutschen — germanischen — Geschichte, zumal auch der Wirthschaftsgeschichte, damals (1851) noch nicht so viel Stoff im Einzelnen beherrscht haben als ich verlangte.

Dagegen hoch bedeutend war die Einwirkung, welche im Winterhalbjahr 1851/52 Bluntschli's Vorlesung über „allgemeines Statsrecht" übte, zumal da ich alsbald sein Lehrbuch zur Ergänzung des Vortrags heranzog und nun die umfangreichen hier angeführten Quellen und Literaturangaben mit regstem Eifer planmäßig nach der Zeitfolge durchforschte. Platon und Aristoteles waren mir schon von Prantl her bekannt: die Flachheit des widerspruchvollen Allerlei bei Cicero, seine Unselbständigkeit gegenüber der Stoa hatte ich bald durchschaut. Aber nun beschäftigte mich gar lange die Geschichte der Statslehren im Mittelalter und in der Zeit der Wiedergeburt des Alterthums, der Reformation und dann — ganz besonders — der

engliſchen Revolution. In Sanct Auguſtins „Gottesreich“ fand ich damals ſchon den Schlüſſel der mittelalterlichen Auffaſſung des Verhältniſſes von Recht, Sittlichkeit und Religion, von Stat und Kirche: daher die Herabwürdigung des Rechts zu einem bloßen Mittel zum Zweck der ausſchließend religiöſen Sittlichkeit, des States als eines in Folge des Sündenfalles nothwendigen Uebels, das ſich zur Kirche wie Erde zum Himmel, wie Fleiſch zu Geiſt, wie Sünde zu Sündloſigkeit verhält: daher denn auch das Recht, wie es durch die Sünde d. h. den Teufel in die Welt gekommen, dereinſt untergehen wird simul cum diabolo. Wie weiland Karl den Großen beſchäftigte mich dieſes Buch Tag und Nacht: — aber mit anderem Erfolg als bei dem frommen Helden, deſſen Sachſenſchlächtereien gerade dies Werk zu verantworten hat, ohne Frage eines der genialſten und ſchädlichſten, die je geſchrieben wurden. Aus den ſpäteren Jahrhunderten zogen mich zumal Dante, Occam, dann, wie bemerkt, die engliſchen Statsphiloſophen und

Publiciſten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts an — ich habe viele derſelben ſpäter in dem Statswörterbuch von Bluntſchli und Brater dargeſtellt[1]) — dann aber auch Hugo Grotius, Pufendorf, Thomaſius, Hombergk zu Vach: von den Franzoſen ſtudirte ich Montesquieu ſchon damals ſcharf genug, um ſeine argen Mißverſtändniſſe der engliſchen Verfaſſung zu erkennen, und höchlich ergetzte ich mich an Burke, wie er den großen Profeſſor der Eitelkeit, Jean Jaques Rouſſeau, zerfleiſchte, deſſen Unwahrheit und Unnatur (in der ſteten Verherrlichung des Naturſtandes!) mich von Anbeginn abgeſtoßen hatte. Damals drang ich auch ſchon durch zu Herder und Wilhelm von Humboldt, zu von Savigny und Karl Friedrich Eichhorn, als den Begründern der geſchichtlichen Schule: mein herrlicher Meiſter Jakob Grimm, der (für die Wiſſenſchaft) neben Prantl den größten Einfluß auf mich geübt, blieb mir aber noch unbekannt.

---

[1]) S. jetzt rechtsphiloſophiſche Studien. Bauſteine IV. 1. (Berlin 1883.)

Bluntſchli's Vortrag ſelbſt wirkte auf dieſem Gebiet, das ihn ungleich mehr als das rein rechtsgeſchichtliche anzog, viel lebendiger, anregender: war er doch, nach Schweizer Sitte, vor Allem eifrig, ſeine wiſſenſchaftlichen und ſtatlichen Ueberzeugungen durch unmittelbares Eingreifen in das Statsleben zu bethätigen. Neben dieſer auf die brennenden Fragen der Gegenwart und die Verwirklichung ſeiner Grundſätze gerichteten Thätigkeit beſchäftigte im ſeltſamen Gegenſatz den vielſeitig Begabten ſchon damals und ſpäter immer anwachſend eine ziemlich „myſtiſch“ gefärbte Gottes- und Weltweisheit — die Rohmer'ſchen Vorſtellungen — für die er ſpäter auch Johannes Huber und mich zu gewinnen ſich — ſonder Erfolg — bemühte: der Sinn für das Geſchichtliche, Rechtsgeſchichtliche trat dahinter zurück: leider! Denn — ich wiederhole — jene frühe Arbeit über Zürich bekundete ſeinen hervorragenden Beruf hiefür.

Und auch an ſeinem Vortrag und ſeinem Buch

wirkte am meiſten befruchtend auf uns nicht, was er wahrſcheinlich für das Werthvollſte davon hielt: nicht ſeine damals ſchon — für uns ſelbſtverſtändlich nicht durchſchaubar — von Rohmer beherrſchten — allgemeinen Lehren (z. B. vom Verhältniß des States zur Kirche = Mann: Weib) und abgezogenen Grundſätze, ſondern die reiche Fülle von Stoff, welche er uns in einer Art vergleichender Geſchichte der Verfaſſungen von den altorientaliſchen Herrſcherſchaften an bis auf die Neuzeit bot. Mag Manches davon — denn wer hätte (vollends vor 40 Jahren!) vermocht all dieſe Dinge quellenmäßig zu beherrſchen! — nur aus Ueberſetzungen und aus der Literatur geſchöpft geweſen ſein, — es genügte, die Begabteren und Eifrigeren unter uns zu eigenem Forſchen anzuregen: viel mehr denn ſolche Anregung wird man von dem Hochſchullehrer — abgeſehen von Uebungen im Seminar! — nicht verlangen dürfen. Und die klare, ruhige, ſichere Weiſe des Vortrags war geradezu muſterhaft.

Außerdem hörte ich in jenem Winterhalbjahr

Volkswirthſchaftslehre und Finanzwiſſenſchaft bei dem Statsrath von Hermann. Dieſe Vorleſungen öffneten mir den Blick in Gebiete, von deren Vorhandenſein in dem Weltall ich bis dahin gar keine Ahnung gehabt hatte.

Es iſt hier der Ort daran zu erinnern, wie ſtark doch der Beruf, der Stand der Aeltern auf die Vorbildung des Knaben und Jünglings, außer der Schule, auf deſſen Gedankenrichtung einwirkt; der Sohn des praktiſchen Juriſten, des Anwalts, des Beamten, wie viel von ſtatlichen, rechtlichen, der Sohn des Kaufmanns, wie viel von wirthſchaftlichen Dingen lernt er ſchon aus den Tiſchgeſprächen des Vaters und der Hausfreunde Unterhaltung! In meinem Aelternhauſe war von ſolchen Sachen nie die Rede geweſen. Capital, Wettbewerb, unmittelbare, mittelbare Steuern, Einkommen, Lohn, Herſtellungskoſten, Unternehmergewinn: — ich hatte nie davon gehört, nie darüber nachgedacht, woher die Aeltern und ich ihren Lebensunterhalt gewannen!

Ach Gott, das ſchöne Haus, der liebe Garten und daß wir darin lebten, das ſchien mir ſo ſelbſtverſtändlich und die Fortdauer dieſes gedeihlichen Zuſtandes ſo ſicher, ſo oberhalb jeder Frage ſtehend, wie daß der Himmel ſich über der Erde wölbe und nicht eines Tages einſtürze: die Zernichtung dieſes Gefühls, die Furcht, daß Alles zuſammenbrechen könne, nachdem das Aelternhaus verſunken und verdämmert, war daher die grauſamſte Wirkung jenes Sturzes geweſen. — —

Ich erinnere mich, daß ich nur einmal, als davon die Rede geweſen, Bekannte von uns hätten ihr Vermögen verloren und müßten nun gar eingeſchränkt leben, fragte, wovon denn eigentlich die Aeltern, ich, Jakob, Toni, der Schimmel, Hanni und Herr von Zwack lebten? Ich erhielt die Antwort, ſo oft die Aeltern im Theater geſpielt hätten, falle hinten aus dem Wolkenvorhang ein Sechſer herunter, woraus die Mahnung gefolgert ward, ich müſſe nun doch einſehen, wie nothwendig es ſei, daß die Aeltern

abends so oft ins Theater gingen, womit ich, trotz der unterhaltenden Gruselgeschichten der Toni, doch wenig zufrieden war! Mit solchen volkswirthschaftlichen Vorkenntnissen ausgerüstet bezog ich die Hochschule, der ich die Schauspiele Schillers großentheils auswendig wußte!

Ich machte große Augen, als ich zuerst in „Walhall" (s. unten!) von reiferen oder mehr auf diese Dinge gerichteten Genossen von den Vorzügen der mittelbaren Steuern, von Gebühr und Aufschlag, von Betriebscapital und andern Wunderdingen vernahm: es war zumal mein lieber Freund Franz Freiherr von Godin, später Notar zu Aibling, der mich ganz einschüchterte durch seine Vertrautheit mit Begriffen, die mir fremd waren wie chaldäisch. In unsern Ritterspielen war das Wirthschaftliche so einfach gewesen! Abgesehen von den durch Gewohnheitsrecht hergebrachten Toni'schen Butterbröden hatte der Krieg den Krieg ernähren müssen d. h. die in den vom Feinde besetzten Gartentheilen erbeuteten Früchte und

Gewächſe jeder Art vom Pfirſich bis zur gelben Rübe, ja dem ſonſt am Tiſch der Aeltern verſchmähten, hier aber aus Bosheit oder Siegesluſt roh gegeſſnen Sauerampfer dienten zur Verpflegung der Helden.

Die erſten par Stunden bei Hermann erſchloſſen mir nun eine neue Welt von Begriffen, von Bedürfniſſen, von Reiche durchſchütternden, oft zerſtörenden Kämpfen.

Der Mann war ein Genie und einer der unwiderſtehlichſten Redner, die ich je gehört. Zwar ſprach er viel zu raſch für den Lehrzweck: ſein Vortrag, mit I II III, 1 2 3, a b c, α β γ, ſtreng eingetheilt, war darauf berechnet, nachgeſchrieben zu werden: allein er ſprach ſo furchtbar raſch — ohne je ein einzig Mal ſich zu verſprechen oder zu verbeſſern oder aus dem Satzbau zu fallen, — daß es nur bei der alleräußerſten geiſtigen und leiblichen Anſtrengung durchführbar war, ihm zu folgen. Er las von zwei bis vier, alſo unmittelbar nach unſerem Mittageſſen, im Winter in einem maßlos überheizten Sal. (I wonder, giebt

es einen Hörſal an einer deutſchen Hochſchule, der nicht überheizt iſt?) vor etwa 200 Hörern. Es war die müheſchwerſte Leiſtung, ihm nachzukommen. Aber wir kamen ihm nach, buchſtäblich im Schweiß unſeres Angeſichtes! Sehr drollig wirkte, wie ein biederer Schwabe, der erſt, als wir andern ſchon 14 Tage unter dieſer Götterverhängten Drangſal unglaublich gelitten, vorn auf der erſten Bank ſich einfand, am Schluß eines Satzes — Hermann machte langen Halt zwiſchen wichtigen Gedankenabſchnitten, und dann herrſchte lautloſe Stille im weiten, dichtgedrängten Sal — im Vertrauen darauf, die gewaltig dröhnende Stimme werde noch fort dröhnen, in komiſcher Verzweiflung ausrief: „Des iſcht an Onſinn! Da ka me net nachſchreibe.“

Jedes Wort dieſes Zornrufs ward im ganzen Raum verſtanden, von Hermann und uns Allen. Hermann zuerſt brach in ein ſchallendes Gelächter aus und wir alle desgleichen.

Der ganz hervorragende Mann war alſo vor allem

ein Redner erſten Ranges: ein „debater“ im Sinne der großen engliſchen Parlamentsredner, eines Pitt, Fox, Burke: geiſtſprühend (wirklichen Geiſt, nicht geiſtreiche Unrichtigkeiten), voll von Humor und auch von ſcharf ätzendem Witz.

Seine Vorträge und ſeine meiſterhaften „ſtatswiſſenſchaftlichen Unterſuchungen“ wurden die bleibenden Grundlagen meines Denkens auf all dieſen Gebieten bis heute: in Urheberrecht, in Patentweſen, in der Lehre von den Steuern und vielen andern Dingen. Aber mehr: aus ſeinen Lehren ſchöpfte ich — obzwar er es nicht ausſprach und, ſeltſam genug, auch nie einer meiner juriſtiſchen, geſchichtlichen, philoſophiſchen Lehrer — ſelbſtändig — und das „fluſcht“ immer am fruchtreichſten) die Erkenntniß, daß der Wirthſchaftszuſtand eines Volkes und einer Zeit jener Lebensinhalt iſt, der ſich ſeine Lebensform d. h. das ganze Vermögensrecht und zu gutem Theil Erbrecht und Familienrecht beſtimmend geſtaltet: die richtige Erkenntniß des altrömiſchen und des ſpätrömiſchen

Rechts, des Rechts der Germanen vor, während und nach der ſogenannten Völkerwanderung, des Mittelalters vor der Blüthe der Städte, dann der Städte beruht auf der richtigen Erkenntniß des zu Grunde liegenden Wirthſchaftslebens. Ja, auf dieſem Wege gelangte ich zu der Entdeckung, daß die allmälig beginnende Seßhaftigkeit und der nun ertragreichere Ackerbau der Germanen (an Stelle der früheren im Umherziehen betriebenen Viehzucht mit unſtäter Feldbeſtellung) die Uebervölkerung herbeiführte, und dieſe die großartigen ſechs Jahrhunderte füllenden Bewegungen (von 120 v. Chr. — 568 n. Chr.), welche man die Völkerwanderung nennt.

Hermann hat von beiden Gedanken keine Ahnung gehabt, ich habe ſie ſelbſt neu aus ſeinen — ganz anders gearteten, auf dieſe Dinge gar nicht gerichteten — Mittheilungen gewonnen: das iſt die Aufgabe und das Erkennungsmal eines guten Lehrvortrags! Zu jener Entdeckung einer der Haupturſachen der „Völkerwanderung“ gelangte ich freilich aber

auch nur dadurch, daß ich alsbald erkannte, wie nicht die Betrachtung der Rechtsquellen eines Volkes und einer Zeit allein, nur die möglichst umfassende und erschöpfende Verwerthung auch aller geschichtlichen Quellen im weitesten Sinn (nicht blos politische, auch Bildungsgeschichte, Götterglauben, Sitte, selbst Sprache, zumal aber Wirthschaftszustände), lebendige Auffassung, klaren Einblick in den Zusammenhang der Geschehnisse und der Gestaltungen auch auf dem Rechtsgebiet gewährt.

Hätte ich mir z. B. nicht die Mühe genommen, alle Zahlenangaben der Römer und Griechen über germanische Völker und Heere durch sieben Jahrhunderte und die seit Cäsar, Strabo, Tacitus bis Ammian und Prokop immer steigenden furchterfüllten Klagen über die unerschöpflich nach den stärksten Verlusten aus den dunkeln Wäldern hervorquellende Vermehrung des keuschen und darum so fruchtbaren Volkes aufzuzeichnen, — ich wäre aus den Rechtsquellen allein trotz der Hermann'schen Anregung für Beach-

tung der Volkswirthſchaftsgeſchichte zu jenem Ergeb=niß nimmermehr gelangt.

Vielleicht fragt der Leſer: warum hat der junge Herr, der ſo früh und ſo lange mit Bohnenſtangen Weltgeſchichte ſpielte, nicht neben philoſophiſchen und juriſtiſchen auch Geſchichtsvorträge in München gehört?

O lieber Leſer, wir ſtehen vor dem Jahre 1853: da gab es in München ohne Frage mehrere recht ſehr gelehrte Herren, welche Geſchichte, zumal baieriſche, vortrugen: aber, aber! Dieſe Herren, meiſt gar alt, — nun, ich will nur ſagen — ſie zogen nicht an durch ihre Vorträge. Einen nannten wir den „Ha=Eichner" (aber der Name war anders als „Eichner", ich nenne ihn nicht), weil er nach jedem Satztheil, ja oft nach jedem Hauptwort Ha ſagte, und dann — geraume Zeit ſchwieg!

Und dann hat man es König Max II. verdacht, daß er in dieſen Teich bemoſter Karpfen einen Hecht ſetzte, der allerdings an Scharf= und Vielzähnigkeit

und raſchem Eifenwillen, hiervon Gebrauch zu machen, zu wünſchen wenig übrig ließ. Aber von dieſem ſtreitbaren Fiſche ſpäter bei den „Königen der Germanen“.

Im Sommerhalbjahr 1852 hörte ich nun alſo auch, wie geſagt, Pandekten bei Arndts: die Vorleſung war mehr gefürchtet als geliebt: zwölfſtündig ward ſie — mit Ausſchluß des Erbrechtes — gehalten und dennoch und obgleich der Mann obenein nach ſeinem Lehrbuch las, ward er nie auch nur im Entfernteſten fertig: er legte in dem letzten Theil des Sommers wöchentlich noch gar viele Stunden zu und trotz alledem gelangten wir über den allgemeinen Theil des Forderungsrechts nicht hinaus! Das iſt nun allerdings nicht zu entſchuldigen: bei einer Vorleſung, die man zum erſten Male hält, kann es wohl begegnen, daß man Stoff und Zeit nicht ganz richtig abwägt: allein ſchon bei dem zweiten Mal ſollte das nicht mehr vorkommen. Ich bin in nun ſechs und ſechzig Halbjahren noch in jeder Vorleſung fertig geworden (— ausgenommen im

Winter vorigen Jahres, da mich die Krankheit zwang, um Weihnachten zu ſchließen —), weil ich mir einfach nach jeder Stunde anmerke, wie weit ich gekommen bin, alſo im folgenden Jahre leicht erkennen kann, ob ich ausführlich bleiben darf oder kürzen muß. Allein abgeſehen von dieſem Tadel war an der Vorleſung von Arndts wahrlich nichts auszuſetzen: der Scharfſinn des Mannes, die Feinheit der Unterſcheidungen zogen mich lebhaft an, zumal aber die begeiſterte Liebe zu ſeinem theueren römiſchen Recht, das ich durchaus nicht „trocken“ fand. Im Gegentheil: dieſe ſtahlharten, aber auch ſtahlgeſchmeidigen Begriffe, der Triumph der ſchärfſten Logik in der Begründung der Entſcheidungen: — all das reizte mich und erfüllte mich mit Bewunderung. Ohne Zweifel enthält das Recht der römiſchen Juriſten eine der allerhervorragendſten Leiſtungen des menſchlichen Geiſtes. Ich las recht viel im Corpus Juris, ſchlug alle — es ſind unglaublich viele! — in dem Lehrbuch von Arndts angeführten Stellen nach und trieb auch daneben mit Andern, ſo mit Piloty

in München, dann mit ihm und Freund Meinecke in Berlin (ſ. unten) eifrig Corpus Juris: gar gründlich haben wir die Titel pro socio XVII 2. und de actionibus emti ventiti XIX 1. durchgenommen, was mir noch jetzt in der Vorleſung über Handelsrecht gut zu Statten kommt.

Obwohl die zwei — zuletzt drei und vier — Stunden Pandekten hintereinander im heißen Juli recht anſtrengten, verſäumte ich, wie überhaupt nie im Leben, auch bei Arndts keine Stunde, ſo wenig wie eine der zehn Nachmittagsſtunden von zwei bis vier im dichtgedrängten Sal bei Hermann.

Außer den Pandekten hörte ich im Sommer 1852 Strafrecht bei Dollmann: dieſe Vorleſung ſtand viel höher als die über römiſche Rechtsgeſchichte: alles Praktiſch-Dogmatiſche darin zeichnete ſich durch Klarheit und Beſtimmtheit aus; freilich hatte ich den Eindruck, daß nach der geſchichtlichen und zumal nach der philoſophiſchen Seite hin Vertiefteres hätte geboten werden können: allein der Mann, der ſich ja um die

damalige Gesetzgebung in Baiern schwer wiegende Verdienste erworben, war eben durchaus nicht auf Geschichte oder gar Philosophie, war nur auf das Praktische gerichtet. Hierfür gewährten sowohl seine Vorlesungen über Strafrecht und Strafverfahren, sowie die über baierisch Landrecht, welche ich später hörte, zumal aber seine Uebungen mit schriftlichen Arbeiten vortreffliche Schulung.

III.

Aber, wird der geneigte Leſer vielleicht weiter fragen, füllten denn nun Vorleſungen und wiſſenſchaftliche Arbeit und Verſemacherei die ganze Zeit des Siebzehn- bis Achtzehnjährigen aus? Was lernte der junge Student vom Studentenleben kennen?

Nicht eben viel, lieber Leſer. Und das kam ſo:

In dem letzten Gymnaſialjahre hatte die krankhafte Ueberfeinerung des ſittlichen Zartgefühls, der Widerwille auch gegen berechtigte Aeußerungen jugendlicher Lebensfreude ſchon ein ſchlimmes Uebermaß erreicht. Ich verkehrte nur noch mit Engert und Greiß. Engert, ernſt, faſt düſter, in härteſter Arbeit ſchwer ringend, Greiß, kränkelnd, ſchwächlich, überzart, einem frühen Tod entgegen welkend, beide höchſt ehrgeizig, ſtimmten völlig mit meinen krankhaften Neigungen

überein. Wir ſchloſſen uns auf das Innigſte aneinander und — von den Andern ab. Die Ritterſpiele hatten aufgehört: mir war, Angeſichts des unſer Haus immer näher bedrohenden Schlages, ſchon lange die Luſt am Fabuliren und auch am Fechten vergangen. War die Arbeit gethan, grübelten wir, „philoſophirten", ſchalten auf die Rohheit der Andern. Im letzten Sommerhalbjahr unſerer Gymnaſialzeit fand ein gemeinſamer Spaziergang der Claſſe ſtatt: Iſaraufwärts nach Grünwald: wir drei konnten nicht, wie wir am Liebſten gethan, uns ausſchließen: wir tröſteten uns damit, daß wir drei uns ſtets allein und zuſammen halten würden. Durch Zufälle wurden dann Engert und Greiß zu Hauſe feſtgehalten, ich mußte allein mit gehen. Am ſpäten Abend ſchrieb ich unter ſtrömenden Thränen in mein Tagebuch: „ich komme mir wie entweiht vor. Ich habe einen Tag mit wilden Thieren, mit dem Abſchaum der Rohheit zubringen müſſen." Und — ſchließlich — was war geſchehen? — Einige hatten heimlich Cigarren ge-

raucht, — allerdings mit unerfreulichen Erfolgen! — eine große Zahl hatte über den Durſt getrunken und zuletzt hatten ſie alle Studentenlieder freilich mehr gebrüllt als geſungen. Das hatte genügt, mich in gelinde Verzweiflung zu treiben. So arg überreizt war mein „Zartgefühl", richtiger meine krankhafte Ueberfeinerung.

Bei dem Uebertritt in die Univerſität, in der traurigſten Zeit (I. S. 298), gerieth ich nun obenein in volle Vereinſamung.

Julius war geſtorben, Engert, der wie ein Berſerker Naturwiſſenſchaft und Medicin ſtudirte, ſah ich nur in der Vorleſung bei Prantl und bei einer alsbald zu nennenden Gelegenheit, der Zenger Guſtel war „Schwabe", der Monten Guſtel „Franke" geworden, alſo für mich verloren.

Denn gegen die Corps, die Burſchenſchaften und alle Farbenverbindungen hatte ich — natürlich! — die äußerſte Abneigung: hier fand ich jene mir tief verhaßte „Rohheit" in üppigſter und lärmendſter Auf-

dringlichkeit: am Beſten gefiel mir ſelbſtverſtändlich an dem ganzen Treiben das Fechten. Das brauchte ich aber wahrlich nicht erſt zu lernen! Ich focht mit dem Degen viel beſſer als alle Studenten Münchens, mit dem krummen Säbel ganz wacker und das plumpe „Holzen“ mit dem Schläger verachtete ich (in der Fechtſtunde beim alten Gruber war ich [wie ſchon früher geprahlt, aber ich ſage es noch einmal, weil es mich gar ſo freut!] weitaus der erſte Rapierfechter).

Allein nun all das Andere! Ich trank (und trinke) ſehr gerne Bier und Wein und Alles, was gut iſt: — aber trinken müſſen! Auf Befehl! Mehr als mit Geſundheit und feiner Sitte verträglich! Jeden Abend mit denſelben keineswegs von mir ausgeſuchten Burſchen zuſammenſitzen, in Kommen und Gehen dem Befehl eines vielleicht ſehr albernen wenig ältern Knaben gehorchen, die freie Verfügung über die Zeit zum Arbeiten, zum Grübeln, zum Dichten verlieren: ſeine Eigenart unter den Zwang von geiſtig gleich oder

auch wohl tiefer Stehenden ſtellen! Mit bunten Kappen und Bändern auffallend durch die Straßen fahren oder „bummeln“ (ich hörte dies Wort ſpät und fragte ganz erſtaunt, was es bedeute? zu heiterem Lächeln der Sachverſtändigen) und die Ehrenpflicht wiſſenſchaftlicher Arbeit den eingebildeten Pflichten des Kneipens opfern und alberner Ueberkommenheiten: — ſchauderhaft! —

Ich habe nun hiermit das Uebertriebene in meiner damaligen Abneigung gegen all dies Farbenweſen — wahrlich ohne mich zu ſchonen! — aufgedeckt. Das war damals zu weit gegangen.

Nun muß ich aber doch beifügen, daß ich — nach vierzig Jahren reichſter Erfahrung als Student und als Lehrer — dieſes ganze Weſen: Corps, Burſchenſchaften, andere Farbenverbindungen grundſätzlich — ehrenwerthe Ausnahmen vorbehalten! — heute noch ganz ebenſo verwerfe wie damals, aus ſittlichen, aus geiſtigen, aus erziehlichen, aus Geſundheitsgründen. Ich weiß, daß ich durch die

nun folgende Ausführung den heftigsten Widerspruch der alten und der jungen Farbigen heraus fordere: aber hier heißt es „Farbe bekennen gegen die Farben".

Der Schaden, den diese Dinge an unseren Hochschulen — und in den darauf folgenden Lebensstellungen! — anrichten, ist zu schwer und die Sache geht mich als Lehrer und als Deutschen zu nah an, als daß ich schweigen dürfte, mag der gereizte Widerspruch, die Verstimmung bis in die höchsten Stellen d. h. in Fürstenhäuser und in Ministerien hinauf noch so lebhaft werden: ich weiß es genau, aber ich kann nicht helfen! Es muß heraus! Ich habe meine Ueberzeugung noch nie verleugnet und mir durch deren offne Verfechtung vom 18. bis ins 56. Jahr schon sehr oft „geschadet": aber jenes andere — „kluge" — Benehmen ist doch recht erbärmlich („wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht" u. s. w.).

Ich nehme von meiner Verurtheilung aus die Burschenschaften bis zum Jahre 1871: sie hatten den idealen Zweck der Herstellung des Deutsches States

und des Rechts-States, und dieſer ideale Zweck, dieſer wirkliche, ſittliche und geiſtige Gehalt überwog und überwiegt in meinen Augen was an ſonſtigem mir nicht Gefallenden drum und dran hing, was ſie ja großentheils mit den Corps, Landsmannſchaften und anderen Farbenverbindungen gemein hatten. Allerdings ſollen Studenten ſtudiren, nicht politiſiren: allein das gilt nur unter geſunden Verhältniſſen: unter den unerträglich ungeſunden der damaligen deutſchen Zerriſſenheit, Ohnmacht und Rechtloſigkeit muß man ausnahmsweiſe die Berechtigung politiſirender Studenten anerkennen, und hätte ich 1850—54 von der Deutſchen Burſchenſchaft irgend Genaueres gewußt: — ich wäre wohl beigetreten trotz Farben und trotz Trinkzwangs.

Aber mit Herſtellung des Reiches 1871 hätten ſich die Burſchenſchaften auflöſen ſollen: ob damals eine Neugeſtaltung unter Feſthaltung des Gedankens: Pflege des Deutſchthums, Pflege der Reichstreue angemeſſen war, — ob nicht Zeiten kommen können,

da eine Wiederbelebung ſtudentiſcher Verbände zu ſolchen Zwecken erſprießlich werden mag: — das will ich beides nicht verneinen.

In dem „Verein Deutſcher Studenten“ liegt hiefür ein Kern: nur ſollte das Deutſchthum nicht allein oder doch nicht vor Allem in dem Ausſchluß von Juden geſucht werden!

In den Corps u. ſ. w. dagegen vermochte und vermag ich für das XIX. Jahrhundert [1]) die Daſeinsberechtigung nicht zu erkennen: die etwaigen Vortheile ſehr zweifeligen Werthes kommen gegen die zweifelloſen ſchweren Nachtheile nicht in Betracht.

Am wenigſten (in Wahrheit: nichts) hab' ich gegen die ſtudentiſchen Zweikämpfe einzuwenden. Der Student ſoll fechten lernen: — aber nicht nur Fechten, am mindeſten blos das ziemlich plumpe

[1]) Anders ſteht die Sache in früherer Zeit, geſchichtlich betrachtet, im Zuſammenhang mit Burſen, mit dem Zuſammenhalten der Stammgenoſſen in der Fremde, an auswärtigen Hochſchulen.

Hiebfechten — auch Schießen, Reiten, Jagen, Schwimmen, Turnen, Spiele jeder Art nach Sitte der Engländer und Amerikaner.

Vor einigen Jahren wollte ein ehemaliger Student der Albertina, der sich als Arzt in Amerika ein Vermögen erworben, eine höchst stattliche Stiftung für die Hochschule Königsberg begründen, eine Art Clubhaus, in welchem Baden, Schwimmen, Fechten jeder Art, Reiten, Turnen, Spielen getrieben werden sollte: auf das Eifrigste unterstützte ich sein schönes, dankwürdiges Vorhaben: es scheiterte (zunächst)! Nicht ohne daß ehemalige Corpsstudenten, die jetzt freilich keine bunten Kappen mehr tragen, ihre Lauwarmheit dagegen an den Tag legten. Dergleichen darf nämlich nur von den Corps und für die Corps geschehen! (Eben lese ich mit Befriedigung, daß nun — endlich — nachdem fünf Jahre darüber verstrichen sind, in der That der Ausführung „näher getreten" wird. —)

Also: der Student soll fechten: und wenn nun die jungen Leute nicht blos Schule fechten, sondern auch

einmal Ernſt machen wollen, — das Unglück iſt ſo groß nicht: vorausgeſetzt, daß es ein Waffenſpiel bleibt, nicht ein Leben oder Geſundheit ernſthaft bedrohender Kampf wird. Ich trete dem Studentiſchen Kampf alſo gewiß nicht philiſtrös gegenüber: obwohl heutzutage ſchon die allgemeine Wehrpflicht vor Verweichlichung ſchützt und obwohl ich tätowirte Geſichter bei Mohikanern lieber leſe als bei Deutſchen ſehe. Mancher Unfug, der mit den ſcharfen „Menſuren“ zuſammen hängt, kann und ſoll beſeitigt werden, das Fechten ſelbſt mag ich den „Jungens“ nicht nehmen: unſere Gefechte bei'm Ritterſpielen waren viel, viel gefährlicher als die landläufigen Schlägergänge. Aber ſie ſollen auch fechten lernen, nicht blos holzen: auch pariren ſollen ſie lernen, nicht, wie es jetzt zumal in Norddeutſchland Unſitte geworden iſt, „mit dem Geſicht“ pariren! Es darauf anlegen, ſo bald und ſo oft als möglich einen Schmiß davon zu tragen, nur um zu zeigen, daß man, ohne zu zucken, den Stahl des Gegners erwarten kann! Als ob die Aufgabe des Kampfes

wäre, Verwundung zu ſuchen! Sie können ja meiſt gar nicht mehr „fechten“, nur dreſchen und „hinhalten“.

Aber durchaus verwerflich iſt der Trink-, überhaupt der Kneip-Zwang.

Wie viele junge Leben werden dieſer unfläthigen Unſitte hingeopfert! Welcher Unſinn, Vergnügen und Durſt zu befehlen! Oder vielmehr in „der akademiſchen Freiheit“ jemand zwingen, ſich allabendlich in vorgeſchriebener Weiſe zu „vergnügen“, ſtets mit denſelben nicht ſelbſt ausgeſuchten Menſchen vorgeſchriebene Lieder zu „ſingen“(?), mehr erſtickenden Tabaksqualm und mehr Bier zu verſchlucken als die Geſundheit erträgt. Eine Folter iſt das und eine Herabwürdigung, kein menſchenwürdiges Vergnügen.

Zu der regelmäßigen Abendkneipe (die oft vor 12 nicht ſchließen darf) tritt dann die ganz nichtsnutzige, höchſt verderbliche Unſitte des Frühſchoppens. Dies war zu unſerer Studentenzeit in Süddeutſchland unbekannt. Nicht oft ſtimme ich mit Excellenz von Windthorſt überein: aber in der Verwerfung dieſer

Peſt für Magen und Fleiß ſtimme ich ihm aus voller Seele zu. Nach dem Frühſchoppen kann nach Mittag nicht mehr gearbeitet werden.

Aber — in empörendſter Umkehrung der Begriffe von Pflicht und Pflichtverletzung — wird ja oft die fleißige Arbeit überhaupt als unverträglich mit der Corpspflicht und der „Ehre“, oder doch der Commentmäßigkeit, eines flotten Burſchen verworfen.

Dies führt von ſelbſt zu dem Haupteinwand gegen alle Farbenverbindungen: die Farbenſtudenten — Corps, Burſchenſchaften, andere Farbenverbände in gleichem Maße — ſind ohne Zweifel die ſchlechteſten d. h. faulſten, und das heißt alſo pflichtloſeſten von allen Studenten: ſie beſuchen die Vorleſungen am wenigſten, ſie ſtudiren zu Hauſe am wenigſten, ſie verbummeln die meiſten Halbjahre, ſie bedienen ſich am häufigſten der ſchmählichen „Einpauker“, die man wie die Wucherer beſtrafen ſollte, und ſie machen die elendeſten Referendarienprüfungen: kurz, ſie verletzen in allen Dingen am gröblichſten und am

häufigſten die erſte Pflicht des Studenten d. h. zu ſtudiren. Was aber iſt wahre Ehre? Strengſte Pflichterfüllung. Das iſt eben das tief Unſittliche, das Gefährliche in dieſem Treiben, daß der Einzelne oder der Verband rein willkürlich ſeine Ehre in dies oder jenes verlegen zu dürfen glaubt: — das zerſtört die Subſtanz der objectiven Sittlichkeit: — da giebt es für die Subjectivität gar keine Schranke mehr: danach kann einer ſeine „Ehre" ebenſogut darein ſetzen, jeden Begegnenden anzurempeln, wie darein, möglichſt viele Schmiſſe davon zu tragen: Kraft und Muth, die in einem ſchönen, aber irregeleiteten Ehrgefühl hierin verpufft werden, gehen für die Volksſeele werthlos verloren: ja, jeder Einzelne verlernt es, ſeine Ehre darin zu ſuchen, worin allein ſie beſteht: in ſelbſtverleugnender Pflichterfüllung, in Unterordnung unter ein höheres Ganzes d. h. Familie, Hochſchule, Vaterland: denn nicht ein Haufe gleichbebänderter Geſellen iſt das „höhere Ganze", ſondern die Hochſchule. Dieſer gehört der Student von Rechts- und von Pflichtwegen an:

dieſer Verband ſchreibt ihm ſeine Pflichten vor und gewährt ihm wahrhaft werthvolle Rechte. Allein an der Unterordnung unter dieſen Pflichtverband fehlt es vor allem den Corps: wie ihnen die Frühſchoppenpflicht der Vorleſungspflicht vorgeht, ſo erblicken ſie auch nicht in dem Verband der Hochſchule, nur in ihren Corps das dem Einzelnen übergeordnete Ganze. Daher verweigern ſie meiſt jedem Studentenausſchuß die Anerkennung als Vertreter der Studentenſchaft, der nicht nach ihren maßloſen Anſprüchen zuſammengeſetzt iſt: ſie verweigern bei Fackelzügen — bei dem Begräbniß eines allgemein beliebten Lehrers — u. ſ. w. die Mitwirkung, werden ihre Forderungen betreffs der Zugordnung nicht erfüllt: ſie muthen auch den akademiſchen Behörden den Satz arger Ueberhebung zu: „nur die Corps bilden die Studentenſchaft.“ Und leider! Profeſſor und Univerſitätsrichter ſind nicht immer feſt genug, dem zu wehren: — trugen ſie doch oft früher die gleichen Kappen wie die jungen Rechtsbrecher. Ich habe in Würz-

burg als Senator und in Königsberg als Prorector dieſe Anmaßung mit Erfolg zurückgewieſen und den Herren, die zuletzt folgerichtig den Satz aufſtellten: „nun ja, wir ſind im Weſentlichen die Studenten“, erwidert: „nein, meine Herren, gerade Sie ſind es im Weſentlichen am wenigſten, denn Sie ſtudiren am wenigſten.“

Das war früher beſſer. In München gab es Corps, welche darauf hielten, daß ihre Glieder die Vorleſungen fleißig beſuchten: ſo die Iſaren, die Schwaben, die Pfälzer. Auch heute noch kommt das vor und iſt gar löblich. Aber heute giebt es umgekehrt auch Farbenverbände, in welchen es als „nicht-commentmäßig“ gilt, in die Vorleſungen zu gehen! Es wird der Beſuch der Vorleſung als „unfein“ bezeichnet. Der Frühſchoppen wird ſo gelegt, daß von 11—1 keine Vorleſung beſucht werden kann, nach Mittag darf nicht in die Vorleſung gegangen werden wegen Cafezwangs, Abends wegen Kneipzwangs. Mit der größten Ruhe erklären dieſe Herren dem

Professor, sie können nicht in die Vorlesung, sie müssen zu dem Frühschoppen gehen.

In Breslau kam mir einmal ein Schwarm Farbenstudenten gerade vor der Universität entgegen, wie ich — um 11 Uhr — hinein trat, Uebung zu halten: mehrere davon hatten die Uebung „belegt“ (damit bei der Meldung zur Prüfung dieses Zeichen besonderen Fleißes nicht fehle!): ich sprach Einen von ihnen, der mir von seinem Vater zu sorgfältiger Leitung seiner Studien ans Herz gelegt war, an und fragte, ob er denn nicht in die Uebung kommen wolle? „Verzeihen Sie, wir müssen zum Frühschoppen,“ erhielt ich zur Antwort. Das ist doch eine ebenso arge Verkehrung der Begriffe von Pflicht und Pflichtverletzung, wie die von Strafe und Wohlthat, wenn der Strolch ein Fenster einschlägt, um der Wohlthat der Einsperrung theilhaftig zu werden. In Breslau habe ich in sechs Halbjahren nur gar selten eine bunte Kappe in der Vorlesung gesehen: — außer behufs der An- und Abmeldung.

Die erſten fünf, denen nach der Verordnung vom Juni 1890 die Abmeldung wegen maßloſer Faulheit von mir verweigert werden mußte, waren Farbenſtudenten: Seminare, Uebungen beſuchen die Farbenſtudenten faſt nie.[1])

Man wendet ein: „laßt ſie ſchwänzen! Sie brauchen nicht in die Vorleſungen zu gehen, wenn ſie's nur wiſſen: woher ſie's lernen, iſt gleich."

Dann ſoll man doch die Hochſchulen aufheben, uns noch lebende Lehrer in den Ruheſtand verſetzen und keine neuen mehr anſtellen, ſondern Einpauker ernennen. Aber ſie lernen eben nichts zu Hauſe, die Herren! Sie vertragen die Zeit, die ſie in den Vorleſungen verbringen ſollten, im Bierhaus, Cafehaus, im Umherlungern auf den Straßen, und in den Prüfungen — fallen ſie ſchmählich durch.

Sie verlieren das Gefühl für die wirkliche

[1]) Dies ſowie der Beſuch der Vorleſungen hat ſich ſeit der Verordnung vom 3./XI. 1890 etwas gebeſſert: die Furcht vor der Prüfung ward hier der Weisheit Anfang.

Pflicht und leben ihren eingebildeten, willkürlich angenommenen Pflichten.

Dazu kommt dann oft die geckenhafte Eitelkeit der äußeren Erſcheinung: nicht ein friſcher Deutſcher Jüngling, — ein friſirter, weithin nach Pomade riechender „Gigerl“ tritt uns hie und da in dieſen Farbenmenſchen entgegen. In Königsberg beſtand ein ſolcher Verband: jeder der Herren ging täglich zum Friſeur und jeder der Herren fiel durch jede Prüfung: und das ſoll Pflege des „Ehrgefühls“ ſein!

Ja, wenn es eine Ehre iſt, durchzufallen.

Damit kommen wir nun zu den angeblichen „erziehlichen“ Vortheilen dieſer Verbände.

Erſtens: „die Füchſe lernen gehorchen!“

Wehe dem Deutſchen Haus, in dem die Knaben nicht den Aeltern gehorchen gelernt haben, Wehe, wenn ſie erſt als Achtzehnjährige einem Zwanzigjährigen gehorchen lernen ſollen, der nichts vor ihnen voraus hat als ein par arbeitlos verbrachte Halbjahre mehr,

einen häßlichen Schmiß und einen durch unmäßigen Alkoholgenuß zerrütteten Magen.

Wahrlich, der Deutſche lernt in der Schule und im Heer gehorchen quantum satis! Lernt er's nicht in Haus, Schule und Heer, — dann lernt er's gar nicht. Der Gehorſam gegenüber den älteren Studenten iſt grundlos: er beruht auf der „Affectation" einer Pflicht.

Zweitens: „das Leben unter der Farbe, das Bewußtſein der Deckung durch das Farbenband bildet den Charakter, den Muth."

Das iſt ein ſauberer Charakter und Muth, der erſt zwanzig Genoſſen bedarf, die hinter ihm ſtehen, mit den Schlägern für ihn einzutreten. Es gehört viel mehr Muth dazu, allein auf ſich ſtehend durch die dem „Obſcuranten" gegenüber oft ſehr angreiferiſchen Farbenſtudenten die acht Halbjahre hindurch zu gehen.

Drittens: „die Poeſie des Farbenlebens." Von Poeſie verſteh' ich nun auch ein Weniges: in den Farbenverbindungen hab' ich noch keine wahrgenommen. Viele Studenten haben mir beim Verlaſſen der

Hochschule gestanden, daß sie froh waren, aus der geisttödtenden Langeweile des Verbandes endlich heraus gewachsen zu sein: „auszutreten wagten sie nicht.“

Das ist also der in dem Verband anerzogene Muth und der Charakter, der sich nicht getraut, der erwachten besseren Einsicht gemäß zu handeln!

Endlich aber: „es werden hier wichtige Verbindungen, Beziehungen geschlossen, gegenseitiges Unterstützen für das ganze spätere Leben wird gewonnen. Das ist — die Hauptsache!“

Ja, freilich! Das ist die Hauptsache! Leider! Es ist — höchst trauriger Weise — die Vorstellung weit verbreitet und tief gewurzelt, daß bis in die obersten Stellen hinauf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Couleur“ — Corps zumal — die mächtigste Empfehlung sei. Wohlgemerkt: ich glaube nicht, daß ein deutscher Minister oder Ministerialrath mit Bewußtsein einen unfähigen, unfleißigen ehemaligen Genossen der eignen ehemaligen Farben einem würdigeren Fremden in Anstellung und Be-

förderung vorzieht: — ob es aber nicht zuweilen unbewußt geſchieht? Und geſchähe es gar nie: — der Glaube daran iſt weit verbreitet! Im vorigen Jahr erhielt eine arme Wittwe, die ſich das Geld vom Mund abſparen muß, ihren Herrn Sohn in einem „hochfeinen“ Corps zu erhalten, auf ihre Frage, ob es denn nun nicht genug ſei, den Beſcheid von einem hochſtehenden und wohlwollenden Gönner: „laſſen Sie ihn im Corps, wenn irgend möglich. Es iſt für die künftige Laufbahn von höchſtem Werth.“ Ich wiederhole, ich glaube das nicht.

Aber Tauſende von Vätern, Vormündern, Oheimen, ältern Brüdern glauben es und — handeln danach. Nachdem ich das im Juli (1890) geſchrieben, habe ich bis November noch drei ganz ähnliche Fälle erlebt. Und ſo wird das Streberthum begünſtigt und großgezogen: ſo wird der „Charakter“ dahin entwickelt, daß der junge Menſch lernt, nicht von ſeinem Fleiß, ſeiner Pflichttreue, — der Frühſchoppen iſt ja ſeine Pflicht! — ſondern von der Gönnerſchaft ehemaliger

Corpsbrüder seines Vaters oder der eignen älteren Genossen seine Erfolge zu erwarten.

Erfahrungsgemäß werden aus den „forschesten" Corpsstudenten oft die trockensten, philiströsesten, nach unten zu unduldsamsten Bureaukraten. Dazu tritt dann noch das Streberthum der politischen Parteiung. Die Corps gelten, — es ist gleichgiltig, ob mit Recht oder mit Unrecht, — als „conservativ": — es erscheint also das Corpsband als eine Empfehlung bei einem conservativen Minister. Ich wiederhole: schon dieser Glaube schadet, wirkt entsittlichend, mag er noch so unbegründet sein.

Gewiß ist die Freundschaft, die schöne Jugendfreundschaft ein hohes ideales Gut — niemand kann das dankbarer bekennen, begeisterter verkünden als ich. — Aber mit 20 und 30 zufällig gesellt gefundenen Leuten jeder Art schließt man nicht eine ideale Freundschaft: und andererseits Freunde, aber echte Freunde, müssen nicht nothwendig gleichfarbige Kappen tragen.

Ergebniß: die Farbenverbände jeder Art haben ſich heute überlebt, ſie entbehren eines idealen Zieles und Gehalts, ſie ſind geiſtlos, ja geiſttödtend in ihren hohlen, leeren Formeln, ſie ſchädigen (nicht durch das Waffenſpiel) durch den Zwang zu nächtlichem übermäßigen Trinken die Geſundheit, ſie verhindern pflichtmäßigen Fleiß, ſie begünſtigen, ja ſie erzwingen die Faulheit, ſie fördern das banauſiſche, unſittliche Einpaukerthum, ſie kräftigen nicht den Charakter, ſie verflachen ihn, ſie entwöhnen von wahrem Pflicht- und Ehrgefühl und gewöhnen an ein falſches Ehrgefühl und an den Dienſt eingebildeter Pflichten, ſie verführen vermöge falſcher Unterſtellung zu politiſchem Streberthum und zu dem Bauen auf Gönnerſchaft ſtatt auf eigene Kraft. Sie ſchaden alſo ganz unvergleichlich mehr als ſie nützen.

Es verſteht ſich: keine Regel ohne Ausnahme. Es hat zweifellos Farbenverbände gegeben — ich habe Beiſpiele genannt — und ich zweifle nicht, daß es auch heute noch ſolche giebt, bei welchen die angeführten

Schäden gar nicht oder nicht alle oder nicht in ſchlimmem Maße hervortreten. Dieſen allen gilt meine Verwerfung nicht. Aber eine Umgeſtaltung im Sinne geiſtiger, wiſſenſchaftlicher, ſittlicher, nationaler Vertiefung iſt gar Vielen, die ich kenne, zu wünſchen und es wäre ein hohes Verdienſt, wollten ſich die geſunden Kreiſe ſcharf von den kranken ſcheiden, durch das Vorbild ihrer eigenen Erhebung und Veredelung auch die tiefer Stehenden erheben und veredeln.

Dann erwäge man doch auch, daß die ſechs Halbjahre (in Preußen) ohnehin um zwei bis drei zu wenige ſind für wiſſenſchaftliche Bewältigung des Prüfungsſtoffes, daß in dieſer Friſt für „allgemeine Bildung“ in der That kein Raum übrig bleibt, daß ferner ſo häufig unſere Rechtsſtudenten aus Familien hervorgehen, in welchen die verwittweten Mütter ſich das Brod am Mund abbrechen müſſen, auf daß der Herr Sohn die Hochſchule nur überhaupt beziehen kann: — die Schweſtern verdienen ſich als Lehrerinnen oder Bonnen einſtweilen ſelbſt ihr hartes Brod: —

ſehr zahlreiche Fälle dieſer Art kenne ich — und zuckt man dann lediglich lächelnd die Achſeln dazu, wenn der Herr Corpsſtudent Geld und zwei Halbjahre vergeudet, ſo iſt das eine geradezu unwürdige Auffaſſung von aller Pflicht und aller Lebensaufgabe. Geiſtige harmoniſche Geſammtausbildung und wiſſenſchaftliche Durchbildung im Recht: — das iſt die Pflicht und die wahre Ehre des Rechtsſtudenten und die Aufgabe der Hochſchule. Studenten heißen ſie, nicht Bibenten oder Paukanten. (Nebenbei geſagt: nur noch im deutſchen Heere wüthet die Fremdwörterſeuche ſo ſtark wie im „Comment", in der Sprache der deutſchen Studenten.) Muß wirklich unerläßlich auf das Gymnaſium eine Zeit des Faullenzens mit Trinken und mit bunten Kappen folgen, ſo verſtatte man ſolche Vereine: aber man verſchone die Hochſchulen mit Leuten, welche gar keinen Zuſammenhang mit wiſſenſchaftlichen Aufgaben haben, und laſſe ſie erſt dann als Studenten zu, wenn ſie ſtudiren, d. h. nachdem ſie ein par Halbjahre hindurch Bibenten und Paukanten geweſen ſind und — geheißen haben.

Seit ich dies schrieb (Juli 1890), haben zwei Veröffentlichungen „alter Herren“ in Schwaben und am Rhein die Corps vor der wahrhaft capuanisch üppigen, raffinirt schwelgerischen Lebensweise gewarnt, welche in den feinsten „Diners“ mit unbeschränktem Sect z. B. den Besuch jedes Cartellbruders feiert. Diese Warnungen sprechen beredt.[1]) Was soll aus

[1]) Aus der schwäbischen gebe ich einen Auszug: „Es sind nicht allein die zerhackten Gesichter der heutigen Corpsstudenten, welche das Mißfallen der Aeltern erregen und schon manch' braven Burschen auf den Wunsch seiner Aeltern von den Corps fernhielten, sondern es ist das Verschwinden jener frischen, fröhlichen Mensuren, an denen sich die Väter erfreut haben, und die Besorgniß, daß das kunstlose Drauflosschlagen, wie es bei den gegenwärtigen Mensuren vielfach üblich geworden, in irriger Auffassung des Mannesmuthes eine Veredelung der Sitten nicht herbeiführen kann.“ . . . „Ein zu baldiges Eindrillen auf die Mensur, das heute vielfach wahrzunehmen ist, kann nur schädlich wirken und erzeugt das unschöne Holzen, das auch dem Gegner ein kunstgerechtes Schlagen unmöglich macht.“ „Im Ganzen ist in früheren Jahren viel mehr gefochten worden, als jetzt; aber da die Mensuren früher durch die Fechtweise und die Bandagirung viel weniger blutig waren, so war die große Zahl der Mensuren damals kein Uebelstand. Anders ist es heute; fast jede Mensur schließt mit einer Abfuhr oder doch mit einer erheblichen Zahl von Nadeln, und wenn

Leuten werden, welche mit zwanzig Jahren leben wie die älteſten Kommercienräthe?

Und noch Eins. Es iſt nicht wohl gethan in unſrer Zeit, die Kluft der Klaſſen noch weiter aufzureißen, die ärmeren zu ſchärfſter Verurtheilung der Reichen heraus zu fordern: was ſoll ein wackerer

---

auch jetzt die Schmiſſe raſcher geheilt werden, ſo ſtört doch gegenwärtig ſchon eine geringere Anzahl von Menſuren das übrige Corpsleben (!!) und drängt ſeine anderen Aufgaben in den Hintergrund. Der Corpsburſche ſollte wenigſtens, ſobald er aus dem Korbe kommt, nicht ſofort wieder auf die Menſur, ſondern er ſollte angemeſſene Zeit haben, auch auf dem Fechtboden ſich weiter auszubilden und auch ſeinen übrigen Pflichten als Corpsburſche und Student (!) nachzukommen. Wir finden in dem Umſtande, daß der Corpsburſche einen großen Theil des Semeſters mit dem Ausflicken ſeiner Schmiſſe beſchäftigt iſt, eine Miturſache für den Uebelſtand, daß ſich verhältnißmäßig ſo wenig Corpsburſchen finden, welche noch in älteren Semeſtern aktiv bleiben. In dieſer Zeit muß der Corpsburſche ſchon ernſtlich an das Studiren denken (!!) und kann daher nicht in zu häufigen blutigen Menſuren ſeine Zeit verſchwenden." — Ein Hauptantrag betrifft die Beſeitigung des übertriebenen Luxus, welcher bei den Alten Herren allgemeine Mißbilligung finde, und welcher den Beſtand der Corps zu gefährden ſcheine. In Folge deſſen ſei auch der Corpsbeſtand im Vergleich zu dem Wachsthum der Zahl der Studirenden

junger Arbeiter, der die Seinen mit harter Mühe ſeiner Hände ernährt, denken von dieſen geckenhaft hergerichteten jungen Herren, welche, je zu zwei im zweiſpännigen Wagen hingerekelt, mit allen Anzeichen des Champagnerrauſches durch die Straßen fahren? Sehr harte Worte ſind hierüber ſchon gefallen und man kann ſie leider nicht Lügen heißen. Die ſchwel-

---

bedeutend zurückgegangen. „Wenn die deutſchen Corps den ihnen als Erbtheil von ihren Vätern hinterlaſſenen Beruf aufrechterhalten und auf ihre Söhne weiter vererben wollen, müſſen ſie ſich die Aufgabe ſtellen, erſtens jedem ihrer Mitglieder es als Pflicht zu bezeichnen, ohne erhebliche Schulden die Univerſität zu verlaſſen, und zweitens auch den Minderbegüterten den Eintritt in's Corps zu ermöglichen. Mögen die Aktiven nicht vergeſſen, daß ihre Väter bei erheblich geringeren Wechſeln und faſt ohne Unterſtützung ihrer Alten Herren ein ſchneidiges und frohes Burſchenleben geführt haben, daß heute aber faſt kein Corps ohne dieſe Unterſtützung weiter leben kann, und daß, wenn in dieſer Beziehung ein einſtimmiger Mahnruf der Alten Herren erfolgt, derſelbe einer ernſten Beachtung werth iſt.“ — „Die Beſuche der befreundeten Corps, die möglichſt eingeſchränkt werden und nur auf beſondere Einladung zu beſonderen Gelegenheiten ſtattfinden ſollen, verurſachen auf vielen Univerſitäten eine bedrückende Ausgabelaſt.“

gerische Verweichlichung und arbeitsverachtende[1]) Stutzerei dieser frisirten Jünglinge ist auch ein Zeichen der Fäulniß unserer Zustände.

Diese Dinge sind seit einem Menschenalter schlimmer und schlimmer geworden: die allgemeine Bildung unserer Studenten ist ganz erheblich gesunken seit den Tagen Hegels, der Brüder Humboldt, der Savigny und Grimm. Was der feinste Ruhm unserer Jugend war, — die umfassende harmonische Geistesbildung — es ist bereits verloren und geckenhaft affectirte Manieren, daneben schmachvolle Seelenrohheit, gröbste Unwissenheit sind sehr, sehr häufig. Akademischer Lehrer einer solchen Jugend sein ist keine große Freude mehr: — immer seltner werden die Ausnahmen, an die man sich — als Trost — halten kann. Aber es hängt das enge zusammen mit der allgemeinen Verrohung (z. B. auch in der Literatur und auf der

[1]) Welcher Hohn auf die Sprache, nennt ein solcher die zwei unthätigsten Halbjahre seines Lebens die Zeit, da er „aktiv" war!

Bühne) und mit der banauſiſchen, einſeitig nur nach Geld und Sinnengenuß lechzenden und haſtenden Wüſtheit, welche ſeit 1872 in erſchreckendem Maß zugenommen haben in unſerem Volke.

Umgeſtaltung des Rechtsſtudiums an unſeren Hochſchulen iſt ein ſchreiendes Bedürfniß.

In jener Denkſchrift (oben S. 10) verlangte ich: I. Wenigſtens 8 Halbjahre Univerſitätsſtudium, dafür ein Jahr Referendariat weniger. II. Nichteinrechnung des Jahres der Wehrpflicht in jene 8 Halbjahre. III. Acht Vorleſungen in der philoſophiſchen Facultät für jeden Juriſten — mit Belegungszwang, nicht Prüfung aus den belegten. IV. Eine Zwiſchenprüfung aus dem geſammten (römiſchen, deutſchen, Handels-) Privatrecht nach dem vierten Halbjahr. V. Aufnahme von Volkswirthſchaftslehre und Finanzwiſſenſchaft in die Prüfungsgegenſtände (zu prüfen durch einen Lehrer der Volkswirthſchaft). VI. Ausſchließung der Praktiker aus dem „theoretiſchen“ Examen: die Prüfer ſind fünf Docenten der Rechte, einer der Volkswirthſchaft, unter

Leitung und Stichentſcheid eines Praktikers als Prüfungsvorſtand; die ſchriftliche Arbeit wird je von dem einſchlägigen Fachlehrer zuerſt geprüft: jeder Lehrer prüft nur aus ſeinem Fach. VII. Zwang zum Beſuche der Uebungen vom zweiten Halbjahr an, jedes Halbjahr wenigſtens eine ſchriftliche Uebungsarbeit. VIII. Zwang, die juriſtiſchen und volkswirthſchaftlichen Vorleſungen in einer von der Facultät vorgeſchriebenen Reihenfolge zu belegen. — Wie wenig von dieſen Dingen iſt auch in der jüngſten Verfügung vom 3. XI. 90 erreicht!

Wenn bei ſechs Halbjahren juriſtiſchen Studiums zwei durch „Activität“ (= Nichtsthun) und zwei durch den Wehrdienſt verloren gehen oder auch nur je zwei durch die eine oder die andere Abhaltung, ſo ſoll der Student in vier oder gar zwei Jahren den Rechtsſtoff bewältigen: eine bare Unmöglichkeit! Nicht einmal auswendig lernen, geſchweige ſich wiſſenſchaftlich aneignen kann er die Dinge. Daher dann die unglaubliche Geiſtesöde der Herren, die irgend einen

philoſophiſchen, geſchichtlichen, literariſchen Gedanken niemals weder gehört noch ſelbſt gedacht haben. Piget, pudet, taedet! [1]) — —

Gehört all' das hieher? O ja: auch das ſind „Erinnerungen": Erinnerungen an eine idealere Vergangenheit. —

Und noch einmal ſei geſagt, daß meine Verurtheilung keineswegs allen Farbenverbänden gilt, nur denen, in welchen die gerügten, unleugbaren, volkskundigen Uebelſtände herrſchen.

Zum Beweiſe, — falls es noch nöthig iſt, — daß ich nicht ein trübſeliger Philiſter bin, der der deutſchen Jugend nicht echte deutſche Studentenfreude vergönnt, füge ich als Anhang zu dieſer Ausführung die Abfertigung eines ſolchen bei, die ich im September 1890 ergehen laſſen mußte.

---

[1]) Als die faulſten Studenten gelten die juriſtiſchen: es iſt doch eine Schmach, daß ein mediciniſcher Profeſſor zu einem trägen Hörer ſagen konnte: „wenn Sie faul ſein wollen, werden Sie doch Juriſt!" —

IV.

Das Bedürfniß fröhlichen geſelligen Verkehrs unter Jugend- und Arbeitsgenoſſen empfanden auch wir vor fünfzig Jahren: wir befriedigten es ohne dazu bunter Kappen zu bedürfen oder des Frühſchoppen-, Kneip- und Trinkzwangs und des „Befehlerles"-Spielens von Senioren und „Chargirten" (!), wie das ſchöne Fremdwort ſo wichtigthueriſch lautet.

Ungefähr zwanzig von uns, meiſt ſchon vom Gymnaſium her befreundet oder doch näher bekannt, traten zuſammen zu zwangloſer Geſellung: nur mit Einſtimmigkeit wurden Glieder aufgenommen: unſern etwas anſpruchsvollen Namen „Walhall" habe nicht etwa ich aufgebracht, wie man vielleicht argwöhnen möchte: Farben zu tragen verſchmähten wir: ob einer ſich ſchlagen wollte, blieb jedem überlaſſen: Grund-

ſatz war: Händel nicht ſuchen, aber keine Unbill dulden: und gar mancher Farbige ward im Laufe der acht Halbjahre von dem Einen oder Andern von uns abgeführt, daß er nicht wieder ſtörte: — das Ritterſpielen und Fechten von ſechs Jahren war nicht vergebens geweſen!

Wir kamen — ohne jeden Zwang — Samstag Abends um 8 zuſammen: — jeder kam und blieb ſo oft und ſo lang er wollte: — wir zahlten einen ſehr mäßigen Beitrag für die Salmiethe, die Liederbücher, die Humpen: wir ſangen und tranken, führten eine drollige — wirklich oft höchſt witzige — Kneipzeitung und jeden Kneipabend ward nicht ein „wiſſenſchaftlicher Vortrag“ gehalten (lieber Gott, woher? das iſt ein Unfug vieler Vereine, der zum Schwindel, zum Wortemachen führt), ſondern eine Frage zur Beantwortung und Erörterung vorgelegt, auch etwa ein Gedicht vorgetragen und beurtheilt. Unſer Haupt war Erhardt, jetzt königlich baieriſcher Miniſterialrath, nach meiner Neigung manchmal ſchon

zu ſtark mit „ſeniorenhaften“ Anwandelungen die Herrſchaft führend: manchen Straſſechſer hat er mir abgezwackt — übrigens mit Recht! — weil ich nicht immer rechtzeitig die auferlegte Zahl von Liedern im Liederbuch eingeſchrieben hatte: wir hatten nicht Geld genug, uns Commersbücher zu kaufen, und ſchrieben uns ſelbſt eine Auswahl zuſammen: hatte ich 5—6 Stunden Vorleſungen nachgeſchrieben und daheim noch etwa acht Stunden Auszüge aus philoſophiſchen, geſchichtlichen, juriſtiſchen Quellen, dazu Gedichte und Tagebuch, dann ſchmerzten mich die Finger und oft bin ich über dem Einſchreiben in die Liederbücher nach Mitternacht müden Hauptes eingeſchlafen.

Andere Einheriar waren Engert, Grasberger (jetzt Profeſſor der alten Sprachen zu Würzburg), Krembs, geſtorben als Leibarzt des Königs der Belgier, Savoir, k. baieriſcher Notar, Anderl, k. baieriſcher Oberſtabsarzt, Herrſchmann, früh geſtorben als baieriſcher Aſſeſſor; als Gäſte erſchienen häufig Cle-

mens Piloty (I, S. 102, oben S. 47, über beide unten mehr), auch wohl Adolf Kohn, ein reich begabter Jude, ein hervorragender Clavierspieler: er endete früh durch Selbstmord in beklagenswerther krankhafter Uebererregung.

Unsere Mittel waren knapp: ich hatte monatlich 4 baierische Gulden Taschengeld, von denen ich gewissenhaft je 2 auf Mehrung meiner kleinen Bücherei verwandte (noch besitze ich das kleine Bücherschränklein, das ich mit zwölf Jahren zu Weihnachten geschenkt erhielt, und noch heute stehen meine Lieblingsdichter auf den drei Brettlein): — so blieben zum „Leben" [d. h. Bier und Obst] nur 2 Gulden = für 30 Abende 40 halbe Bier: denn damals kostete die Halbe nur 3 Kreuzer. So konnten wir auch nur sehr bescheidne Walhall-Säle miethen: meist sind diese kleinen Brauereien und Gartenwirthschaften seither eingegangen: im „Lamm" in der Sendlingergasse, im Maigarten in Lehel, unsere stolzeste Halle bot — kurze Zeit — der Neusigelgarten. Damals in jener

Gesellschaft habe ich auch das Cigarrenrauchen gelernt: — „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe", um nämlich den Qualm des höchst billigen Krauts, das die Andern rauchten, leichter zu ertragen. Außerhalb dieses Nothstandes habe ich nie geraucht. Das ist für mein Gewissen sehr gut. Denn bei jeder überflüssigen Flasche Wein berufe ich mich auf die große Ersparniß durch 40jähriges Nichtrauchen. Ich rauche nicht mehr, aber ich glühe noch immer, wie ein alter Vulcan, der nicht „a. D." werden will.

Dankbar gedenke ich der höchst einfachen, von jedem Unmaß, von jedem Zwang, von jeder Rohheit freien, fröhlichen Genossenschaft in Walhall, die auch geistig vielfach förderte, zumal da unsere Naturforscher und Mediciner uns Geschichts-, Sprach- und Rechtshörern manche Belehrung und Anregung aus jenen Gebieten brachten: — wie wir umgekehrt ihnen aus den Geisteswissenschaften.

Ich muß sagen: „Walhall" war das Muster für jede Studentenverbindung: wir besoffen uns nicht,

trugen faſt nie entſtellende Schmiſſe davon, warfen keine Laternen ein, prügelten weder Nachtwächter noch „Handlungs“-jünglinge, waren doch froh, friſch und frei und zählten zu den allerbeſten (eben in meinem Sinn) d. h. allerfleißigſten und erfolgreichſten Studenten. Wir erklärten „das Schwänzen“, — nicht das Beſuchen — der Vorleſungen für „gemein“, ebenſo das Schuldenmachen, keiner von uns iſt je durch eine Prüfung gefallen, die Meiſten von uns haben alle Prüfungen mit Auszeichnung beſtanden, wir haben uns Alle ſo bald als es nur überhaupt möglich war — ohne hohe Gönnerſchaften! — wirthſchaftlich ſelbſtändig geſtellt, unſeren Aeltern nicht mehr zur Laſt zu fallen, und aus uns allen ſind tüchtige Aerzte, Juriſten, Profeſſoren und daneben recht gebildete Menſchen geworden. Dieſer Erfolg „elender Obſcuranten“ iſt für unſer Volk und für uns werthvoller als der gar vieler Commers-Größen.

Außer mit den Walhallgenoſſen verkehrte ich noch etwa mit deren gelegentlichen Gäſten, den Schul-

kameraden Wilhelm Hacke, Franz Freiherr von Godin, Julius Freiherr von Freyberg: mit den letzten beiden ſollte mich ſpäter innige Freundſchaft verknüpfen, welche, ſchön und treu, vorgehalten hat bis heute und nun die noch übrigen par Jahre wahrlich nicht wanken wird: davon ſpäter: nach meiner Rückkehr von Berlin. —

Aus ganz entlegenen Kreiſen aber trat damals an mich heran ein anderer Genoſſe, der mir erſt in dieſem Jahre (1890) noch den ſchönſten Beweis freundſchaftlichen Vertrauens gegeben hat. Schon im erſten Halbjahre an der Hochſchule fiel mir auf ein ſehr junger, — er war genau ſo jung wie ich — vornehm und fein, aber ſehr fremdländiſch ausſehender Bankgenoſſe, der anfangs nur in Begleitung eines älteren Herrn — offenbar des Hofmeiſters — erſchien. Der zarte, ſchlanke, blaſſe Jüngling zog mich an: die Bankgenoſſen tauſchten zuerſt freundliche Blicke, dann mit höflichen Worten Dinte und Fließblatt, zuletzt ihre Namen aus. Da erfuhr ich denn, daß der anziehende

Fremdling ein junger Fürſt aus Rumänien ſei, Demetrius, aus dem mit der Geſchichte jener Donaulande ſo tief verwachſenen Hauſe der Sturdza. Bald ward ich auch bekannt mit dem eigentlichen Erzieher, dem Dr. Moritz Mezger, Sohn des bekannten Rectors des Sanct Anna-Gymnaſiums, der, etwa acht Jahre älter als wir, die Studien des jungen Sturdza in Deutſchland leiten ſollte: jener ältere Herr war Rumäne und überwiegend zum Lehrer für die jüngeren Brüder von Demetrius beſtimmt; denn die verwittwete Fürſtin hatte den Erſtgebornen mit all' ihren Kindern nach München auf die Univerſität begleitet: einmal bekam ich die Dame auch zu ſehen: wie eine Königin ſah ſie aus in ihrem feierlichen Trauergewand, dem ſchwarzen Spitzenſchleier, der ſchwarzen Atlasſchleppe, wie ſie auf einem erhöhten, throngleichen Sitze ruhte, ihre Kinder zu ihren Füßen um ſie her geſchmiegt: ſie machte mir einen ganz großartigen Eindruck, wie eine Königswittwe aus einem phantaſtiſchen byroniſchen Reich des Orients.

Und daß ich mich nicht ſofort in eine der Schweſtern verliebte, deren gelöſtes ſchwarzes Har prachtvoll ſich von dem olivenfarbenen Nacken hob, das wollen wir ganz aufrichtig weniger der heiligen Didoſa zuſchreiben als dem ſtörſamen Umſtand, daß ich von dem etwa vierzehnjährigen Kind im ganzen Leben nur die eine Längsſeite des ſchmalen Antlitzes zu ſehen bekam und auch dieſe nur etwa eine Minute im Vorüberwandeln durch den Sal in des Freundes Zimmer: und in dieſem Augenblick pochte mir das Herz vor lauter Ehrfurcht vor der Mutter ſo heftig und ſtieg mir die Blutwelle ſo heiß zu Hirn, daß ich von der Tochter nur: „just caught a glimpse“. Aber daß dieſe wunderſchöne und unerhört lange ſchwarze Augenwimpern hatte, aus denen ſie mich ſtaunend anblickte,[1]) das ſah ich doch. Am Abend ſchrieb ich in mein Tagebuch an Didoſa ein langes

[1]) Ich war nämlich damals auch nicht gerade häßlich, was ich aber, wirklich völlig überraſcht, erſt nach vielen, vielen Jahren durch Moritz von Schwind erfuhr!

Reu- und Bußgedicht über jenen meinen „treulosen Blick“. Wahrlich, gab es jemals „an dalketen Buabn“ (s. unten), so war ich es.

Nun also: wir drei, wir beiden Siebzehnjährigen und Dr. Mezger, der Fünfundzwanzigjährige, wurden gar gute Freunde. Hübsch war es, wie bald wir Jüngeren wider den älteren, bald wir beiden Deutschen gegen den Sprossen der Welteroberer zusammenhielten. Mezger war uns selbstverständlich an Reife weit überlegen und in die kühnen Luftschiffe unserer überspannten idealistischen Schwärmereien wurden von ihm mit manch wohlberechtigtem Witzgeschoß scharfe Löcher gebohrt. Aber andererseits hielten der Schwabe vom Lech und der Baier von der Isar dem Sohne der Caesaren vor, daß, wenn auch die Rumänen von den Legionen und Colonisten Trajans abstammten, — väterlicherseits! — einstweilen so viele unberechenbare Völker über jene Donaulande hingebraust seien, daß das Blut von Latium erheblich barbarisirt worden: und wenn

der junge „Daken-Häuptlingsſohn“ (was ihn empfindlich ärgerte, da „ſturdza“ auf lateiniſch sturnus, der Star, oder turdus, die Droſſel, zurückgehen ſollte) uns vorſchwärmte, ſein Ziel ſei die Gründung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Bukareſt, ſo meinten wir boshaft, die Trennung des Berufes des göttlichen Sauhirten von dem des Schullehrers und die Verbreitung der Schreibekunſt unter den Enkeln des Romulus müſſe ihm näher anliegen!

Wir ſtritten über Prantl, Gott und das Weltgeſetz, die rumäniſchen Schweine,[1]) den dialektiſchen Prozeß, die Beſtialität der Türken, Nägelsbachs homeriſche Theologie, die Branntweingenußfähigkeit der Ruſſen und wieder über das Weltgeſetz ohne merklichen Uebergang und über all dieſe zum Theil doch unklaren Dinge mit gleicher Sicherheit des Urtheils. Dabei fochten wir Jungen ausgezeichnet mit dem Degen

[1]) Die man nicht unterſchätzen ſollte. (Anmerkung des Setzers 1891.)

à la française und ſchmierten den älteren und ſtärkeren, aber viel ungelenkeren Moritz mit ſeiner ſteifen deutſchen (Erlanger) Auslage tüchtig aus: Demetrius war mir faſt überlegen durch die romaniſche Gelenkigkeit ſeiner fein-knöcheligen Hand.

Ebenſo gut wie wir beide fochten, ebenſo ſchlecht, aber ebenſo eifrig ſpielten wir alle drei Schach. Das „königliche Spiel" hatte ich während meiner langen Bettlägerigkeit (I, S. 185) von einem Hausfreund, Michel Sagné, erlernt; noch heute beſitze ich — nach bald 50 Jahren — die Schachtel — von den unbelebten die älteſte, die ich kenne — und die altmodiſchen Schachfiguren, welche ich damals geſchenkt bekam. Und ich habe ſo viel Zeit im Leben mit der Schachſtümperei verloren, daß ich wohl ein par Worte darüber ſagen muß. Es iſt das einzige Spiel, das ich mit Leidenſchaft betrieb: im Kartenſpiel hab' ich es nur bis zum ſchwarzen Peter gebracht ¸dieſen beherrſche ich aber „mit und ohne Mogeln"). Ich habe offenbar für das Schach eine gewiſſe Begabung: — Verdy meinte, ſie hänge mit meinem

„ſtrategiſchen Genius“ zuſammen! — allein der Mangel an Uebung hat mich darin doch nur bis zu einem gewiſſen furor Teutonicus des Angriffs gelangen laſſen; ein par Jahre (1859—62) war ich unwürdiges Glied des Schachclubs in München: davon ſpäter. In der Schachtel von 1842 ſteht noch, mit Bleiſtift eingeſchrieben, von der Hand meines lieben Julius Greiß: „heute, den 27. April 1848, wurde Felix matt;“ daß er der Matador war, verſchwieg er: ſo war mein ſanfter Julius. —

Nach vielem Streiten mit Philoſophie, Schachfiguren und Degen löſte ſich der ſchöne Dreibund: die Sturdza's kehrten nach Rumänien, Mezger nach Augsburg zurück, ich ging nach Berlin. Mezger, ein trefflicher, tapfrer deutſcher Gelehrter, ſtarb ſehr früh: als Gymnaſiallehrer zu Augsburg. Von meinem lieben dakiſchen Häuptling hörte ich faſt drei Jahrzehnte nichts. Da 1883 — eines ſehr heißen Julitages in Königsberg und, lieber Gott, du weiſt es, wie heiß es in Königsberg ſein kann, wenn es nicht ſehr kalt iſt! — erhielt

ich einen ganz prächtigen Brief meines Demetrius, der einſtweilen, wie ich wohl wußte, in ſeinem Vaterland eine geradezu geſchichtliche, bahnbrechende Stellung gewonnen hatte. Der ſchmächtige, zarte Jüngling hatte durch eine Wagethat kühnſten Muthes — die Erſchießung als Hochverräther im Fall des Mißlingens war ihm gewiß — den Fürſten Cuſa zur „freiwilligen Abdankung gezwungen“: er — allein — hatte ihn Nachts in ſeinem Palaſt aufgeſucht und ihn bewogen, in den bereits vorgefahrenen Abdankungswagen zu ſteigen: er war dann Miniſterpräſident, auch Miniſter des Auswärtigen ſeines geliebten Rumäniens geworden und hatte dem tüchtigen Hohenzoller als Haupt des jungen States in Krieg und Frieden die weſentlichſten Dienſte geleiſtet: ja, ſogar Präſident jener von uns weiland bekrittelten Akademie war er geworden, hatte uns alſo glänzend durch die That widerlegt. Nun ſchrieb er an mich einen warmen, einen herrlichen Brief, der mich aufforderte — als Lehrer des Statsrechts und weiland [zu Würzburg]

eifrigen Vertreter des Völkerrechts ein Gutachten über die Frage der Donauſchifffahrt abzugeben. Aber Eile thue Noth! In nicht ganz fünf Wochen trete zu Wien die Conferenz zur Berathung der ſtreitigen Fragen zuſammen und dieſer ſollte mein Gutachten gedruckt vorgelegt werden. Uff! Das war viel verlangt bei 26 Grad Réaumur im Schatten, 17 Stunden wöchentlich Vorleſungen und Seminar, der Correctur des III. Bandes der Urgeſchichte, der Vollendung des II. Bandes der deutſchen Geſchichte, der Fülle von Prüfungen und Sitzungen im letzten Monat des Sommerhalbjahres und der hochgradigen „Semeſtermüdigkeit", welche der Juli auch bei vernünftigerem Réaumur mit ſich zu bringen pflegt. Dazu kam nun noch die doch auch zu erwägende Kleinigkeit, daß ich am Tage des Empfangs des Briefes von dem Recht der Donauſchifffahrt nicht viel mehr wußte, als daß die Donau im Schwarzwald entſpringt, daß vor geraumer Zeit Nibelungen darüber gefahren waren, daß ſie bei Wien ſchön blau ſein ſoll (was natürlich

nicht wahr iſt) und daß ſie ſich zuletzt in unbequemer Vielköpfigkeit in das ſchwarze Meer begiebt (welches aber nicht ſchwarz iſt, wenigſtens nicht ganz ſo ſchwarz, wie wir es beim Kartenzeichnen mit Dinte herſtellten). Allerdings erinnerte ich mich auch noch des älteſten Stückes von Schifffahrtsrecht auf der Donau: wie nämlich Herr Hagen von Tronje den Fergen abgelohnt: allein das Nibelungenlied wollte ich den ruſſiſchen Statsmännern der Conferenz nicht verrathen, die bis dahin ſchwerlich davon gehört hatten, aber ſich wohl gern auf dieſes ihrer Stromſchifffahrtsſtatskunſt ſo artverwandte Beiſpiel würden berufen haben.

Ach, wie gern hätte ich Nein geſagt! Aber es iſt einer meiner allerſchlimmſten — wenigſtens für mich, in niederem Maße für Andere ſchlimmen! — Fehler, daß ich den Menſchen, wenn ſie mich am Gemüthe packen, ſo ſchwer nein ſagen kann. Und wie lieb war mir der Jugendgenoß! Und wie drang er mir ins Herz, der Brief, der die Münchener Zeit, ihre ganze „Idealität“ ſo lebendig herauf beſchwor. Der

Miniſter von 1883 verlangte, daß ich es ſühne, ſo manches ſpöttiſche Wort des Zweifels an dem „dakorömiſchen“ Volk, nachdem dies Volk, von einem Hohenzoller geführt, ſo tapfer gefochten, zu Hilfe gerufen von den Ruſſen („venez au secours! les Turcs nous écrasent“), von denſelben, welche früher allein mit der ganzen Welt fertig zu werden geprahlt.

Und endlich rief der Fürſt den einfachen Bürger auf zur Ritterpflicht, zum Kampfe: — für Carmen Sylva, die ſchöne Märchenkönigin.

Ich telegraphirte alſo nach Bukareſt: „Ja! wenn ich für Euch entſcheiden kann“, ſchob „Urgeſchichte“, „Deutſche Geſchichte“, auch die Berichtigung vom „Kurier nach Paris“, von den „Gedichten“ II (3. Auflage) und den Bauſteinen IV, 1 und 2 mit dem Ellenbogen vom Schreibtiſch herab und ſtürzte mich in die zahlreichen Schriften und dicken Acten über die Donaufrage, welche mir der Eifrige gleich mitgeſandt. „Hu weh, mir wird des Tages bang!“ ſeufzte ich mit dem Mönch von Bant an manchem Julimorgen, wenn ſchon um ſechs Uhr die

Sonne heiß über die Phönixloge her auf mein Stehpult brannte im Hintertragheim Nr. 47. Nachdem ich mich von dem unbezweifelbaren Recht Rumäniens — nach gründlicher Prüfung! — erſt einmal überzeugt hatte, ging nun das Niederſchreiben des Gutachtens mit fliegender Feder dahin. Bogen um Bogen warf ich — noch naß — zur Erde: ich nahm mir nicht Muße, ſie erſt zu trocknen: — ich las einmal in einem Roman von Boz — weiß nicht mehr, in welchem — ähnliche Geſchwindſchreiberei eines Advocaten. Die befreundeten Herren Breitkopf und Härtel, willig und raſch wie immer, wo's Noth thut, übernahmen — Alles durch Drath und Blitz — den Verlag und druckten faſt ſo raſch wie ich ſchrieb: — ich corrigirte in jedem denkbaren Zuſtand und Verhalten: zumal in der Droſchke vom Tragheim über das recht holperige Pflaſter der Kneiphöf'ſchen Langgaſſe dahin an die Bahn, auf der Fahrt nach Berlin, im Kaiſerhof, auf der Fahrt nach Düſſeldorf, in dem (trefflichen) Breidenbacher Gaſthof daſelbſt, auf der Fahrt nach

Scheveningen, im Oranjehof dorten, im Auf- und Niederwandeln längs dem Strand, auf dem Weg in das herrliche Bad, in dem Badekarren: und meine liebe Frau behauptet, hätte es in der Nordsee der Wellenschlag und die darin übliche Tracht verstattet, sogar in der Nordsee würde ich corrigirt haben. Dank diesem Eifer wurde nun also die „Lanze für Rumänien“ [1]) rechtzeitig geschäftet, genagelt und mit dem Speerort (ja, ja liebe Leserin, es ist richtig so!) zugespitzt, so daß sie Freund Sturdza auf der Zusammenkunft zu Wien wider die Russen fällen konnte.

Er schrieb mir sehr dankbar und gerührt. Das aber hatte er mir — bei aller Rührung —! als echter Diplomat verschwiegen, daß er gleichzeitig auch die Amtsgenossen von Holtzendorff und Geffcken (es war lange vor 1888!) um Gutachten angegangen hatte: Keiner von uns dreien wußte von der Arbeit des Andern und da wog es denn nun freilich schwer, daß sich Rumänien

[1]) Leipzig, Breitkopf und Härtel 1883, jetzt abgedruckt in den Bausteinen V, 1. Berlin 1884.

auf drei unabhängig von einander für ſein Recht abgegebne Gutachten berufen konnte. Hätt' ich aber von der gleichzeitigen Anrufung zweier anderer Kämpen gewußt: — wahrſcheinlich hätte ich mir das Schreiben und Corrigiren mittelſt Blitz, Draht und Eilzug erſpart. Rührend ſchön war es und reicher Lohn für mich, daß die Königin Eliſabeth, als ſie von meinem günſtigen Gutachten vernahm, zu König Karl äußerte: „Siehſt du! Der Dahn ſagt es auch. Alſo haben wir doch ganz gewiß Recht.“ Wer immer ſo viel freundlich zuverſichtliches Vertrauen auf den Dahn und ſeine Rechtsweisheit haben könnte!

Nun vergingen wieder Jahre, ohne daß wir von einander hörten.

Ich hatte ſchon ein par Halbjahre hier in Breslau (ſeit 1. IV. 1888) geleſen, als zu Anfang vorigen Winters ein junger Student gemeldet wurde: auf deſſen Karte ſtand: „Alexander Sturdza.“ Heiß ſchoß es mir zu Herzen und mit der Ahnungsgabe, die mir manchmal (aber ſonſt leider meiſt für Unheil) eignet, ſagte ich mir

mit Blitzgeschwindigkeit: „das ist der Sohn Deines Demetrius, er kommt, bei dir zu studiren.“ Und so war es. Der liebe, feine, zierliche, aber gar nicht gezierte Mensch trat ein und gewann sofort mein ganzes Herz.

In der Erziehung dieses Knaben hatte Sturdza den stärksten, wahrlich tief ernsten Beweis seiner Begeisterung für deutsche Art und deutsche Bildung geführt, einer Gesinnung und Denkweise, welche ihn von jeher — zum Glück für ihn und sein Land — die Wohlfahrt Rumäniens im engsten Anschluß an das deutsche Fürstenhaus da unten und an den Dreibund erblicken ließ, so lang er Minister war, und noch heute erblicken läßt, da er — auch in anderer Stellung — noch Einfluß genug üben kann.

Die übrigen Bojaren — den Fürstentitel hatte Sturdza durch ein von ihm selbst eingebrachtes Gesetz für seine und die gleichstehenden Familien beseitigt — lassen ihre hoffnungsvollen „Prinzen“ meistens in Paris erziehen, von wannen sie sehr oft zurückzukehren pflegen mit Kenntnissen von Dingen, die

ihnen beſſer lebenslänglich verborgen geblieben wären, zerrüttet an Leib und Seele, zugleich abgeſtumpft und gierig, nicht mehr fähig, die oft recht ſchönen Geiſtesanlagen geſund zu entwickeln: ſo werden ſie als Männer öfter Verderber als Emporheber ihres Volkes.

Mein Demetrius aber und deſſen edle Gattin, eine geborene Kantakucenos, deren feines, vergeiſtigtes Antlitz ich leider nur aus dem Bilde kenne, rangen ihren Herzen den ſchweren Entſchluß ab, das einzige Kind, den durchaus nicht ſehr kräftigen Knaben, auf neun Jahre mit kurzen Unterbrechungen aus dem Haus, aus dem Lande, weit in die ferne Fremde zu geben, auf daß er an einem tüchtigen deutſchen Gymnaſium (— der alten, idealiſtiſchen, auf Griechiſch und Latein gegründeten und dreihundert Jahre hindurch ruhmvoll bewährten Art —) mitten im Herzen Deutſchlands deutſche (nicht „griechiſch-römiſche“!) Bildung des Geiſtes und des Herzens ſich aneigne: eine ſchöne, opferſchwere That. Das Opfer wurde vergolten: der junge Alexander machte in Jena unter

dem ausgezeichneten Gymnaſialrector Richter ſeine Sachen ſo vortrefflich, daß er nicht nur mit einem glänzenden Zeugniß der Reife, ſondern mit wirklich gereiftem Denken, Urtheilen, Empfinden endlich nach Hauſe kam. Der erfreute Vater ließ ihm, nachdem er auch noch in dem rumäniſchen Heere gedient und den Lieutenantsgrad gewonnen hatte, freie Wahl für ein Jahr, wohin in Europa er reiſend und ſich vergnügend gehen wolle. „Ich will mir's überlegen," erwiderte der junge Alexander. Und am andern Morgen hatte er ſich's überlegt, trat vor ſeinen Vater und ſprach: „Alſo ich darf auf ein Jahr hingehen, wohin ich will?"

„Jawohl, mein lieber Sohn!"

„Dann will ich zu Deinem Felix Dahn nach Breslau gehen, und ein Jahr bei ihm ſtudiren."

Es mußte doch wohl in dieſen Jahren, wann der Gymnaſiſt nach Hauſe kam, manchmal in guten Worten von mir geredet worden ſein und von der ſchönen Münchener Jugendzeit!

Mich rührte und freute nun dieſe ſchlicht vorgebrachte Geſchichte gar innig: wir ſind gar gute Freunde geworden, jung Alexander und ich: muſterhaft fleißig und eifrig hat er bei mir Rechtsgeſchichte gehört und ſtudirt in dem Seminar und die Germania des Tacitus gar tapfer ausgelegt: auch manchen guten Trunk Münchener Bieres oder Rametzer Weines haben wir getheilt; und als ich gerade vor einem Jahr (Weihnachten 1889) vier Wochen lang zu Bette lag und nicht ſprechen durfte, da hat der liebe Menſch alle Jugendvergnügen geopfert und Abend um Abend ſtundenlang mit mir Schach geſpielt: — mit denſelben Figuren, die vor faſt vierzig Jahren ſein Vater in ſeinem Alter gegen mich zu Felde geführt. Nun iſt der Wackere Gardepionier in Berlin, um auch preußiſcher Offizier zu werden und dann als rumäniſcher Genieoffizier die Wacht an der Donau zu beziehen: der ſteht feſt, wenn's da unten doch einmal loskracht.

Seinen Vater habe ich ſeit 1851 nicht wieder

geſehen: aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, ihm nochmal in die dunkeln Römeraugen zu ſchauen, zumal ja auch die Märchenkönigin in huldvollſter Weiſe mir und meiner Frau die Pforten ihres Zauberſchloſſes Peleſch ſchon lange mit wirthlicher Einladung gütig aufgethan.

V.

In der Dichtung machte sich damals (1850—52) die Erweiterung des Gesichtskreises, die Aufnahme zahlreicher neuer Stoffe fühlbar: die Forschungen in der Geschichte, zumal in den deutschen, englischen und nordgermanischen Quellen, vermehrten die Anregungen zu Balladen; die philosophischen verstärkten die ohnehin bedeutende Neigung zur lehrhaften, zur Spruchpoesie, welche durch eifrige Versenkung in Rückert gefördert wurde: jene als Preisbuch erhaltene Sammlung (I, S. 178), dann die „Weisheit des Brahmanen" ward wieder und wieder nicht nur genossen, ward ernst durchgearbeitet, zumal um der Form willen: Rückert und Platen wurden meine Lehrmeister in der Form, lange bevor Geibel auftauchte und in meinen Gesichtskreis trat. Ich staune selbst manchmal über die Reinheit und

Strenge der Form in den Gedichten aus jener Zeit: unreine Reime ſind mir ſeit jener Zeit nicht nur ſtörend: ſie ſind mir lächerlich. In der That: bei Schiller und Goethe ſind wir geſchichtlich an ſie gewöhnt: nachdem aber durch Rückert, Platen und Geibel unſer Ohr wieder erzogen iſt, ähnlich wie in der mittelhochdeutſchen Dichtung fein zu ſcheiden, iſt der Falſchreim bei Neueren ganz unleidlich. Es iſt traurig, daß nicht nur eine jüngere Richtung, auch mancher Dichter beſſerer Vergangenheit hierin hinter Platen zurückgefallen iſt: als mein theuerer Freund Karl Stieler, durch ſchlimme Beiſpiele verführt, ähnlich ſündigte, genügte meine Frage, ob er denn nun bei Herrn Zwickauer in die Schule gehe? ihn zurück zu bekehren. Ich muß einfach lachen, wenn einer ſeine „Lübe“ auf „trübe“ reimt. Warum „räumt“ er ſie dann nicht auch, wenn er „verſweufelt, einen neuen Reum zu fünden?“

Uebrigens wirkte das planmäßige Durcharbeiten aller Literaturen auch ſchädlich: unwillkürlich gerieth

ich, ſtatt der angebornen Eigenart zu pflegen, in eine anempfindende auswähleriſche Nachahmerei: es machte mir Spaß, ähnlich dem Spottvogel, der ja auch nicht ſpotten will, in allen möglichen Tönen zu dichten: pindariſch, vergiliſch, horaziſch, — das mittelalterliche Latein taucht damals noch nicht auf, — homeriſch, indiſch, perſiſch, arabiſch, dann im Stile von Petrarca, von Arioſt, von Cervantes, Corneille, Racine, von Béranger, zumal aber die Engländer, von Chaucer bis Burns und Tennyſon, in Volks- und Kunſtdichtung ahmte ich nach. Der „Parnaſſo italiano", dann die franzöſiſche Sammlung von Wolff, ganz beſonders aber Percy's Relics und die vortreffliche Zuſammenſtellung von Elze wurden von Einfluß: Felicia Hemans, Sir Walter Scott in the lady of the lake, aber auch Tegnér in der Frithjofsſage lernte ich genau nachbilden: all' das geſchah (abgeſehen von den Orientalen) in den Urſprachen der Dichter, dann erſt auch in deutſcher Nachdichtung.

In jener Zeit begann nun auch der in der Folge — nach der Rückkehr von Berlin — noch bedeutend gesteigerte Einfluß der Münchener Hofbühne (vgl. I, S. 245). Nicht so, daß ich mich selbst an das Drama gewagt hätte: davon hielt mich wohl am meisten ab das furchtbare Blutgericht, das ich meinen lieben Vater all' diese Jahre hindurch als Regisseur, als Glied des Leseausschusses über die zahllosen der „Intendanz" (auch ein gar wunderholdes Fremdwort für Bühnenleitung) Woche für Woche eingereichten Stücke halten sah. Mein Vater war gewiß nicht hart oder zu anspruchsvoll oder blasirt: im Gegentheil: er freute sich so gern über Alles, was irgend erfreuen konnte im Gebiet der Dichtung (eine Milde im Urtheil, das noch stark, bis zur Schwäche, gesteigert, sich auf mich vererbt hat): er that gewiß keinem zu weh! Las ich aber nun fast jeden Tag, jedesfalls am Schlusse jeder Woche in dem von ihm über diese seine Thätigkeit sorgfältig geführten Tagebuch: „zur Aufführung völlig ungeeignet" oder sehr oft „trotz mancher lyrischen

(epiſchen) Schönheit nicht zur Aufführung geeignet", „auf den Brettern ganz unmöglich", „poetiſch, aber undramatiſch", „epiſch, nicht theatraliſch", „ohne jede Mache", zumal häufig aber: „nicht ohne Begabung, leider völlig bühnenwidrig", ſo wirkte das erziehlich mit heilſamſter Abſchreckung.

Wie ſollte ich Siebzehnjähriger können, was ſo viele Reife, oft auf andern Dichtungsgebieten berühmte Kräfte nicht vermochten?

Alſo vor dem Drama warnte mich damals das Münchener Theater, ſtatt mich zu demſelben zu locken.

Allein nach anderer Richtung, in anderer Weiſe wirkte die Münchener Bühne von 1848—1862 höchſt bedeutſam auf mich ein: auf meinen dichteriſchen Stil, auf meine ganze Weiſe, *zu ſehen*, zu geſtalten: und zwar in dem ſtärkſten Maß nach der Richtung des Idealiſtiſchen, Rhetoriſchen, Feierlichen, Hoch-Pathetiſchen: Schiller und immer wieder Schiller begeiſterte, bildete, ſchulte mich, wie ſchon den ſechs-

jährigen Knaben, der in der Jungfrau „buchſtabiren“ gelernt hatte. (I, S. 84.)

Schon das Großartige, Weite, „Monumentale“ in allen Verhältniſſen des Münchener Gebäudes wirkte ſehr ſtark hierauf: der gewaltige, damals ernſt in Weiß und Gold gehaltene Zuſchauerraum in ſeinen vielfachen Logenreihen in weitem Halbkreis, der wunderſchöne Vorhang, Guido Reni's Bild, Apollo und die Horen (?) darſtellend: ich verliebte mich, ähnlich wie in Didoſa, in eine von dieſen, die zweite von links, und ſchaute in den Zwiſchenakten wie verzückt auf das holde Antlitz.

Dann aber der prachtvolle Bühnenraum! Welche Breite, und zumal welche Tiefe! Wie großartig wirkten die Aufzüge, welche aus dem Hintergrund ſich weither aufrollen, über den Vordergrund breit ſich entfalten konnten! Der Krönungszug in der Jungfrau,[1]) das Hervorbrauſen der Räuber aus der tiefſten

[1]) Und heute giebt man in München die Jungfrau auf einem abſichtlich zerſtückelten Raum! Was Shakeſpeare thun

Tiefe mit dem befreiten Roller, das Hervordringen der immer neuen Scharen von Pappenheimern, die Picolomini abholen!

Und dann: wie ward doch durch dieſe Raumverhältniſſe ein edler, allein dem hohen Pathos der hohen Tragödie — zumal Schillers — entſprechender Abſtand zwiſchen den Spielenden ermöglicht, ja erzwungen.

---

mußte aus Mangel an Raum, an Mitteln, an Kunſt raſcher Verwandlung, das thut man jetzt abſichtlich: es iſt gerade, als ob wir wieder Oellampen einführten, obwohl wir jetzt über elektriſches Licht verfügen. Ich laſſe mir's gefallen, wenn man ſhakeſpeareſche Stücke oder auch Götz von Berlichingen mit ihrem zahlloſen Scenenwechſel, anſtatt, wie früher geſchah, durch grauſame Streichung, durch eine Art ſhakeſpeariſcher Einrichtung aufführbar macht — obwohl wir heute durch Zwiſchenvorhang und treffliche Maſchinen manches Störende in den Verwandlungen vermeiden könnten. Aber gut: jene Einrichtung an ſich iſt ein Verdienſt. Allein in einem Stück wie die Jungfrau, wo alles aufs Große, Weite, auf Maſſenentfaltung, auf „heldenhafte" Raumverhältniſſe und Bewegungen angelegt iſt, ſich den herrlichen gegebnen Raum ſelbſt dritteln, das iſt gar ſeltſame Weisheit. Wie ſchön wirkte früher das Auftreten der Jungfrau vor dem König und der Krönungszug, und wie kläglich jetzt. Und die Helden müſſen ſtets Acht geben, daß ſie nicht über die leidigen Stufen ſtolpern! Wahrlich das iſt ein „Fortſchritt" in die Verkehrtheit!

Wie maleriſch wirkte es, wie feierlich, wie bedeutſam, wie vornehm, wenn Wallenſtein und Max, Eliſabeth und Maria Stuart, Taſſo und Antonio, Alba und Egmont, Tell und Geßler, Don Ceſar und Don Manuel, ihr Gegenſpiel in ſo weitem, ſo trennendem Zwiſchenraum führten! Welche Bewegungen, welche wirklich tragiſche Größe des Ausdrucks wurden hierdurch herbei geführt, welcher Stolz, welche Erhabenheit, welch' ſtrenge Schöne, welche Kraft!

Und vor Allem: welche Wahrheit!

Dies letztere Wort rufe ich den Herren Regiſſeuren, Schauſpielern und Dichtern entgegen, welche bei Leſung dieſer Stelle achſelzuckend ſagen werden: „und welche Unnatur, welche Geſpreiztheit, welche Unwahrheit!“

Nein, meine Herren, ſondern vielmehr gerade im Gegentheil.

Bei wirklich großen Leidenſchaften und ihrem tragiſchen Aufeinanderkrachen — nach vorheriger Verhaltenheit — drängen ſich die Leute nicht aneinander wie im Flüſterwort des „Salon“-Geplauders (oder

um es gar ſchön „deutſch“ zu ſagen, in der „Salon-Cauſerie der modernen Converſations-Comödie“). Habt ihr nie an Naturmenſchen, an Bauern im Gebirg, Fiſchern am Meeresſtrand das drohende Aufſteigen und das endliche Sichentladen eines Streites, nie den Groll zwiſchen zwei Liebenden beobachtet? Habt auch ihr ſelbſt, ihr Bildungsmenſchen, nie an euch oder an einem Fremden oder euren Feinden einmal eine wirklich große Leidenſchaft des Haſſes, der Eiferſucht, des Grolles, der Rache, der verhaltnen und ſchließlich ausbrechenden Liebe erlebt? Habt ihr nicht geſehen, wie weit dann unwillkürlich zuerſt der Abſtand, wie groß die Bewegungen der Arme, der Hände, wie weit die Schritte, wie laut zuletzt die Rufe genommen werden? Das iſt der Ausdruck von echtem Pathos, von echter tragiſcher Leidenſchaft: nicht Couliſſenreißen, aber großer Stil, den große Leidenſchaft erzwingt. Euere böſen oder edeln Kommercienräthe, „Saloncoquetten“ (deutſch giebt's das leider in der Sache, aber nicht im Wort), Refe-

rendarien und Schwiegermütter freilich können ziſcheln, Augen verdrehen, keifen in nächſter Nähe: aber wenn König Philipp und Marquis Poſa ſo nah aneinander rücken, als wolle der Eine den Andern nächſtens ſtatt um Gedankenfreiheit um Feuer für ſeine Cigarre bitten, ſo möchte ich immer dazwiſchen ſpringen, ſie auseinander reißen und ſagen: „Sie ſind ein kalter König und Sie ſind ein begeiſterter Edelmann: — treten Sie ſich doch gefälligſt nicht auf die Füße.“ Und oft und oft hab' ich auf der viel kleineren Königsberger Bühne meinen Roderich und Sindred, Dietrich und Rüdiger, König Heinrich und Herzog Arnulf in der That ſo auseinander geriſſen und in meinen Stücken wenigſtens den alten großen Münchener Stil eingeführt: — wahrlich nicht zum Schaden des Erfolges.

In München bewegten ſich nun damals in jenen idealen großen Räumen in entſprechend großen Formen des Ausdrucks, in Stimme und Gebährde eine Reihe von ganz hervorragenden Künſtlern, deren idealer Stil, ohnehin durch angeborne Eigenart und

durch die damalige Schule gegeben, durch jene „monumentalen“ Raumverhältniſſe noch geiſtig geſteigert wurde: ich nenne mit den Gefühlen tiefſten Dankes, begeiſterter Rührung, in treuem Gedenken die Namen abgeſehen von dem unvergleichlichen Komiker Lang †, für das Trauerſpiel Joſt †, Chriſten †, Richter, Herr und Frau Straßmann, beide wenigſtens durch prachtvolle Mittel ausgezeichnet, meine Mutter, meinen Vater (geſtorben am 9./XII. 1889) und Marie Hausmann (welche mein Vater nach einigen Jahren heimführte).

Was dieſe Künſtler im großen Stil in der hohen Tragödie von Schiller, Goethe, Shakeſpeare, Leſſing, Racine, Corneille, Calderon, Grillparzer, ja auch Sophokles an vollendeter Schönheit, an ſchwungvollſter Idealität bildeten, habe ich nie und nirgends wieder erreicht geſehen.

Von allermächtigſtem, von geradezu entſcheidendem Einfluß auf meine ganze dichteriſche Art zu ſehen, zu hören, zu geſtalten, nicht nur auf die Form, auf

die Empfindungs- und Denk- und Anſchauungsweiſe ſind ſie geweſen.

Ach, den Meiſten von ihnen kann ich meinen glühenden, begeiſterten Dank nur noch in den Grabhügel nachrufen! Nicht nur auf meine Schauſpiele, ſeit ich (mit 40 Jahren erſt) ſolche ſchrieb, ſchon viel früher auf meine Balladen, meine kleinen Epen in Verſen (Harald und Theano, Amalungen) und meine Proſa-Erzählungen und Romane haben ſie in ſolcher Weiſe gewirkt.

Auch der Oper (Beethoven, Mozart, Weber, Meyerbeer, Franz Lachner, Boieldieu — Wagner tauchte erſt ſpäter auf) mit den Namen Bayer, Pellegrini, Dietz (Herr und Frau), Härtinger, Hetzenecker, Kindermann, Stehle ſei mit warmem Danke gedacht.

An dieſe tief dankbare Würdigung des Einfluſſes der Münchener Schaubühne mag ſich knüpfen die Erwägung meines Verhältniſſes zu der Muſik und zu den bildenden Künſten.

In meinem Aelternhauſe wurde Muſik nicht im

Uebermaß getrieben: meine Mutter hatte viel Gehör, ſpielte Clavier, fand aber ſehr wenig Zeit hierzu. Auch Cither ſpielte ſie: Herr Petzmayer, als Citherkünſtler und als Vertrauter des Herzogs Max wohl bekannt, hatte ſie es gelehrt. An mir entdeckte man — zu meinem Unheil! — früh ein mehr als gewöhnliches Gehör und ſo ward denn die Wohlthat über mich verhängt, daß ich „Clavier ſpielen lernen durfte!“

Es iſt das einzige Lernen, das mir auf das Heftigſte verhaßt nicht nur war, ſondern blieb. Bittere Thränen hat es den Knaben gekoſtet! War es mir anfangs nur vermöge der früher (I, S. 170) beklagten allgemeinen Faulheit im höchſten Grade „zuwider“, daß nun neben den verhaßten Schulſtunden noch vier Lernſtunden in der Woche und jeden Tag mindeſtens eine Uebungsſtunde dem geliebten Garten entzogen werden ſollten, ſo fand ſpäter dieſer Widerſtand beſſere Begründung.

Es war richtig: ich hatte und habe ein „unverſchämtes“ Gehör, d. h. ich präge mir auch ziemlich

verwickelte Melodien gleich beim erſten Hören ſo ſcharf und ſo genau ein, daß ich ſie ſofort nachſingen oder auf dem Clavier taſtend — mit Einer Hand — nachſpielen kann. Dieſe Gabe wurde mein Verderben wie ſchon dem armen Gretchen ſeine Schönheit. Denn auf ſie ſtützten Aeltern und. Lehrer ihre Behauptung, es ſeien nur Faulheit und boshaftige Verſtocktheit, was mich, der ich doch ſonſt nun (I, S. 190) vorwärts kam im Lernen, im Clavierſpiel durchaus keine Fortſchritte machen laſſe.

Dem war aber nicht ſo! Denn jenes Gehör half mir nichts bei meiner völligen Unfähigkeit, mir nicht nur die verfluchten Noten — zweier Schlüſſel! — auch die zahlloſen anderen Haken und Striche, die Kreuze und Beeen und Auflöſungszeichen nicht nur einzuprägen, — ich begriff ſie wohl! — ſondern mir nun die Bedeutung all dieſer verflixten Klang-Runen gleichzeitig bei ſchnellſtem Tact und 32tel Noten gegenwärtig zu erhalten! Das konnte ich nicht leiſten! Das heißt: da ich hoffentlich doch auch nicht viel

dümmer bin als die Millionen, die vor, neben und nach mir dieſe Herculesarbeit vollbracht haben, ſo wird es wohl daran gehapert haben, daß ich nicht die erforderliche Zeit auf die Uebungen verwandte. Dies unterließ ich aber bei dem zweiten Verſuch, der, nach Unterbrechung von mehreren Jahren, in der zweiten Gymnaſialclaſſe an dem nun Vierzehnjährigen gemacht wurde, nicht mehr aus Faulheit und Gartenſchwärmerei, ſondern gerade weil ich, nunmehr ein guter und ſehr eifriger, auch ehrgeiziger Schüler geworden, in der That alle verfügbare Zeit auf die Sprachen, Mathematik und Geſchichte verwenden mußte, wollte ich meine Stellung in der Claſſe behaupten. Dazu kam, daß Herr Foeckerer, mein neuer Lehrer — die früheren Namen der Kinderpeiniger habe ich vergeſſen! — nichts weniger als lieblich war: das didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros galt von dieſem Sohne Niederbaierns nur mit Einſchränkung. Es war nicht hübſch von ihm, daß er, hatte ich fehlgegriffen („geſaut", wie er auf Vilshofeneriſch

ſagte), vor Jähzorn puterroth im Geſicht, meine Fingerlein in ſeiner Rechten zuſammendrückte und mir die erſten Gelenke an den ſcharfen Kanten der Obertaſten ſo grauſam anpreßte, daß ich hätte weinen mögen: ich weinte aber nicht, ſondern faßte ſtatt deſſen einen grimmen Haß gegen den Mann: natürlich konnte ich nun mit den bitter ſchmerzenden Fingern die nächſten Tacte erſt recht nicht greifen. Die Clavierſtunden wurden die Qual meines jungen Lebens! Zumal, als ich auch während der par Wochen Landaufenthalt in der herbſtlichen Freizeit auf der Fraueninſel des Chiemſees jeden noch ſo ſtrahlend ſchönen Morgen, oder auch bei der drückendſten Gewitterſchwüle (wann draußen „auf der Hachel“ die Bürſchlinge wie verrückt auf Leber anbiſſen, ſo daß man ſie gar nicht raſch genug an die Angel laſſen konnte!) in dem Lehrerhäuſel auf einem alten Spinett [welches längſt in das germaniſche Muſeum zu Nürnberg würde gehört haben, nur daß dieſes damals noch nicht beſtand] zwei Stunden üben mußte, — da verwünſchte ich

alle Muſik von der des ſeligen Orpheus bis auf die meine!

Ich ward ganz erbittert gegen die „secreta notarum“. Die Abneigung gegen Herrn Foeckerer und ſeine Handdrücklichkeiten trieb mich ſogar zu einer Art pia fraus, die freilich nicht viel von Pietät an ſich hatte. Mein Quälgeiſt (— übrigens: wahrſcheinlich quälte auch ich ihn gar ſehr und ich will ihm von heute an für den Reſt meines Lebens verzeihen: ich hatte es bisher nicht über mich gebracht! —) wohnte in der Gruftgaſſe und wenn ich nun im Frühling um vier Uhr aus der Claſſe kam und die Genoſſen zerſtreuten ſich in lieblicher Wildheit in Garten und Feld, dann mußte ich Armer viermal die Woche nach zwei Stunden Mathematik und Xenophon (†! †! †!) oder ſonſt was in das enge dumpfe Zimmer, wo der verhaßte Folterkaſten ſtand und der zornige Mann ſaß, mit den Zangenfingern, der nie mit mir zufrieden war. Einmal hatte ich umſonſt geklingelt: — er, allein zu Hauſe, hatte es nicht gehört [— er

war ein wenig ſchwerhörig, der Gute! aber e ſtatt eis, das hörte er durch zwei Wände!]. Seelenvergnügt ſprang ich die ſteilen dunklen Treppen hinunter, holte die Genoſſen noch im Hofgarten ein und meldete daheim im guten Glauben: „Herr Foeckerer war nicht zu Hauſe.“

Ach! Bei dem guten Glauben ſollte es nicht bleiben! Um die verhaßte Stunde von vier bis fünf herum zu kommen, war gar ſo ſüß. Ich legte es nun darauf an, daß er, der freilich zu Hauſe war, wie ich recht wohl wußte, mein Anklingeln nicht hören konnte: ich zog die Glocke, — ſo daß ich den Aeltern ſchwören durfte, ich habe geklingelt — aber ſo unendlich leiſe, daß nur ein Häuchlein eines Tönleins erſcholl, und ward nun, wie ſehr erklärlich, nicht geöffnet, ſo raſte ich davon: „Herr Foeckerer hatte nicht geöffnet!“ Allein leider! Nur ein parmal ließ ſich das Stücklein aufführen: der zornige Meiſter der Töne, der darüber jedesmal ſeinen Gulden einbüßte, merkte die Abſicht, ward ſehr verſtimmt —

die Fingerquetſchungen in der nächſten Stunde ſteigerten ſich — und wann ich nun noch ſo leiſe um 4 Uhr die Treppe hinanſchlich, — da war ſie ſperrangelweit geöffnet und das Anläuten überflüſſig: denn der Gebietiger des Wohlklangs ſtand grimmig lächelnd auf der Schwelle, mich zu empfangen. Endlich aber ſah ein Gott meine Noth: es ward ihm ſelbſt zuwider, eines Tages trat er vor meinen Vater und ſprach: „Herr Dahn, ſparen Sie Ihr Geld: der Bub is zu dumm: er lernt's nit."

Merkwürdig! Mittelſt genau derſelben Zauberformel hatte auch mein erſter Lehrer ſchon den Clavierbann gebrochen. Ich ward fortab verſchont mit der Ausbildung einer Gabe, die ich weder hatte noch begehrte.

Aber, o Foeckerer, du biſt gerächt! Später erwachte in mir ein ſehr ſtarkes Bedürfniß, Muſik zu machen: und da der Faulpelz nichts gelernt hatte, mußte und muß er ſich nun begnügen, fremde und eigene Melodien gar klagjämmerlich und jammerkläglich

mit Einem Finger, höchstens Einer Hand, auf den Tasten zusammen zu klimpern!

Nämlich oft überkamen und überkommen mich, wie wohl jeden mit Einbildungskraft erheblich begabten Menschen, ästhetische Stimmungen, Anwandlungen, welche nach künstlerischer Gestaltung drangen, aber nicht in dichterischer Form, sondern in Tönen oder in Farben, in Strichen: in solcher Anregung wär' es höchster Genuß, musikalisch phantasiren, componiren oder zeichnen, malen zu können. Beides hab' ich leider nicht gelernt: nun sitze ich an dem Clavier und mache ungefüge Versuche, zu componiren, wobei ich aber über die Grundmelodie — ein par Accorde! — nicht hinaus komme. Oder ich verschmiere einen Bogen Papier, indem ich eine Reiterschlacht oder eine mir auftauchende Helden- oder Frauengestalt, einen zerfallnen Tempel, ein Palatium, eine schwermüthige Heidelandschaft hinwerfen will: mit meiner Zeichnerei muß es ähnlich stehen wie mit meiner Musik d. h. ich kann nichts: aber Meister

Moritz von Schwind, der einmal zufällig zu meiner äußersten Bestürzung einige solche Blätter in einem Buche fand, das ich ihm geliehen, sagte, mit seiner genialen „Gröben“: „Sacrament, Sie san ja a famoser verdorbener Maler, der no gar net angfange hat.“ Von meinen Melodien sagen mir Musiker dasselbe: „ja, ja, das wäre schon was, — wenn's was wäre.“ Uebrigens hat Freiherr Robert von Hornstein ein par Grundmotive von mir in seinen Compositionen meiner Balladen verwerthet (z. B. das Kreuzfahrerlied: „im Rebengrünen Neckarthal“).[1]) Wenn ich nämlich daran gehe Verse zu schreiben, die nur irgend sangbar sind (also z. B. nicht fünffüßige Jamben lehrhaften Inhalts), so „ergreift mich, ich weiß nicht wie“ — zwar nicht grade „himmlisches Behagen“, aber das Bedürfniß, bei dem Versemachen zu singen, und so wird denn gesungen in höchst eigenköpfig gefundnen Weisen, bald wilden, bald leisen (aber meistens wilden!),

[1]) Gedichte II. 3. Auflage. Leipzig 1883. S. 194.

je nach dem Gegenstand und nach dem Steigen oder Sinken der Empfindung, bis das Ganze fertig ist. Ich weiß gar nicht, daß ich dabei „singe“ (was auch eine arge Beschönigung sein mag): aber meine liebe Frau sagt dann wohl: „Du hast gedichtet! leugne nicht! Es hat der Kronleuchter im dritten Zimmer davon geklirrt.“

Allein im Ernst: es ist oft ein schmerzend Gefühl, eine künstlerische Empfindung, welche ihrer Art nach Ton oder Bild verlangt, nur durch das Wort und also nothwendig nicht voll angemessen wiedergeben zu können: z. B. die Gothenschlacht am Vesuv, der Abzug der letzten Gothen im „Kampf um Rom“ müßte in einem großen Carton gezeichnet, der Wettgesang von Brinnobrand und Sido in den „Batavern“ müßte gesungen werden: — der dichterische Ausdruck ist hier dem Gegenstand nicht gewachsen.

So hab' ich denn selbstverständlich ein tiefes Bedürfniß nach Musik, das, nachdem ich nicht mehr gezwungen ward, Musik von mir zu geben, eifrig nach den holden Tönen suchte.

Zuerſt waren es die Studenten- und Volkslieder, die mich entzückten —: freilich mit ſtarker Betheiligung des Inhalts an dieſer Wirkung: wir ſangen ſie recht und ſchlecht in „Walhall“ (ſ. oben S. 109) und Freund Piloty war unerſchöpflich, mir neue vorzuſingen und alsbald zu Berlin in ſeinem Kämmerlein auch vorzuſpielen. Dann aber erhielt ich vortreffliche Schulung des Ohres und der Seele für claſſiſche Inſtrumentalmuſik. Mein Oheim Dr. Georg Wendling — er hatte eine Schweſter meines Vaters, die „Tante Emma“ geheirathet, — früher Militärarzt, ward ſpäter königlicher Schloßverwalter zu Nymphenburg. Dieſem hoch und manchfaltig begabten, ganz eigenartigen Mann verdanke ich gar Vieles, Großes, Schönes: er nahm mich mit in ſeine Aufhütte bei Forſtenried, er lehrte mich Forellen und Aſch mit der Fliege fangen, er übte aber auch eine höchſt wohlthätige realiſtiſch-naturaliſtiſche Gegenſtrömung wider meine überſentimentale Fleiſchesabtödtung mit ſeinem geſunden Humor: er lud mich ein für alle Mal in ſein gaſtlich

Haus und in den unvergleichlich ſchönen Schloßgarten, in welchem ich denn gar manche Stunde verträumt habe. Onkel Georg nun war hervorragend muſikaliſch begabt und vollendet muſikaliſch durchgebildet: ein naher Freund der beiden Lachner — Franz und Vincenz — hat er für letzteren einen Operntext „Lorelei“ geſchrieben, auch an der Compoſition mit gearbeitet: die Oper ward in München und in Karlsruhe mit Erfolg gegeben: für Franz Lachner aber, den prachtvollen, unvergeßlichen Generalmuſikdirector der Münchener Oper und Hofmuſik, hat er auf deſſen Wunſch eine Umarbeitung des Textes von Don Juan (der in der That bisher unglaubliche Unſinnigkeiten enthielt!) geliefert (bei der ich auch ein wenig mit helfen durfte), die dann lange in München zu Grunde gelegt ward. Dieſer liebe Oheim (den ich allerdings im Verdacht hatte der Anſtiftung zu dem zweiten Verſuch, mich gegen meinen und Apollo's Willen Clavier zu lehren) weihte mich nun auf das Einſichtsvollſte in die claſſiſche Muſik ein, nicht durch

Reden, ſondern indem er mich einlud, den ausgezeichneten Streichquartetten zuzuhören, die er mit den beſten Hofmuſikern Münchens — ich nenne Meuter und Kahl — eingerichtet hatte: da ward ich denn in Bach und Gluck, in Haydn und Mozart und Beethoven[1]) (und Lachner'ſche herrliche Suiten!) gründlich eingeführt: waren die Fremden fort, ſpielte mir der Gute die Stellen, die mir aufgefallen, noch mal, oder erklärte mir, was ich nicht verſtanden (was anfangs ziemlich viel war, aber allmälig immer weniger ward). Auch Mendelsſohn kam etwa noch daran: aber noch nicht Schumann, Liſzt, Chopin und in Bezug auf Wagner machte der gute Oheim ſo ziemlich die gleiche Entwickelung durch wie die ganze Welt: von kopfſchüttelnder Ablehnung zur Bewunderung von Tannhäuſer und Lohengrin: — den wunderbaren Nibelungenring hat er nicht mehr erlebt. Aber außer ſeinen Streichquartetten beſuchte ich nun auf

---

[1]) Vergl. „Beethoven-Stimmung", Gedichte II. S. 364.

ſein Andringen — der Gute gab mir ſtets das Geld dazu — die herrlichen Odeonsconcerte, welche Franz Lachner leitete, — wirklich wie Moltke die Feldſchlacht.[1]) Dazu trat die ebenfalls von Lachner unübertrefflich geführte Münchener Oper: wie herrlich waren doch die Aufführungen ſeiner „Catharina Cornaro" durch Bayer, Pellegrini, Härtinger, Dietz, die Hetzenecker (oben S. 145)! Das ging wohl vierzehn Jahre ſo fort, 1848—1862, und ſo hab' ich denn ſehr viel claſſiſche Muſik, claſſiſch aufgeführt, gehört (in Berlin beſuchte ich fleißig die Concerte des Stern'ſchen Vereins): dadurch bin ich wie für das Schauſpiel durch die Münchener Hofbühne ein wenig ſtark verwöhnt worden und nicht leicht ſpäter in Würzburg, Königsberg, Breslau in Oper und Concert zu bringen geweſen. Könnte ich die Concertſtücke zu Hauſe hören, — ſehr gern. Aber nicht in einem überheizten Sal unter vielen Hunderten von Gaffern und Gafferinnen!

[1]) Vergl. Gedichte II. S. 379: „an Franz Lachner."

Ferner: $1^1/_2$ Stunden Inſtrumentalmuſik kann ich mit Genuß und Merkſamkeit folgen: aber was darüber iſt, das iſt — für mich — vom Uebel. Ganze Heuwagenladungen von Noten von $8-10^1/_2$ Uhr kann ich nicht in mich aufnehmen, und da ich dabei leider nicht einſchlafen kann, theils aus Anſtand, theils wegen der Pauke, ſo gerathe ich in einen Zuſtand, der, aus Schlaftrunkenheit, Menſchenhaß und Ueberreizung zuſammengeſetzt, höchſt unäſthetiſch iſt. Da bleibe ich lieber an meinem Schreibtiſch und laſſe mir bei Tage von meinen ſechzehn deutſchen Singvögeln was zuſammen „concertiren“ und am Abend von meiner lieben Frau Harfe vorſpielen: alle ſiebzehn hören auf, ſobald ich es wünſche, Thereſe ſogar, ohne daß ich ſie „verhänge“. Von dieſer Harfe wunderſamem Klingen werden wir in der Folge noch Etliches vernehmen.

Später ſind dann gar viele Sachen von mir in Muſik geſetzt worden: von Maxl Zenger (I, S. 31) manche der ſchlichten Weiſen, von Robert von Hornſtein (oben S. 151) Balladen, ebenſo von Ritter (der

dann auch aus dem „faulen Hanns“ (1862, Gedichte II, S. 533) eine ganz vortreffliche Oper gemacht hat, für Heinrich Hofmann ſchuf ich meinen „Armin“, für Profeſſor Lorenz in Stettin arbeitete ich „Harald und Theano“ zu einem Opernbuch um: davon und von andern Operntexten ſpäter; Rheinberger, Seidel (†) in München, Sommer in Berlin, und gar viele Andere haben Gedichte von mir in Muſik geſetzt.

Davon und von meiner Stellung zu Richard Wagner (Briefwechſel von Königsberg aus: 1872) ſpäter mehr: geradezu claſſiſch hat aber Franz von Lachner, der mir überhaupt ein gütiger Gönner war, ſpäter mein „Macte Senex Imperator“ componirt (gedichtet am 9. Februar 1871): es war von erſchütterndem Eindruck, als es auf dem allgemeinen deutſchen Sängerfeſt zu München 1873 von vielen tauſend Stimmen im Glaspalaſt vorgetragen ward: ein Franzoſe ſchrieb darüber in das Journal des Débats: „die Deutſchen ſind blut-toll geworden durch ihre Siege! Sie brüllen zu Tauſenden: „Schlachte, Imperator,

Schlachte!“ „Macte“ hat er ſtatt mit „Heil“ mit „Schlachte“ überſetzt, von mactare. Der Imperativ müßte aber lauten „macta!“ (Latein ſchwach!) Vincenz Lachner in Karlsruhe hat dann ebenfalls ſehr ſchön mein bei dem Tode des alten Kaiſers gedichtetes „Vale senex Imperator!“ in Muſik geſetzt. Aber von all' dem ſpäter mehr.

Kürzer kann ich mich faſſen bezüglich meines Verhältniſſes zur Baukunſt, Bildhauerei, Malerei.

Die großartigen Bauten Ludwigs I. verfehlten ihres Eindrucks nicht: der Knabe ſah ſie ja überall vor ſich aus dem Boden wachſen: man erwäge, wir ſind in dem München von 1835—50, daſſelbe hörte an der Reſidenz auf: wo jetzt die Feldherrnhalle ſteht, lag ein vielbeſuchtes Wirthshäuslein „zum lachenden Wirth“: alles, was dermalen nördlich der Theatinerkirche ſichtbar iſt, ſah ich entſtehen: im Südweſten war das Sendlingerthor, im Oſten das Thal die Stadtgränze.

Meine Neigung nun gehört, abgeſehen von dem Antiken, dem Romaniſchen, nicht dem gothiſchen Stil,

wenn ich auch nicht so dumm bin, die Dome von Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm, Rheims, Amiens, Rouen u. s. w. nicht zu bewundern. Allein abgesehen von dem hellenischen Tempel (doch vielleicht dem meist in sich vollendeten Werk der menschlichen Kunst), zieht mich mehr als das Unruhige, Sehnen weckende, aber nicht befriedigende, ins Unendliche sich Verflüchtigende und doch wieder Kleinliche und Spitzige des Gothischen (mit seinen „kauzenden Heiligen") die grandiose, ernste, in sich gesättigt ruhende Größe des Romanischen an: das ist Dietrich von Bern, das ist der Palast zu Ravenna! Diese Basiliken, diese Paläste verhalten sich zu der unruhig „gesticulirenden", überphantastisch verschnörkelten Gothik wie die echte altgermanische Heldensage des früheſten Mittelalters zu den keltisch-provençalischen Kunstgedichten der Ritterei von König Artus „und seiner frostigen Massenie".

Mir sind die Werke von Gärtner und Klenze, später von Schlüter in Berlin nun einmal ans Herz gewachsen: will ich mich heute noch in München an

Baukunſt erbauen, ſo gehe ich nicht in die Auerkirche, ſondern in die Baſilika, und bei Leibe nicht in die Maximiliansſtraße, ſondern in meine alte, liebe, edle, vornehme Ludwigsſtraße mit ihren gewaltigen, wenn auch wenig durchgebildeten Maſſen von Bibliothek und Saline. „Langweilig“ ſoll ſie ſein, die Ludwigsſtraße! Ich danke für die Kurzweil, bei jedem Schritt ſo vielen Menſchen ausweichen zu müſſen. Die Maximiliansſtraße hat den Vorzug, daß ſie die Schönheit der Lage der Stadt an dem herrlich raſchen Gebirgsfluß und unter dem Höhenzug des Gaſteigs zur Geltung bringt (was ja auch die neue Prinzregentenſtraße glänzend verwerthen wird:), aber die Ausführung, der ſogenannte „Stil“ mit ſeinen täuſchenden Vorflächen ohne Hintergrund iſt bezeichnend für ihre Entſtehungszeit: kleinliche Anläufe ohne Nachhalt, gekünſtelt, von oben herunter — in löblichſtem Streben! — gemacht, wollen, aber nicht können, zeugungsunfähig. Nicht blos Straßen, — — auch ganz andere Dinge, Einrichtungen, Maßregeln und Stre-

bungen jener Jahre (1850—1864) trugen jenes Gepräge im lieben Baierland.

Wie wunderbar ſchön iſt ein Abendgang zum Siegesthor hinaus und dann die Rückkehr die Ludwigsſtraße herauf mit der Feldherrnhalle als Abſchluß, welche weiter ſüdlich ein par ſpitze Thürme überragen, im Mondſchein oder auch im ſpäten Abenddämmer, mit einem leuchtenden Stern ober jenen Thürmen! In der Maximiliansſtraße begegnen mir viele Menſchen, in der Ludwigsſtraße viele Gedanken. —

Was nun Bildhauerei und Malerei betrifft, ſo wird mir ſelbſt ſchwer, zu entſcheiden, auf welche ich mehr angelegt bin: es wird aber doch wohl die Bildhauerei ſein. Wenigſtens ſehe ich in all meinen Dichtungen die Geſtalten vor Allem plaſtiſch vor mir — in ihrem Daſtehen und ihren Bewegungen — erſt in zweiter Reihe treten mir die Farben in die Vorſtellung. Die angeborene Neigung mag wohl durch den gewaltigen Einfluß der Glyptothek verſtärkt worden ſein, welche ich, angeregt durch Homer, ſeit

1846 jede Woche beſuchte. Der boshafte Berliner Witz, wohlerzogne Münchener gingen nicht in die Theken, weil dort nackte Menſchen ſeien — wodurch ausgedrückt werden ſoll, König Ludwigs Werke ſeien nicht in's Volk, in das Leben Münchens gedrungen, — iſt nämlich durchaus wahrheitswidrig: daß München eine echte Kunſtſtadt geworden iſt und zwar nicht nur mit Wirkung auf die Künſtler, das hat Berlin, glaub' ich, deutlich lernen müſſen. Auch waren von 1846—62 alle drei Sammlungen zumal von Gymnaſiaſten, Studenten u. ſ. w. eifrig beſucht. In der Glyptothek hatte ich meine Lieblinge, von denen ich mich Viertelſtundenlang nicht trennen konnte: ſo den ſchlafenden Faun, den ich im „Kampf um Rom" dem wackern Vitigis auf den Helm geworfen habe (das zerbrochene Werk ward in dem Graben vor der Engelsburg gefunden): dann eine behelmte Roma, welche Didoſa ähnlich ſah und andres. Aber auch die Fresken von Cornelius wirkten derart auf mich, daß, als ich mir dieſen Winter (1890/91) von meiner lieben Frau wieder

einmal die Ilias vorlesen ließ, ich nur die Augen zu schließen brauchte, um die cornelianischen Gestalten zum Greifen deutlich vor mir zu sehen.

In der Malerei wirkten selbstverständlich Historie und Landschaft am stärksten auf mich: für die Landschaft hatte ich reichen Natursinn mitgebracht, und der unablässige Verkehr mit ausgezeichneten Landschaftern, wie Haushofer, Heinlein, Schleich, Liers, auf der Frauen-Insel, aber auch im Aeltern-hause, bildete Auge und Urtheil. Unter den Historienmalern zogen mich Van Dyk, Van Eyck, Franz Hals — diese Köpfe sind ja echte Gestalten wie von Shakespeare! — und die andern Niederländer, ganz besonders auch Rubens mächtig an und die großen Italiener Leonardo, Tizian, welche alle ja in der Pinakothek reich vertreten sind. Da berauschte mich denn die Pracht und Gluth der Farbe und ich hätte gleich mit tafeln mögen! In der neuen Pinakothek stand ich stundenlang in dem Rottmann-Sal und suchte mir auch sonst zumal meine Lieblingslandschaften, außer den

oben genannten besonders auch Zwengauer, immer wieder auf. Mein trefflicher Führer war die Kunstgeschichte von Kugler: das Buch ist arg dick, aber ich habe es dreimal durchstudirt und mir hohe Stöße Auszüge daraus zusammen geschrieben, so daß ich damals eine ganz leidliche Prüfung aus Kunstgeschichte würde gemacht haben. Später haben die Sammlungen von Berlin, Dresden, Cassel, Darmstadt, Paris und mehrfacher — achtmaliger — Besuch von Italien die alten schönen Münchener Eindrücke ergänzt. — Ja, es waren schöne Jünglingsjahre. Es rührt mich, denke ich daran, mit welch unersättlicher Heißgier ich auf allen Seiten in Wissenschaft und Kunst alles irgend Erreichbare an mich heran zu raffen und geistig und seelisch mir anzueignen lechzte. Es war ja unmäßig: — aber der zu Grunde liegende Idealtrieb nach dem Hohen hat doch etwas Rührendes in seiner Reinheit und in seinem selbstlosen Feuereifer.

Es reut mich auch keine Stunde all' der Arbeit, die Andere der Jugendfröhlichkeit schenkten: es reut

mich nicht, obwohl schließlich bei all dem wirklich oft Menschenkraft fast übersteigenden Abmühen nichts heraus gekommen ist als ein Lehrer und Gelehrter zweiten und ein Dichter dritten Ranges: „es hat halt nit weiter g'langt": aber es ist auch so gut: ich habe doch auch so ideale Anregung als Lehrer und als Dichter in gar viele junge Menschenseelen gestreut. Obige geistige Selbsteinschätzung schreibe ich schon heute (geschrieben 9. II. 1891) hier nieder: weiß ich doch nicht, ob ich es erleben werde, diese Erinnerungen zu Ende zu führen (bis 1888: Uebersiedelung von Königsberg nach Breslau), und da ich Werth darauf lege, sie kund zu thun, spreche ich sie hier schon aus. Es ist — ohne jede dumme falsche Bescheidenheit — meine aufrichtige Selbstwürdigung: und ich wiederhole, daß sie keineswegs mit Bitterkeit begleitet ist. Nicht jeder kann ersten Ranges sein wie Jakob Grimm und Schiller, auch nicht jeder zweiten Ranges wie Eichhorn und Uhland: es muß doch auch wohl solche Käuze geben wie ich einer bin: sonst wären sie nicht da.

VI.

Es würde nun aber ein unvollständiges, unwahres, zu düster blos grau in Grau gemaltes Bild geben, wollte man sich den Studenten dieser Halbjahre immer nur auf die Bücher gebückt vorstellen: der Zusammenhang mit Natur und Landschaft war doch nicht völlig abgerissen.

Zwar schwer, arg schwer, litt ich durch den Verlust des älterlichen Hauses und Gartens auch darin, daß ich nun nicht mehr durch die zwei Stockwerke des geliebten Heims und in jedem freien Augenblick durch den weiten vertrauten Garten wandeln oder jagen und toben konnte: — jetzt traf mich das früher verspottete Geschick der Stadtkinder selbst.

Das Kämmerlein in der Schönfeldstraße war zwar wohl etwa acht Schritte lang, aber schwerlich

vier Schritte breit: außer dem Bett, dem (kleinen) Waſchtiſch, dem Schreibtiſch, dem ſchmächtigen Bücherſchrank war nur noch für zwei Stühle Raum: kamen zwei Beſuche auf einmal, mußte der Wirth ſich auf den Bettrand ſetzen: das Stoßfechten ging nur ſehr ſchlecht in dem darmähnlichen Sack-Zimmerlein! An alle die mannichfaltigen ritterlichen Uebungen im Aelterngarten war ohnehin nicht mehr zu denken: die Fechtſtunden bei Gruber erſetzten ſie doch nur ſehr ungenügend. So blieb denn nur noch das Spazierengehen im engliſchen Garten. —

Aber an deſſen Stelle traten jetzt vielfach die Umgebungen Münchens Iſar aufwärts, dem Flußufer entlang — über Harlaching nach der Menterſchwaig oder — auf dem linken Ufer — über Thalkirchen nach Großheſſelohe, der von Schwanthaler gebauten „romantiſchen“ Burg Schwaneck und nach Pullach und Grünwald. Zumal der Weg über die Ueberfälle und das „Umeinanderſchliefen“ in den Iſar-Auen, den „Boſchen“, um Thalkirchen war beliebt.

Seit ich auf das Spazierengehen angewieſen war, wählte ich mir hiefür ſtets die eine Stunde vor und während Sonnenuntergang, alſo im Winter und Herbſt von 5—6 oder von 6—7, im Sommer und Frühling von 8—9 oder von 7—8: dieſe Zeit iſt für mich und wohl für die Meiſten die ſtimmungsvollſte: das Dämmerlicht bringt ſanfte Befriedung und doch dabei einen Anhauch ahnungsvoller Wehmuth, die ſanfter Süße nicht entbehrt.

Dieſe Eindrücke wirkten und wirken noch heute in mir ſofort dichteriſche Bewegung: ganz unwillkürlich ergreift mich in dieſer Abendſtimmung ein lyriſcher Drang und noch nie bin ich von einem ſolchen einſamen evening-walk ohne Erbeutung von ein par Verſen nach Hauſe zurück gekommen.

Vom Jahre 1850 bis 1862 war der am häufigſten eingeſchlagne Weg durch den engliſchen Garten — am Aelternhaus vorbei! — um den Monopteros, über die Iſarbrücke bei Bogenhauſen und dann (— zumal ſeit Herſtellung der wunderſchönen

Anlagen auf dem Gasteig durch König Max II. —) über die Isarhöhen (und später durch die Maximiliansstraße) zurück.

Wie herrlich ist doch in jeder Jahreszeit der Ausblick von jenem Höhenzug des Gasteigs bei Sonnenuntergang! Wenige Städte wahrlich in Deutschland mögen sich ähnlicher Schöne berühmen! Die Wolkenbildung oberhalb der Isar-Hochebene ist bei den Landschaftern mit Recht gepriesen: sowohl im Winter und im Herbst, wann der strahlende Sonnenball, eine gluthrothe Scheibe, in langgezogene schwarze Wolkenstreifen nieder taucht, als im Vorfrühling, wann im Süden die stolzen Linien der Alpen fernher durch die hellen Lüfte grüßen und im Westen hinter den Frauenthürmen die Abendsonne von unzähligen kleinen, zart rosa behauchten Wölklein umschwebt wird, wie eine große Göttin von flatternden Elben und Elbinnen. Feierlich, friedevoll tönt dann das Abendgeläut der großen ehernen Glocken durch die ruhenden Lüfte, und ist der letzte Ton leise schwingend verhallt, ergreift

mit frommen Schauern die plötzlich eintretende ahnungsreiche, bedeutungsvolle Stille. Wie viele Gedichte ſolcher Abendſtimmung hab ich von jenem Wege mit heimgebracht und eine beſchwichtete, geweihte, von dem Drang, der Haſt des Tages gelöſte Seele, voll guter Vorſätze, entſchloſſen, erlittne Kränkung zu vergeben und den geliebten Idealen in Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt fort und fort treuen begeiſterten Dienſt zu widmen.

Mit ausgeruhtem Geiſt, mit reingeſpülter Seele kam ich dann in das gar einfache Stüblein zurück. „zündete mein einſam Lämpchen an“ (wie Jakob Grimm einmal in einem rührenden Verslein ſagt) und weihte, waren die auf dem Weg entſtandenen Strophen niedergeſchrieben, nach redlich gethaner Arbeit in der Wiſſenſchaft, die letzten Stunden vor dem Schlafengehen Homer, oder der Edda, Shakeſpeare, oder Schiller, oder Rückert, oder Sir Walter Scott, oder der herrlichen Balladenſammlung in „Percy's Relics“.

Mir eignet eine von den Freunden viel belächelte gewohnheitsthierliche Neigung: ich bin gar anhänglich an alles einmal lieb Gewordne, Gewöhnte: ich ſuche daher z. B. in den Reiſen der herbſtlichen Freizeit immer wieder die alten theuern Orte auf: früher Seebruck am Chiemſee, dann Meran, Friedrichshafen am Bodenſee, Scheveningen, fahre auch gern dieſelben Wegeſtrecken dorthin und kehre immer in den gleichen Gaſthäuſern, womöglich in dem altgewohnten Zimmer ein. Es geht das bis zur „Pedanterie", deren ich mir in gar manchen Stücken bewußt bin: ſie iſt wohl von der Schulmeiſterei und Gelehrtenhaftigkeit nicht ganz zu ſcheiden. Allein nur gemüthloſe Menſchen können den ſüßen Reiz, den rührenden, weichſtimmenden, verkennen, mit welchem auf ſolch altvertrauten Wegen, in den in die Seele hinein gewachſenen Bildern lieber Räume die Erinnerung beſchleicht: — die Erinnerung, welche alte halbvernarbte Schmerzen oder auch verwelkte Freuden wieder belebt: — beides mit jenem leiſe nachzitternden Gefühl der Wehmuth,

der ſtummen Klage um alles Vergängliche, „dem Schmerz um alles Leben“!

Die ſtarke Neigung zu ſolchen Stimmungen mag wohl „ſentimental“ ſein an mir, aber ſie iſt nicht gekünſtelt, nicht gemacht! Sie und dieſe ganze Weichheit war damals —, abgeſehen von jenem angebornen Hang zu Schwermuth (I, S. 137, 289), — die natürliche Rückwirkung der bis in das Unmaß getriebnen Härte gegen mich ſelbſt in Anſpannung und Ueberſpannung des Willens und der Gedankenarbeit: denn ich habe damals recht übermäßig, wohl 15 Stunden täglich, gearbeitet: von 6—1, von 2—7, von 9—12 Uhr.

Neben und im Widerſtreit mit dieſem Idealismus der Selbſtpeinigung und Fleiſchabtödtung und Ueberarbeitung machte ſich nun aber doch in dem geſunden Jüngling von achtzehn Jahren mit Naturnothwendigkeit das Bedürfniß des Genuſſes, des „Lebenwollens“ geltend.

Freilich auch wieder in gar ſeltſamer, ſozuſagen verzückter oder doch phantaſtiſch-ſinnbildlicher Weiſe.

Aus reichlicher oder leckerer Speisung habe ich mir nie was gemacht: — mit „widernatürlich wenig Speise", sagt ein befreundeter Arzt, komme und kam ich immer aus. Auch sonst habe ich wahrlich nie das Bedürfniß nach Luxus in irgend welcher Richtung des Lebens gehabt: einfach erzogen von den Aeltern hab' ich mich selbst immer hart gehalten.

Aber der poetische Sinn für Pracht, Verschwendung, Ueppigkeit, — der fehlt mir freilich nicht: die Lebensfreude venetianischen Reichthums, dargestellt in den Farben des Meisters von Cadore, entzückt mich.

In dem engen Kämmerlein nun, in der Schönfeldstraße, wandelte mich bei wirklich einfachster Lebenshaltung, bei wahrhaft pedantischer Zeiteintheilung und übertriebener Arbeitsleistung doch — oder wohl eher gerade deßhalb — zuweilen das Bedürfniß an, in der Poesie des Genusses zu schwelgen. In Wirklichkeit war nicht viel anzufangen mit den 4 Gulden Monatsgeld, die freilich

ſpäter auf 8 und zuletzt auf 16 erhöht wurden: aber um die Wirklichkeit war es mir ja auch gar nicht: nur um das Phantaſiebild, um das Symbol: — wie mir es in ſpäteren Jahren wohl ergangen iſt gegenüber Weibesſchöne: beſitzen, genießen wollte ich gar nicht: ich bildete mir eine Neigung ein, die in Wahrheit nur der Anſchauung und der Begeiſterung galt, die ich für die Angedichtete empfand: ich ſchuf mir ein Bild aus einem Weibe und betete an und liebte — dies Bild, nicht den lebendigen Gegenſtand — eine Verwechſelung, welche bei der größten Ehrlichkeit ſehr bittere Enttäuſchungen zur Folge haben kann für beide Theile! —

So wollte ich auch damals nicht genießen, nur die Poeſie des Genuſſes „markiren“, wie die Schauſpieler ſagen.

Es war wohl Zufall, daß ein hieraus erwachſener, kleiner, ſeltſamer Vorfall ſich gerade an Lord Byrons Sardanapal knüpfte: — ein anderes ähnliches Werk hätte ganz ähnlich wirken können: freilich wird

hier die Poesie des Genusses und des Luxus mit aller Gluth Byronscher Phantasie geschildert.

Ich las die mir schon bekannte Dichtung wieder einmal an einem schwülen Julisonntag Nachmittag. Ich war ganz allein in der Wohnung — auch die Magd „hatte ihren Ausgang". Da auf einmal ergriff es mich: „ja, Genuß! Pracht! Verschwendung! Das ist Leben — ich will's auch einmal haben." Und ich lief zum nächsten Obstler und kaufte mir ein ganzes Pfund Sauerkirschen (— Weichsel —) auf einmal: [sie kosteten wohl 6—8 Kreuzer, während sonst nur viertel-, höchstens halbpfundweise die bevorzugte, aber kostspielige Frucht erstanden ward], rannte mit dem köstlichen Gut wieder nach Hause, holte mir in dem schönen großen Silberbecher meines Vaters vortreffliches Wasser vom Pumpbrunnen, spreitete ein altes, ziemlich enthartes Pardelfell (oder war es gar nur ein Rehfell?), das vor dem Bette des Vaters zu liegen pflegte, über ein Sofa, stellte Weichsel und Wasser auf einen Schemel zu meinen

Häupten, warf mich — mit wenig Gewandung beschwert, denn die Hitze wenigstens war wirklich Sardanapalisch — auf das Sofa und schmauste nun meine Weichsel statt assyrischer Wonnefrüchte und trank dazu das Wasser als herrlichen Königswein und dünkte mich zwar nicht ein Gott zu sein, aber doch ein Sardanapal im Kleinen!

Und der Thor, der für sich ganz allein dieses Schauspiel aufführte, war doch schon 16 Jahre alt! Es war recht einfältig: das braucht mir der geneigte Leser nicht erst zu sagen. Aber es ist bezeichnend dafür, bis zu welchem Maß mir das Eingebildete das Wirkliche ersetzte. Es ist eine lächerliche Thorheit: aber doch auch wieder recht rührend in ihrer Unschuld und Begnügsamkeit: wie viel Schmerzen wären Andern und mir erspart worden, hätte ich das erwachende Verlangen nach Schönheitsgenuß immer wie damals mit sinnbildlichen Sauerkirschen abgespeist! —

VII.

Jene ziemlich ernſten, verträumten Abendwandelgänge (oben S. 172) waren doch nicht der einzige Naturgenuß dieſer Jahre: die herbſtliche Freizeit brachte jedesmal wochenlange Wanderungen in die heißgeliebten Berge.

Schon in den letzten Jahren des Gymnaſiums (vgl. I, S. 225) und in denen der Univerſität ſowie der Praxis und des Privatdocententhums führte jeder Auguſt aus der Stadt in die nahen Alpen. Zumal ſeit dem Verluſt des Gartens, der Einzwängung in ein ſchmalbrüſtig Kämmerlein, der geſteigerten, faſt nur im Sitzen geleiſteten Arbeit — täglich (und nächtlich) zuſammen wohl vierzehn Stunden (rechne ich 8 Stunden Schlaf, 1 Stunde Abendgang, 1 Stunde auf die drei haſtig erledigten Mahlzeiten ab)

— war ſolche Erfriſchung für den durch widernatürliche Lebensweiſe übermäßig angegriffnen Körper wohl recht nothwendig.

Mit fiebernder Ungeduld ward daher der Schluß des Sommerhalbjahrs — im Gymnaſium, all zu ſpät, am 26. Auguſt, an der Hochſchule etwa am 6. Auguſt — herbeigeſehnt: die Stimmung der erſten Bergfahrt des Studenten ſpiegelt getreu ein Gedicht, das ich (ſpäter) an Scheffel richtete. (S. Anhang.)

Im Laufe dieſer Jahre (von 1846 bis ich nach Würzburg überſiedelte, 1862) habe ich theils allein, theils mit Freunden wie Engert, Greiß, Clemens Piloty, ſpäter mit den Freiherren Julius von Freyberg und Franz von Godin, zuletzt mit meinem lieben Scheffel und mit Ludwig Steub, die baieriſchen, dann auch die tiroliſchen Berge in allen Richtungen durchwandert und dabei allmälig nahezu alle bedeutenderen Gipfel erſtiegen: ſo den Wendelſtein, den Watzmann, die Grimsler Thauern, die Oetzthaler Ferner, den Schlern, den Schinder, den Unnütz, den

Walberg, den Setzberg, den Hirschberg, den Hochgern, den Hochfelln, am häufigsten die Kampenwand am Chiemsee: dagegen nie die Zugspitz; damals gab es noch keine „Knorrhütte“ und die Besteigung ohne Zwischenruhe war mir als allzu beschwerlich geschildert worden.

Fast noch mehr Freude als der Naturgenuß bereitete mir hierbei der vertraute Verkehr mit dem oberbaierischen Landvolk, das ich so gründlich und umfassend in allen Gebieten seines Lebens kennen lernte, daß mir Lentner, Kobell, Steub, Stieler in solcher Kenntniß nicht, nur in der Begabung für die dichterische Verwerthung dieser Kenntnisse überlegen waren. Selbstverständlich verstand und verstehe, sprach und spreche ich die Mundart geläufig — die erste Voraussetzung für das Eindringen in die Seele der Leute und — in ihr Vertrauen. Dazu trat, daß ich nicht nur als Wanderer kam und bald wieder ging, sondern vier, sechs, acht Wochen hindurch an demselben Orte blieb, mit den Altersgenossen des

Thales alle deren Beſchäftigungen, zumal die „knützen“ (d. h. kein-nützen, unnützen) theilend: nicht blos auf die Jagd, — oft ohne Jagdrecht! — zum Fiſchfang, auf den Tanzboden, dem Gang zu Hochzeit, Begräbniß und Kirchweih und Scheibenſchießen begleitete ich die Freunde in der Lodenjoppe: — auch die Sennen, die auf die Alm ſtiegen mit der Herde oder die von der Alm kehrten, die Holzknechte beſuchte ich bei ihrer ſchweren Arbeit tief im Walde, oder wann ſie das Holz die Wände oder den Gießbach hinab in Iſar oder Lech oder Loiſach oder Mangfall ſauſen ließen: ja ſogar ſäen, pflügen, mähen, den Erntewagen beladen und dreſchen lernte ich, die zerriſſnen Netze der Chiemſee-Fiſcher flicken, die Grundangel legen und heben, die ſchartige Senſe dengeln und einmal hab ich ſogar — mit Achtung zu melden! — „Odel“ gefahren. — Schnaderhüpfel — auch aus dem Stegreife — zu machen lernte ich ſo wacker, daß ich noch heute in Breslau die ehrwürdigſten Geheimräthinnen dadurch zu erſchrecken in der

Lage bin, wie ich ja noch im vorigen Jahr mit Frau Geheimrath Weinhold in einem gar feinen Sal bei Frau Geheimrath Cäcilie Seuffert Schuhplattl getanzt habe: — freilich nicht ohne Fehlschläge, aber doch mit unglaublichem Erfolg!

So war ich denn durch mehr als zehnjährige, reichste Erfahrung nicht ungenügend vorbereitet, als ich im Jahre 1857 die Darstellung der oberbaierischen Lebenssitte in der „Bavaria" übernahm (s. Band III).

Durch diese innigste Vertrautheit mit dem Landvolk wuchs und wächst mir immer höher die gemüthswarme, die begeisterte Liebe zu dem an Muth, Kraft, Humor und echtester Naturpoesie so reich begabten baierischen Stamm, die ich auch nach der Verpflanzung nach Franken, Ostpreußen, Schlesien mir treu und lebendig erhalten habe, so zwar, daß jeden andern Abend nach des Tages Last und Arbeit mir meine liebe Frau eine Seite aus Schmellers kostbarem Wörterbuch vorlesen muß: wir wechseln dabei nur mit dem Grimm'schen Wörterbuch ab. Dann

ſtiegen und ſteigen an Pregel und Oder, während der Wind aus Rußland oder von den Karpathen den Schnee an die Fenſter warf oder wirft, die grünen Halden von Loiſach oder Mangfall, der Bergesheimath liebe Bilder ſteigen aus der verſunkenen Jugendwelt mir wieder auf: in Scherz und Ernſt wohlthätig das Gemüth entrückend aus dem Drang der Gegenwart und ihrer drückenden Arbeitslaſt, aus den Kämpfen des Tages, aus der oft ſo gehaltleeren Geſelligkeit, aus den Aufregungen auch der dichtenden Phantaſie.

Manche Leute können es nicht begreifen, daß wir beiden nun ſeit 18 Jahren jeden Abend in einem „Wörterbuch“ leſen!

Aber abgeſehen von der reichen Belehrung, welche ich aus Grimm und Schmeller für Sprache, Sprachgeſchichte, Bildungsgeſchichte im allerweiteſten Umfang ſchöpfe, Kenntniſſe, welche ich nicht nur auf dem Lehrſtuhl und in wiſſenſchaftlicher Arbeit, auch in Fortbildung der eignen Kunſt des ſprachlichen Ausdrucks

ſehr erſprießlich und gedeihſam verwerthen kann —, wie beſchwichtend, wie beruhigend und auch wieder wie auffriſchend wirkt auf den abgearbeiteten oder übererregten Geiſt dieſe friedliche Verſenkung in den Quickborn der deutſchen Volksſeele oder des heimiſchen Stammes in der Sprache!

Dabei blieb ich nicht blind für die mit den Vorzügen der Baiern unſcheidlich und unmeidlich zuſammenhängenden Fehler: denn auch die Stämme haben die Fehler ihrer Tugenden: jede falſche Idealiſirung ſchwindet, wenn man mit den Burſchen und Dirnen als Einer ihres Gleichen gelebt hat! Es bedurfte daher nicht erſt der Erfahrungen, welche ich ſpäter als regierender Rechtspracticant an dem kgl. Landgericht München rechts der Iſar im bürgerlichen und im Strafverfahren und in der Verwaltung ein Jahr hindurch zu ſammeln reichſte Gelegenheit hatte, um mir jede Selbſttäuſchung über die oberbaieriſchen Bauern zu nehmen: — allerdings ſtehen die Gebirgs-Oberbaiern weit über den die Hochebene um Mün-

chen bewohnenden und über den Niederbaiern! — und ich gestehe, daß ich, seitdem ich die Alamannen, — ohne Zweifel der begabteste deutsche Volksstamm — näher kennen gelernt habe, deren an Raschheit und Feinheit und Sinnigkeit überlegne Geistes- und Sinnesart, ihre unvergleichlich freundlichere, liebenswürdigere Weise mich gegen die Rohheit und dumpfe Wüstheit, die häufig — nicht immer oder überall — dem Bajuvaren anhaftet, empfindlicher gemacht hat.

Allein es ist zu erwägen: gar manche unerfreuliche Erscheinung bei den Altbaiern wurzelt nicht in des Stammes Eigenart [obzwar eine gewisse — nun, sagen wir „Gröblichkeit" schon gar früh gegen denselben bezeugt wird —], ist erst im Laufe der letzten drei Jahrhunderte — wie in noch höherem Maße den Tirolern — durch kirchliche und statliche Mißleitung anerzogen worden. Nicht der Katholicismus wahrlich, — aber der Jesuitismus hat seit dem Sieg der Gegenreformation im Bunde mit einer nicht immer

ſehr weiſen oder eiferbefliſſnen Regierung jene Schäden an der Seele des wackeren Volkes gezüchtet, welche wir im Vergleich mit Alamannen, Franken, Thüringern, Niederdeutſchen hier und da zu beklagen haben. Dazu kam das unverſchuldete Unglück, das die politiſche Geſchichte des Stammes begleitet ſeit Ende des VIII. Jahrhunderts ſchon: die Losreißung des Nordgaues (um Eichſtädt) bei dem Sturze Taſſilo's trennte Baiern für immer von dem ſo wünſchenswerthen Zuſammenhang mit Franken und Thüringen. Im Süden, wo der Stamm bis gegen Trient hin geboten hatte, — in Bozen ſaß bis c. 700 ein baieriſcher Graf — ging das ſchöne reiche Land an Langobarden, dann an die Burggrafen von Tirol, endlich an Oeſterreich verloren. Am ſchwerſten aber traf Baiern die Loslöſung ſeiner Oſtmarken: Kärnthen, Krain, Deutſchöſterreich bis nach Ungarn hinein: all dieſe Lande waren in höchſt verdienſtlicher Weiſe von dem tapfern und ſtarken Stamm mit Schwert und Pflug den Avaren, ſpäter den Slaven, d. h. der

Barbarei entriſſen, dem Chriſtenthum, dem Deutſchthum, dem Ackerbau, dem Städtethum gewonnen worden in einer Jahrhunderte füllenden ausgezeichneten Anſiedlungsarbeit, — um dann nicht nur dem Stammesherzogthum verloren zu gehen, um in dem Oeſterreich der Habsburger einen übermächtigen und oft mit Unterjochung drohenden Nachbar erwachſen zu laſſen. Dann die Jeſuiten: dann die unſelige, ſo oft zu Frankreich und wider das Reich gewandte Statskunſt gar mancher Wittelsbacher des XVII. und XVIII. Jahrhunderts: — daher die von Jeſuiten und Miniſtern gemeinſam betriebene planmäßige Abſperrung des Volkes von dem ketzeriſchen Norden und von aller deutſchen Bildung, die Herrſchaft der Jeſuiten u. ſ. w. in den Schulen, — von der Dorfſchule bis zu der als Bollwerk wider die Reformation errichteten Hochſchule zu Ingolſtadt, die Alleinherrſchaft der weiblichen Orden in den Töchterſchulen, die Begünſtigung italieniſcher und franzöſiſcher „Cultur“ ſtatt der deutſchen: — wahrlich, es beweiſt die

Kerntüchtigkeit dieſes Stammes, daß er heute gleichwohl ſo wacker daſteht und ſeit 1818, dann ſeit 1848, 1867, 1871 ſolche Fortſchritte aufzuweiſen hat. Wie viel Lanzen habe ich ſchon für ihn zu brechen gehabt! —

VIII.

Unter den mir besonders lieb und vertraut gewordnen Landschaften hebe ich hervor einmal das Thal des Tegernsee's mit seinen grünen Halden: wiederholt hatten hier die Aeltern ihren Urlaub verbracht: zumeist an (und in!) dem Altbach spielte ich gern, als wir in dem Schneiderhäusel auf dessen rechtem Ufer wohnten: dann den tief poetischen, damals noch wenig besuchten Walchensee — hier, in diesen Einsamkeiten, lernte ich zuerst Jakob Grimms wunderherrliche deutsche Mythologie kennen: und wenig [— meine Mißgönner werden vielleicht, wenn sie dieses lesen, denken: gar nichts! —] fehlte damals daran, daß ich, im Genuß solcher Gelehrsamkeit, solcher Poesie, großer Großsinnigkeit und Tiefsinnigkeit und unter diesen Natureindrücken ein

wenig „übergeſchnappt“ wäre: ſo unwiderſtehlich riß mich die Begeiſterung für die Herrlichkeit der germaniſchen Götterſage und zugleich für die geniale, großartige Behandlung derſelben durch jenen unvergleichlichen Mann, meinen großen Lehrer, dahin. Ich fuhr gar oft vor Sonnenaufgang in dem morſchen Einbaum des Fiſchers von Urfeld in den ſchweigenden See, Reiher und Wildente aus dem Schilficht aufſcheuchend, ein Stück hartes Brod und Grimms Buch unter dem Grauſen: — und vor Abendläuten kam ich nicht zurück. Oder ich ſtieg mit dem Buch die ſchattigen Hänge des Keſſelbergs oder die Felſen des Hochkopfs hinan, oder legte mich unter die Wurzeln der mächtigen Eichen, welche den Schmalpfad, der ſich hart um den See zieht, überragen, Erdlöcher und Höhlen bildend: und hart an dem im wunderbarſten Smaragdgrün ſchillernden Uferwaſſer las ich und las, bis Alles um mich her von Elben und Alraunen, von Schraten und Wichteln, von Neck und Nixe belebt war. — Uebrigens hätte mich damals

in dieſem geheimnißvollen Grün des tiefen Waſſers der Neck des Binſengewirres da unten beinahe für immer bei ſich behalten. (I, S. 122.)

Ein hübſches Abenteuer begegnete mir einmal bei der Beſteigung des Unnütz an der baieriſch-öſterreichiſchen Grenze zwiſchen Tegern- und Achenſee. Ich hatte den mir genau bekannten Weg von der Scholaſtica aus angetreten; es war ein drückend heißer Sommernachmittag. Alsbald ſtieg ein Gewitter auf und entlud ſich mit ſo furchtbarer Gewalt, wie ich es nie vorher noch nachher erlebt. Es ward, obwohl noch weit von Sonnenuntergang, ſtockfinſtre Nacht um mich her. Ich verlor gar raſch den Weg. Nur die Blitze leuchteten, aber ſie blendeten noch mehr als ſie leuchteten. Ich befand mich plötzlich in dem Bergbach, der, ſonſt ein gar ſchmächtig Waſſerlein, nunmehr, wüthend und ſchäumend, faſt kniehoch herab ſchoß. Allein ich war es ganz zufrieden: wußte ich doch, der Bach kam von einem Hang ziemlich nahe der Sennhütte, in welcher ich Zuflucht ſuchen und

die Nacht verbringen wollte: denn umkehren wäre im Finstern — ohne Weg — gefährlicher gewesen als weiter aufwärts steigen in dem Rinnsal, in welchem ich wenigstens vor jedem Absturz sicher war. Allerdings verlor ich den einen Schuh sogleich und von dem andern wenig später die Sohle, so daß das Uebrigbleibende nur noch als Zierde, nicht mehr als Schutz des Fußes in Frage kommen konnte. Aber das focht mich nicht viel an: ich war vom Fischen her das Barfußgehen in allerlei Wasser gewöhnt. Minder angenehm fanden die Lage meine Schienbeine, weil der Gießbach nicht müde ward, Steine und Felsblöcklein von manchfaltigem Umfang, aber stets gleicher Unweiche mit sich rollen und mit seinen Wellen an meine Beine plätschern zu lassen.

Nach geraumer Zeit nahm aber auch dieses anmuthige Spiel der Wasser-, Berg- und Steinelben ein Ende, der Abhang war erstiegen: ich verließ nun meinen nassen, aber sichern Pfad: ich konnte jetzt des Weges nach der Sennhütte nicht mehr fehlen, welche

ich wenig hundert Schritte oberhalb dieſer Wieſenmatte wußte: — es ſchien mir ſogar, ich ſähe Licht aus ihr herab glänzen, was mich befremdete, weil mir die Leute unten am Achenſee geſagt hatten, die Sennerin ſei ſchon zu Thal gekehrt.

An dieſer Stelle, an welcher der Leſer vielleicht in Bälde die Bekanntſchaft einer ſchönen Sennerin zu machen hofft, muß ich leider die enttäuſchende Bemerkung einfügen, daß ich in meinem ganzen Leben keine ſchöne Sennerin geſehen habe, trotz redlich bemühtem jahrelangen Suchen.

Allerdings iſt wahr, daß die Meiſten, die ich ſah, von einer ſo dicken Schicht alteingekruſteten Kuhſtall- und Miſtlacken-Schmutzes bedeckt waren, daß die etwa dahinter vorhanden geweſene Schönheit mir unerſchaubar blieb: lieber durch die Waberlohe als durch dieſen Geruch von Kuhdünger wäre ich meiſt gedrungen, die Huldin zu entzaubern.

Von jener Wieſenmatte zu der Sennhütte führt ein ſchmaler Steig durch den Felsgraben, die einzige

kurze Strecke, die zwar auch — bei Tage — nicht gefährlich, aber doch mit Vorsicht zu behandeln ist: denn links steigt die Grabenwand senkrecht auf und rechts geht's senkrecht in die Tiefe. Es war mir aber nicht bang: ich wußte, tastete ich mich mit der Linken an der Bergwand fort, den Bergstock vorsichtig bei jedem Schritte vorsetzend, so konnte ich sicher auf dem freilich nur knapp mannesbreiten Steig auch um die fast rechtwinklig vorspringende Biegung der Felswand mich herumdrücken. Auch war das Gewitter im vollen Abzug nach Osten: der Westwind trieb das letzte nachtdunkle Gewölk vor sich hinweg und hin und wieder trat der nahezu gefüllte Mond hervor. So bog ich gutes Muthes um die Felsecke: da erschrak ich heftig: meine Wange stieß unsanft an ein wagerecht vorgehaltnes Hinderniß: ich sah's genau — denn das Mondlicht fiel nun gerade auf die gelbweiße Wand: — es war ein Stutzen: und an dem Stutzen befestigt war ein Arm und an dem Arm ein Mann, ein himmellanger: dessen Gesicht war über und über mit Ruß geschwärzt.

Es war ein „Schwärzer“ d. h. entweder ein Wilderer oder ein Schmuggler: beide ſchwärzen ſich gern, ſich unkenntlich zu machen.

Die Lage war recht einfach: umwenden konnte ich nicht, dazu war kein Raum: ich mußte alſo verſuchen, an dem Andern vorbei zu kommen: wollte der Mann mich Waffenloſen dabei wegſchaffen, ſo brauchte er gar nicht zu ſchießen: ein Ruck mit dem linken Arm und ich lag im Abgrund. Er trat, ſtets das Gewehr im Anſchlag, einen Schritt zurück, mich vorbei zu laſſen: ich leugne nicht, das Herz pochte mir, als ich mich nun an der äußern — der Grabenſeite — hart an ihm vorbei drängte, ſeitlings ſchreitend, den Rücken dem Abgrund zugewandt. Es waren nur drei Schritte: aber ſie ſchienen mir recht lang, obwohl ich mir ſagte, es ſei im höchſten Maß unwahrſcheinlich, der Rieſe werde mich hinabſchleudern wollen, nachdem er ſich — Dank dem lieben Herrn Mond! — überzeugt, daß ich weder Förſter noch Gensdarm

noch Zollwächter, ſondern ein ſehr harmloſer „Stadt-frac“ war.

Er that mir denn auch nichts zu leide und nahm ſchweigend ſeine Wachtſtellung wieder ein. Denn daß er ein Wächter war, ſollte mir bald klar werden.

Deutlich ſah ich nun aus der nahe vor mir liegenden Sennhütte ſtarken Lichtſchimmer dringen; ich ging raſch darauf zu, denn völlig durchnäßt „bangte ich mich“ (ſagt man in Oſtpreußen) nach einem wärmenden Feuer; die Thüre der Sennhütte ſtand offen: ich trat ein: keine Sennerin war mehr da: aber ein halb Dutzend Männer, alle mit geſchwärzten Geſichtern, lagen um den Herd, auf dem ein tüchtig Reiſigfeuer brannte: ihre Stutzen lehnten an der Wand oder an den gewaltig hohen „Kraxen“ d. h. auf dem Rücken zu tragenden Holzgeſtellen, welche über und über angefüllt waren mit Tabak und Wein: ich war in einen Zug von Paſchern gerathen, welche die dunkle Gewitternacht, in der ſich ſchwerlich ein

Grenzsoldat dem Regensturm hier aussetzte, zur Ueberschreitung des Grenzberges ausgesucht hatten.

Es war ein höchst malerisches Bild! — (und ich hatte die erforderliche Seelenruhe, desselben froh zu werden: denn ich wußte, es werde mir kein Haar gekrümmt werden) — die kraftstrotzenden, verwegenen Gestalten, die phantastisch wirkenden schwarzen Gesichter — wie von Feuerriesen —, die Lodenjoppen, oder Kotzen — viereckige „Fuhrmannsmäntel", in der Mitte ein Loch, den Kopf durchzustecken — eine uralte Tracht dieser Bergvölker (schon auf römischen Siegessäulen wahrnehmbar, die spätere „Dalmatica" der Priester) —, zerlumpt, alt, vielgebraucht, vieler Wagefahrten Zeugen, dazu die drohenden Waffen: — all das in der rothen, unstät flackernden Beleuchtung des qualmenden Feuers —: es war prachtvoll!

Aber nachdem ich mich des Anblicks gelabt, — ungestört von den Männern, von denen keiner sprach oder grüßte — regte sich der Hunger: ich sah auf dem Rande des Herdes die rußige Eisenpfanne der

Semmerin ſtehen: es ſtieg mir daraus ein angenehmer Geruch in die Naſe: ich trat näher und ſah, es waren darin noch die Reſte des „Schmarrens“, welchen die ungeladnen Gäſte ſich aus mitgeführtem Mehl bereitet: ohne ein Wort, durch Gebährden, fragte ich den Nächſten, ob ich davon eſſen dürfe? Der nickte gutmüthig und eifrig kratzte ich mit dem Taſchenmeſſer die Ueberbleibſel von den Wänden und dem Boden. Aber die Müde, die Erſchöpfung war gewaltiger als der Hunger: gar bald ſchob ich die Pfanne zurück, legte mich in meinen triefenden Kleidern möglichſt nahe dem immer noch Wärme ſtrahlenden Herde auf den harten Bretterboden und ſchlief ſofort ein, ohne Furcht: ich wußte, die Männer würden mir nicht an's Leben und an „Werthen“ führte ich (außer der Uhr) nur wenige Zwanziger im gemsledernen „Zugbeutele“ mit. Die Ermüdung muß arg geweſen ſein: als ich erwachte, war es heller Tag. Die Hütte war leer. Es weckten mich Regentropfen, die mir auf das Geſicht fielen. Noch halb

im Schlummer erinnerte ich mich doch, unter Dach eingeschlafen zu sein: woher die Tropfen? Ich sprang auf: siehe, das Dach war zu gutem Theil abgerissen, die Bretter lagen vor der Hütte: das Gewitter war in der Nacht zurück gekehrt, der Sturm hatte die Sennhütte halb abgedeckt: — aber meinen bleischweren Schlaf hatte er nicht unterbrochen.

IX.

Wie dieſes kleine Abenteuer ohne wirkliche Gefahr verlief, iſt mir auch ſonſt bei dieſen ein Jahrzehnt hindurch unternommenen Bergfahrten nie ein nennenswerther Unfall zugeſtoßen.

Nur einmal gerieth ich in rathloſe Verlegenheit.

Ich war ins Tirol gewandert und zuletzt in das Oetzthal gelangt, wo ich mich mehrere Tage umtrieb, wiederholt minder beſchwerliche, ohne Führer zu wagende Aufſtiege unternehmend. Ein junger Maler aus der Rheinprovinz hatte ſich mir dabei angeſchloſſen. Zuletzt wollten wir — wenn ich nicht irre von Gurgl aus — mit einem Führer über das Ramôljoch (ich glaube über den vorderen Ramôlkegel und durch das rothe Kar): ein, wie der Führer verſicherte und der Erfolg beſtätigte, an ſich völlig ungefährlicher Uebergang.

Alles verlief auch ohne viel Beſchwerde vortrefflich bei wunderherrlichem Wetter und prachtvoller Ausſicht: wir bedurften nicht der Anſeilung: nur bei dem Abſtieg von dem Joch ward das Weggefäll ziemlich ſteil und nun ſagte der Führer unvorſichtigerweiſe: „jetz kimp a ſchiachs Trumm, da leidt's koan Schwindel“: alsbald bogen wir um eine Felſennaſe und vor uns lag ein knapp mannsbreiter Pfad über ſchlüpfrig Geſtein, links die ſenkrecht aufſteigende Wand und rechts der viele hundert Meter tiefe Abgrund. Vorſichtig, die Linke in jede Vertiefung der Wand krallend, mit dem Bergſtock bei jedem Schritt vorwärts erſt den Fleck für den Aufſatz des Fußes prüfend und die Augen ſtreng gerade aus gerichtet, gingen wir ſchweigend: der Führer voran, der Rheinländer in der Mitte, ich zulezt. Ausdrücklich hatte der Führer uns gewarnt nach rechts in die Tiefe zu blicken. Den Maler aber reizte es unwiderſtehlich: da von unten herauf rauſchte das Toſen eines Waſſerfalls: den mußte er ſehen. Er blickte hinab und

— mit lautem Schrei ließ er ſich langſam nach vorn auf das Antlitz nieder gleiten, vom Schwindel, von Todesangſt ergriffen. Daß er dabei nicht hinab ſtürzte, war ſchier ein Wunder: denn ſein Leib ragte nach rechts faſt über den Steig hinaus. Der Führer blieb erſchrocken ſtehen und wandte halb den Kopf: ich aber wäre um eines Hares Breite gefallen, denn ich hatte den Fuß ſchon erhoben zum Schritt auf die Stelle, wo nun mein Vormann lag. Vergebens drangen wir minutenlang — und eine Minute iſt lang in ſolcher Erregung! — mit Bitten und Drohen in den vor Todesangſt Weinenden und Schluchzenden, er möge ſich doch langſam wieder aufrichten und die wenigen Schritte an der Wand hin vollenden: denn ſeine und beſonders meine Lage war ſo nicht lange zu ertragen: der Führer freilich hätte ja nur nöthig gehabt, gerade aus zu gehen: aber der Wackere dachte nicht daran, auch nicht als ich ihm das vorſchlug, Leute zu Hilfe zu holen.

„Die können nit helfen," meinte er, „Ka ja nur

Dans ſtehn. Und bis i zrück war, wart ihr alle zwoa derfalln.“ Für den Augenblick war ich freilich am Schlimmſten daran: von Umkehren war gar keine Rede: dazu war kein Raum, ohne Zweifel hätte mich bei der Wendung der Schwindel hinuntergeriſſen: der Maler beſchwor mich dann, über ſeinen Leib hinweg vorwärts zu ſchreiten und mit dem Führer zuſammen Leute, Hilfe zu holen. Aber ich hatte das beſtimmte Gefühl: ſo wie ich auf den Menſchenleib trete, rührt der ſich, ich rutſche und ſtürze nach rechts hinab. Es war eine recht arge Lage: mir klopfte das Herz zum Springen: auch war ich nach etwa neun Stunden Steigen müde: meine Kniee zitterten, meine Wadenmuskeln ſchmerzten: ich ſpürte, ich werde nicht lange ſo unbeweglich aufrecht ſtehen können. Und der Unglücksmenſch war durch nichts, nicht durch Flehen, nicht durch Schelten zu bewegen ſich aufzurichten: er wäre auch nun, in ſolchem Schwindelgrauen einmal gefangen, ſehr leicht abgeſtürzt. Endlich kam der Führer auf einen Einfall, einen Vorſchlag, den der Aermſte, ob-

zwar mit äußerſtem Widerſtreben, annahm: ich und der Führer wir ſollten uns in die Kniee niederlaſſen, der Führer den Liegenden bei den Händen nachziehen, ich ihn an den Füßen vorwärts ſchieben.

„In Gottes Namen denn," ſtöhnte der Mann.

„Ja, in Gotts Nam'," wiederholte der Führer. „Denn leicht derfallen wir uns auf de Art alledrei."

Und es erſchütterte mich doch mächtig, als nun der ſtarke und muthige Mann da vor mir, bevor er ſich in die Kniee niederkauerte, mit lauter, überlauter Stimme in dieſer ſchauerlichen Einſamkeit von Firneis und von Fels ein Vaterunſer zum Himmel hinauf ſprach! „Sondern erlös uns von dem Uebel. Amen!" So ſchließt das Gebet in der katholiſchen Faſſung. Es war ſchön, ergreifend. — Ich: — ich konnte ja nicht beten! Es mußte auch ſo gehn — mit Zuſammenbeißen der Zähne. Ich dachte noch raſch an ein par liebe Menſchen und ließ mich ſacht in die wankenden Kniee ſinken: — ich hoffte nicht, wieder aufzuſtehen. Aber zum Glück war die Strecke nur ganz kurz: nach

wenigen Minuten, nach kurzem Ziehen des Führers, der freilich das Beſte that, und Schieben von mir — ich hatte den Bergſtock in der Rechten dabei wagerecht über den Liegenden hingeſtreckt — erreichte der Führer alsbald eine ſo breite Stelle, daß er den Gezogenen nach links hin, wo nun eine Buchtung des Felſens zurückſprang, von dem Abgrund hinweg zerren konnte und der Weg für mich frei ward: nun hatte auch ich die Ausbuchtung erreicht: ich wollte aufſtehen: aber die Kniee verſagten, ich knickte wieder zuſammen und lag ausgeſtreckt neben dem Maler, der nun aus ſeinem Schluchzen im Gefühl des geretteten Lebens auf einmal in ein krampfhaftes, gellendes Lachen ausbrach, das noch viel unheimlicher zu hören war, als vorher das Schluchzen. Erſt nach geraumer Zeit und nach manchem Schluck Enzian aus der Flaſche des Führers brachte uns dieſer wieder auf die Beine. Der Arme bat uns, lachend und weinend durcheinander, gar oft um Verzeihung. Was war da zu verzeihen! Es war ein Krankheitsanfall. Aber ich

gelobte mir, niemehr mit einem Unbekannten zu wandern, deſſen Schwindelfreiheit mir unerprobt. Das war die einzige Gefahr, deren ich mich entſinne aus der Zeit meiner „Bergfexerei“ (aber dies Wort war damals noch nicht erfunden).

X.

Aus dieſen Wanderfahrten in den Bergen wäre noch Manches zu erzählen: Stimmungsvolles, Tiefdichteriſches, Mythologiſches [1]), auch manches Luſtige. Nur ein Stücklein der letzteren Art. Noch als Gymnaſiſten zogen wir drei, Engert, Greiß und ich, einmal in der herbſtlichen Freizeit über die Grenze bei Kufſtein ins Tirol. Die Cholera herrſchte in München: die beſorgten Aeltern hatten mir eine gewaltige Flaſche voll einer — angeblichen! — Arzenei wider die Seuche mitgegeben und eingeſchärft, davon bei den geringſten Anzeichen von Erkrankung zu nehmen. Selbſtverſtändlich hatte ich von dem dunkelrothen Gebräu gekoſtet, ehe die Flaſche dem Widerwilligen wohl verkorkt in

---

[1]) Ueber den Feuerzipfel auf dem Keſſelberg ſ. Band III und einſtweilen Bauſteine I. Berlin 1879. S. 86 f.

das Ränzlein geſteckt ward: es ſchmeckte ſchauerlich! Niederträchtig bitter und zugleich zum Erbrechen reizend! Ein öſterreichiſcher Mauthner bei Kufſtein — meiſt waren und ſind die Herren ja recht artig und verſtändig — hatte uns drei harm- und güterloſe junge Bürſchlein gar unartig und unanſtändig drangſalirt und aufgehalten, zuletzt war er ſackgrob geworden. Wir ſchworen ihm Rache. Als wir nach einigen Tagen wieder die Grenze erreichten und nun nach Baiern zurückwollten, hatte ich das üble Geſäuf in eine der Schoppenflaſchen umgefüllt, in welchen der Tirolerwein verkauft wird. Er bemerkte uns, wie wir auf der Landſtraße heran kamen, und trat mißgünſtig hinüber zu ſeinen baieriſchen Amtsgenoſſen, eifrig in dieſe hinein ſprechend, nicht zu unſern Gunſten, ſo vermutheten wir ſcharfſinnig.

Ich that nun, — in voller Sehweite der Beamten — als ob ich gar ängſtlich die Weinflaſche verſtecken wollte: ich zog ſie aus dem Ränzel und barg ſie in der Seitentaſche meines über der Schulter

getragenen Ueberziehers. Barſch fuhren uns, verhetzt von dem argen Tiroler, die baieriſchen Landsleute an, fragten eindringlich, ob wir nichts Zollpflichtiges mit uns führten? Wir verneinten und öffneten unſere Ranzen: während nun die Baiern dieſe durchſtöberten und nichts fanden, rief unſer Widerſacher: „Ja, aber der da — der Jüngſte — der hot 'en Wein. I hob's g'ſegen, wie er'n verſteckt hot. Do! In dem Taſchl! Do hommers ſcho.“ Und er zog die Schoppenflaſche ſiegfrohlockend aus ihrem Verſteck. Und er zeigte ſie den Baiern und ſprach: „Jetzt ſtraft's es nu glei. Schmuggeln ham's wolln. Is dös eppa koa Wein, du Krauskopfeder?“ Ich zuckte die Achſeln.

„Ich glaube nicht. Uebrigens — verſuchen Sie's.“

Das ließ ſich der Mann des Geſetzes nicht zweimal ſagen: — er hielt die durchſichtige Flaſche gegen das Licht: — wie rother Tiroler funkelte das Naß: — er öffnete, that einen mächtigen Gewalt-

ſchluck und — ſchrie laut auf und ſpuckte und nieſte und ſchnitt gar arge Geſichter und ſchalt gar ungefüg auf die „Lausbuben“. Ich aber ſprach: „ich ſagte ja nicht, daß es Wein ſei. Behalten Sie die Reige zum Andenken.“ Und entſprang in den Graben auf baieriſcher Seite. Und harmlos zerbrach am Baum der Allee die nachgeſchleuderte Flaſche. Wir aber nannten den Erboſten den Polyphem von Kufſtein. —

Einmal fand eine ſolche Wanderung hübſchen Abſchluß.

Wieder waren wir drei — Engert, Greiß und ich — bis über Innsbruck hinaus gedrungen — mit ganz unwahrſcheinlich wenig Gulden. (Ich möchte einen unſerer pomadeduftenden, forſch-feuchten Helden, — die mit 18 Jahren bereits „repräſentiren“ müſſen in fliederfarbenen Handſchuhen: aber einen Satz aus Cäſar überſetzen können ſie nicht und von Kant oder Herder oder Jakob Grimm wiſſen ſie kaum von Hörenſagen — einmal in der Lodenjoppe

mit dem ſchweren Rucksack und den Nagelſchuhen auf ſolche Wanderung ſchicken): aber auf dem Rückweg ging uns bei aller Sparſamkeit „das Trumm aus", wie man an der Iſar ſpricht. Wegemüde, ſtaubig kamen wir an warmem Oktobertag zu ſpäter Nachmittagsſtunde an in dem fliegengeſegneten Wirthshaus von Peiß: noch war ein ſtarkes Stück Weges auf der öden Landſtraße zurück zu legen: wir verlangten lechzend nach Labung. Allein nach ſorgfältiger Abſuchung der wollengeſtrickten Geldbeutel und der Weſtentaſchen fand ſich nur ein Geſammtbarbeſtand von $1^1/_2$ Kreuzern mehr: und die Halbe koſtete doch auch damals ſchon 3! Ach, das war hart! Die junge Wirthstochter lugte aus der Gangthüre in den leeren Garten, in welchem der Herbſtwind die welken Blätter umher trieb.

Ich erſchaute einen Augenblick ihr hübſches, lebensluſtſtrahlendes Geſichtel.

„Soll ich's wagen?" ſagte ich. „Die glaubt uns." („Pumpen", „anpumpen" waren mir nie vernommene

Wörter und — Odhin dem Wunſch ſei Dank! — ich habe die Begriffe in der Anwendung niemals thätig, nur leidend [letzteres aber in mehr als erwünſchtem Umfang!] kennen gelernt.)

„Jawohl," ſagten die Beiden, „du biſt der Jüngſte."

„Und der Durſtigſte!" ſchloß ich.

Ich ſchritt alſo auf die ſchalkhaft auf der Schwelle ſich Wiegende zu, lüpfte die Kappe, geſchmückt mit dem braungoldnen Buchenlaub, und ſprach: „Vieledle Jungfrau! Wir ſind drei wackre Geſellen, haben großen Durſt auf eine Halbe, aber alle drei zuſammen nur ſechs Pfennige. Wir bitten ſchön — und ich als der Jüngſte und leider der Durſtigſte bin zum Sprecher erkoren — geben Sie uns Credit für die andern ſechs Pfennige. Wir ſchicken ſie morgen gewiß! Unſere Aeltern ſind . . . mein Vater iſt" . . .

„Jatz hörſt auf mit Dein Geſchmalk, du talkeder Bua! I that dir no mehr geben als e Halbe."

Sprachs, drehte ſich auf dem Abſatz, Röcklein

flatterte, Zöpflein flog: ſie verſchwand in dem Keller und gleich darauf brachte uns drei ſchäumende Maß(!)-Krüge — ſchmutzſtarrend der ſcheußliche Hausknecht. Ich ſah ſie nie mehr, die „freundliche Frille“.

Ich ſchickte ihr am andern Tag durch die Poſt [— ſelbſt hinaus zu gehen wäre mir ſündhafteſte Zeitverſchwendung und zugleich „Untreue“ gegen Didoſa erſchienen: denn gefallen hatte mir die Blondgezopfte doch! —] 6 + 6 + 6 Kreuzer mit — Viſitenkarten hatten damals die Gymnaſiſten noch nicht! — einer Zeile des Dankes und meinem Namen. Ich erhielt das Geld zurück in ein Zettelchen gewickelt: darauf ſtand mit Bleiſtift gekritzelt: „O du viel talkeder Bue!“

Ich war ſechzehn Jahre alt.

Das war mein bedenklichſtes Abenteuer, mein verwogenſter Schritt in Frau Minnes Gehegen, ja, mein einziger von 1834 bis viel ſpäter. O mein Gott! Was war ich doch für ein „talkeder Bue!“

XI.

Das Schwergewicht meiner Erinnerungen an das baieriſche Bergland fällt nun aber in den Chiemgau: Alles zuſammengezählt wird die Zeit, die ich auf ſeinen Eilanden und an ſeinen Ufern verbrachte, erheblich mehr als ein Jahr meines Lebens ausfüllen: ich ſtelle hier alle dieſe Eindrücke und Aufenthalte zuſammen, zurückgreifend bis in die frühe Kindheit, vorgreifend bis in die letzte Münchener Zeit, bis etwa 1862.

Es war zu Anfang der vierziger Jahre, daß der Chiemſee, insbeſondere aber deſſen ſo überaus reizvolle Fraueninſel erſt „entdeckt“ wurde: — wenigſtens für die Münchener. Junge Landſchafter vor Allem, ſpäter dann auch Schriftſteller waren es, welche auf der Suche nach neuen Stoffen für Bild,

Lied oder Erzählung von der Hauptſtadt aus in jene damals noch gar nicht ſo leicht erreichbare Oſtmark gelangten. Sind es doch 23 Poſtſtunden — ich weiß es genau: woher? wird ſich zeigen — von München bis Weißham, der dem See nächſten Poſtſtation, von wo aus man dann bald am Nordweſtufer, der Fraueninſel gegenüber, erreicht den Weiler Gſtad, von wannen uns die „Huberin“ (die Fergin, würde Geibel ſagen) oder häufiger nur deren Einbaum — wir ſteuerten und ruderten ſelbſt — in etwa einer halben Stunde nach dem lindengrünen Eiland hinüber brachte. Die Poſt konnten Maler, Dichter, Studenten nicht bezahlen: der Stellwagen — ein unglaublich alterthümliches, unbequemes, langes, ſchmales, hartſitziges, federnloſes, holperndes und rüttelndes Beförderungsmittel, — ging nur bis Roſenheim auf der uralten Roſenheimer Landſtraße über Sauerlach und Peiß (nach Anagni dem fliegenreichſten Ort, den ich auf dem Erdball kennen gelernt habe, ſ. oben S. 214): das war höchſt langweilig und unerquicklich und für

die knappbemeſſenen Reiſegelder jener Jugend auch noch theuer. So waren denn die jungen Maler, nachdem König Ludwig I. das Kunſtleben in der bis dahin ſo wenig belebten Iſarſtadt geweckt hatte, erſt ganz allmälig und ſo zu ſagen von ungefähr an und auf den mächtigen See dort im Vorland der Oſtalpen gelangt: wie ſie nachgerade die Wanderſchritte über Roſenheim und den Simſee hinaus gen Prien im Süden, gen Seebruck im Norden geführt hatten.

Auf der Fraueninſel zählten zu den früheſten Ankömmlingen die jungen Maler Max Haushofer, Karl Ruben und Friedrich Lentner, Maler und Poet dazu. Dieſe konnten ſich nun gar nicht erſättigen des Staunens über die unſchilderbare Poeſie, welche über das kleine, bis dahin den Gebildeten nahezu völlig unbekannte Eiland ausgegoſſen war. Von dieſer Poeſie bald mehr: aber auch die Proſa auf der Inſel d. h. die Verköſtigung, wie Karl Buttervogel ſagt, und deren unglaubliche Wohlfeilheit war für unſere

Art von Reisenden sehr schätzenswerth. Noch ein Jahrzehnt später, nachdem durch die starke Nachfrage die Preise gestiegen waren, betrug das Tagegeld für Maler, Studenten, Gymnasiasten und dergleichen leichtbeutelige Gäste 15 Kreuzer, also etwa 40 Pfennige! Dafür erhielten wir ein wackeres Bett, manchmal allein im Zimmer, höchstens selbdritt, morgens Kafe, Butter und Weißbrod nach Belieben: — allerdings waren Seine Hochfaulheit der Herr Bäckermeister nicht zu bewegen, öfter als einmal, höchstens auf vieles Bitten zweimal in der Woche zu backen, und die von der Huberin über den See geführten Semmeln von Weißham waren auch meist gut abgelagert! —

Mittag gab es Suppe, zweierlei Fleisch mit Zukost und Mehlspeise: (— so reichlich, daß sogar die unglaublich weiten Magen der Landschafter gefüllt wurden: — ob es bei denen in der Kunst liegt? Mit Staunen sahen wir Andern ihnen zu: Einer hieß der Knödelgeier, weil ihm einmal 10 fast faust-

große Leberknödel auf Einen Mittag waren nachgerechnet worden), nach Mittags Kafe, Abends zwei Gerichte. Und das Alles, vortrefflich bereitet, koſtete (für uns junge Wandervögel) nicht 50 Pfennige. Und als die prächtige Wirthin, Frau Dumbſer, einmal den Verſuch machte, 18 Kreuzer von uns zu erheben, da gingen wir nicht etwa in „Ausſtand", ſondern in hellen Haufen, zu 20 etwa, brachen wir in ihre Küche, umringten ſie, ſetzten uns auf den (kalten) Herd, ergriffen ihre Pfannen, ihre Trichter, ihre Tiegel und Töpfe, machten damit einen Rieſenlärm, tanzten um ſie her, ergriffen ſie und ſchwangen ſie ſo lang in ungeſuchtem Reigen, bis ſie jammernd und lachend verſprach, es ſolle bei den 15 Kreuzern bewenden.

Die gute alte Frau Dumbſer! Wie ſie es in den letzten Jahren fertig brachte, das ſtattliche Riegelhäubchen auf dem kahlen Scheitel mit den zwei Strähnen weißen Hares zu feſtigen, war uns ein Gegenſtand nie befriedigter Neugier. Wie müt-

terlich wohlwollend blickte ſie aus ihren hellen runden Augen auf uns „unnütze Buben“, wie ſie auch die voll ausgewachſenen Maler nannte! Ihr Gatte war das Muſter eines oberbaieriſchen Wirthes: nicht ſehr geſprächig, ruhig, aber merkſam auf Alles und, verlangte es alſo der Gang der Geſtirne oder die Ordnung in ſeinem Wirthszimmer, von einer Grobheit und Stärke, wie Aſa-Thôrr! Ich ſah es mit Augen, wie er den rothen Fritz, den einzigen Branntweinſäufer auf der Inſel und einen der häufigſt hinausgeworfenen Menſchen, die ich kenne, dem er längſt ſein Wirthshaus verboten hatte (was freilich auf jenem Eiland ähnlich wirkte wie etwa auf Island die Friedloſigkeit oder die römiſche aquae et igni interdictio!), bei abermaligem Eindringen wagrecht auf ſeine beiden rieſenſtarken Arme legte und ihn, den Kopf voraus, durch das ganz ſchmale und niedre Fenſter in das Freie hinaus ſchoß wie der Bäcker einen Laib Brod in den Ofen ſchießt: da der Schießer ſich nicht vorher die Zeit genommen, das Fenſter zu

öffnen, gab es klirrende Scheiben und blutige Backen.

Das wackere Wirthspar hatte nur Einen Sohn, Cajetan, mit dem ich gar oft zum Jagen zog, z. B. auf den Entenfall lange vor Sonnenaufgang in der Sommernacht: die Schilderungen nächtlicher Stunden in Wald und Schilf, oder des langsam empordämmernden Sonnenaufstiegs am See oder Flußufer, wie ich sie in „Attila“ und den „Batavern“ (Weleda) gebracht, stammen aus den Eindrücken jener Fahrten auf dem Chiemsee und in dessen Ufergehölzen. Auch das Fischen „auf der Hachel“ lehrte er mich: die Hachel ist eine Stelle im See zwischen der Frauen- und der Krautinsel, von höchst beträchtlicher Tiefe, wo auf dem Seegrund unten im Sommer und Herbst ungezählte Völker von Fischen, zumeist Bürschlinge, (Barsch, Krätzer: perca fluviatilis) standen: nicht ganz leicht war es, genau die rechte, nicht gar umfangreiche Stelle zu finden: das Kreuz der Klosterkirche von Frauenwörth mußte in gerader Linie stehen zur

hohlen Weide auf der Krautinsel. Nachdem ich das einmal gelernt, fuhr ich im Einbaum ganz allein hinaus und festigte diesen auf dem Platz durch einen schweren Stein, den man angeseilt an Statt eines Ankers hinab ließ: man fischte mit der Fingerleine, d. h. ohne Angelruthe und ohne Kork: der Hamen, mit Leber oder Würmern beködert, ward an viel klafterlanger Schnur, die um den rechten Zeigefinger gewunden war, hinabgelassen bis auf den Seegrund: es war recht spannend zu harren, bis ein Riß an der Schnur andeutete, der Fisch wolle „mit dem Hamen fahren“: — dann ein rascher kräftiger Ruck: — stets in der der Bewegung des Fisches entgegengesetzten Richtung — und nun hurtig die lange, lange Schnur mit der Linken aufgehaspelt, während die Rechte nie den Fang „locker werden“ lassen durfte. Welche Freude, spürte man an dem Gewicht, an dem Widerstand des Fisches, dessen stattliche Größe! Welcher Verdruß, ward die Schnur plötzlich „leicht“ d. h. hatte sich der Fisch während des Aufhaspelns los gemacht.

Zuweilen nahm ich nun zur Hilfe bei dem „Ankern“, auch wohl bei dem Anködern und Abhaken (d. h. Ablöſen des Fiſches von dem Hamen) einen etwa 7jährigen Buben mit, den Gürtler-Franzl, einen der häufigen Knaben des Fiſchers an dem Oſtufer des Eilandes, in dem höchſt maleriſch am dunkelfederblüthigen Schilf gelegenen Häuslein, an deſſen Pforte ein ſteinerner, aus dem Seegrund aufgefiſchter Heiliger Wache hält. (Scheffel hat das ſo ſchön behandelt, Frau Aventiure, S. 126.)

Einmal hatte der Fiſch ganz beſonders ſtark geriſſen, in eigenartig ſchnellender Bewegung: das Gewicht war gar ſchwer bei'm Aufzug: Bürſchlinge von 2 Pfund und mehr waren nicht ſelten in der Hachel: allein dies ſchien ein kleiner Walfiſch! Franzl merkte wohl, wie ſtramm die Schnur ſich ſtraffte, noch bevor ich die Schwere rühmte, klopfenden Herzens, voll Sorge, ob ich den Fang auch bis in den Kahn fördern würde: der Bub ſtand hinter mir mit weit offnen Augen. Glücklich gelangs: ſchon ſah ich die

dunkle Masse durch das Wasser: — nun hob ich den Fisch über Bord: da warf sich Franzl laut schreiend auf sein Antlitz auf den Boden des Botes: „Der Teifi, der Teifi!“ schrie er. „Jesses Maria und Josef! Der Teifi!“

Ich hatte alle Mühe, ihn zu überzeugen, daß wir nicht den Teufel aus der Tiefe gezogen hatten, wie etwa Thôrr die Midhgardhschlange, sondern eine prachtvolle, dreipfundige Ruthe, die glänzend schwarz und schlangenähnlich, allerdings einem gewöhnlichen Fische nicht gleich sieht. Guter Franzl! Seither hat er viel tausendmal mehr Fische gefangen denn ich, darunter wohl auch viele „Teifi“: denn er folgte dem Vater im Gewerbe nach. Und nun ruht er schon lang unter dem grünen Rasen auf dem höchst poetischen kleinen Friedhof der Insel.

Meist lag ich allein auf der Hachel: zu jeder Stunde des Tages, vom Morgengrauen bis in die einbrechende Nacht: es war gar gut dort träumen, von den Wellen leise gewiegt, aber nicht von Anker

getrieben; oft hab' ich den ganzen langen Sommertag von der Hora bis zum Ave Maria Läuten da draußen in dem Einbaum verbracht, See und Ufer und die fernen Berge in jeder wechselnder Beleuchtung und Stimmung bestaunend: zumal eben, wann der Fisch „lass" biß. Aber vor dem Ausbruch eines Gewitters, mit Leber ködernd, fing ich einmal in einer Stunde 72 Krätzer: — also in der Minute mehr als Einen.

Mit Cajetan schoß ich auch meinen ersten und einzigen Rehbock im Walde zwischen Breitbrunn und Seebruck: er fiel im Feuer: aber ich sah hinzueilend das wunderschöne brechende Auge auf mich gerichtet: — ich mußte meiner Hanni denken und die Rehe hatten fortab von mir Friede. (Meine Böcke schoß ich fortab an meinem Schreibtisch.) Aber Raubvögel aller Art, auch Reiher, Enten und (wider das Verbot!) manche Möve schoß ich im Schilf oder im Uferwald des Südwestgestades an, oder auch, was streng verpönt war, auf dem See! Dann galt es rasch da-

von steuern, rief der Schuß den „Fischkasler" d. h. den allein zum Abkauf der Fische berechtigten Pächter auf einem flinken Kahn zur Verfolgung der „Seeräuber" herbei! Auch große Fische, zumeist Hechte, die sich im Seicht nahe dem Ufer sonnten, schliefen oder lauerten, lernte ich nach einiger Uebung — es ist nicht leicht, die täuschende Strahlenbrechung des spiegelnden Wassers richtig zu berechnen — sicher treffen. Aber den Pelican, der, aus dem Mittelmeer hierher verschlagen, geraume Zeit zu bitterer Klage der Fischer von der Krautinsel aus, wo er aufzubäumen pflegte, furchtbare Verheerungen unter den erstaunten Chiemsee-Einwohnern anrichtete, den berühmten Pelican des Chiemsees sollte nicht ich erlegen, sondern ein Reiferer: der Professor Ruben, der eine Eidam der Dumbserischen.

Cajetan, der leider früh verstarb, hatte keinen Bruder, aber mehrere sehr hübsche und reichbegabte Schwestern: die beiden hervorragenden Entdecker der Fraueninsel, die Landschafter Max Haushofer und

der Hiſtorien- und Genremaler Karl Ruben, heira-theten zwei davon und wurden dadurch auf dem Ei-land ſo heimiſch, daß ſie viele Jahrzehnte hindurch die herbſtliche Freizeit mit ihren Frauen und bald mit ihren Kindern hier verbrachten: jener war Pro-feſſor an der Akademie zu Prag, dieſer Profeſſor, ſpäter Director der Wiener Akademie geworden. An das immerhin kühne Wagniß ſolcher Ver-bindung — denn bei aller Begabung hatten die Mädchen doch gleichwohl nur den Unterricht in der Nonnenſchule der Inſel erhalten können — knüpft ſich die Dorfgeſchichte von Berthold Auer-bach, die „Frau Profeſſorin“, welche, als „Lorle“ von Frau Birch-Pfeiffer in ein Schauſpiel um-gearbeitet, ſo unzählige Male die Menſchen ge-rührt hat.

Allein der große Unterſchied zwiſchen Leben und Dichtung beſteht hier darin, daß es — merkwürdiger-und ausnahmsweiſe! — im Leben diesmal viel beſſer und erfreulicher gedieh als in der Dichtung:

beide Ehen wurden und blieben vollendet glücklich, da die beiden Frauen in ihrer reichen Begabung an der Seite ihrer hochbedeutenden Männer alsbald nach jeder Richtung deren Bildung entsprechende und gesellschaftliche Formen sich aneigneten.

XII.

Wie viel verdanke ich diesen beiden Familien, den Aeltern und den Kindern, zumal den Haushofers, welche länger und häufiger mit mir zusammen auf der Insel weilten! Professor Haushofer, ein ganz prächtiger deutscher Mann, voll Tiefe des Gemüths und der Empfindung, ein glühender Vaterlandsfreund, der sich an den lieben Tschechen zu Prag elend zu ärgern hatte, bis er die Professur aufgab und seine Tage im trauten München beschloß, hatte mir von Anbeginn eine väterliche Neigung zugewendet: er hatte mich gar lieb und gerade deßhalb ließ er es in seinem kernigen, trockenen Humor an so mancher wohlverdienten Zurechtweisung meines überspannten, hochsentimentalen, verträumten Wesens nicht fehlen: mit einem kurzen, schlagenden Witzwort aus seinem

kerngesunden Realismus heraus wirkte er in dieser Richtung eindringsamer auf mich als alles Andre. Wenn er, vermöge unvergleichlichen Ansehens, das ihn krönte, thatsächlich der König des Eilands, im Dumbserhaus in der Thüre des großen Wirthszimmers (in welchem jeder Stand: Fischer, Bauer, Handwerker und Maler, denen wir Gymnasiasten und Studenten uns anschließen durften, seinen Stammtisch und darüber, von der Decke herabschwebend, sein Wahrzeichen hatte), gegen den Pfosten gelehnt, die kurze Pfeife schief im Mund, aus seinen dunkeln Augen spöttisch auf mich zwinkerte, — dann wußte ich schon: „jetzt kommt aus diesem Mund ein Pfeil geflogen, der sitzt." Aber wie lieb hatte ich ihn dafür! Ich spürte unwillkürlich, daß diese spröde, männliche, rauhe Herbe, dieser lachfrohe Humor das rechte Gegengift war wider meine überzarte, überweiche Art und krankhaft schwermüthige Verträumtheit. Und wahrlich, besuchte ich ihn an seiner Staffelei in dem stattlichen, luftigen, hohen Sal des höchst

maleriſchen Tuchmacherhäuſels, — dann ſah man mit Augen, welch' tiefe und zarte Poeſie in der ſo rauhen Schale ſteckte des Mannes, der ſcheinbar für Poeſie nur Spott und Hohn hatte. Die unvergleichbare Poeſie des Chiemſees hat nur in den Bildern Haushofers vollen Ausdruck gefunden, wie die des Dachauer Moſes in den Zwengauerſchen.

Der unermüdlich Fleißige hat dieſen ſeinen geliebten See, die von ihm entdeckte Inſel, die ganze Landſchaft, in welcher er die ſeinem Genius günſtigſte Stoffwelt und in ſeiner Frau Anna das Glück ſeines Lebens gefunden, in allen Zeiten des Jahres und des Tages dargeſtellt in zahlloſen Bildern, großen und kleinen: in gewaltigen Maßen den ſtürmenden Weitſee, der die weißkammigen Wellen an die Nordſpitze des Eilands ſchleudert: in kleinen Cabinetsſtücken irgend ein altes morſches Fiſcherhüttlein mit ſeinen Netzen an dem Zaune des Vorgartens, zumeiſt aber und am ſchönſten den wunderbaren Abend auf dem Weſtufer des Feſtlandes vom Kloſter aus geſehen,

wann die Sonne hinter den dunkeln Tannenwipfeln gerade verſunken war und nun ein ſattes leuchtendes Gelb in langen Streifen wagerecht über dem Walde ſich hinzog: gar oft ſaß ich in ſolcher Stunde tief verſteckt, daß mich auch die Kameraden nicht finden konnten, in einer der alten Weiden auf dem „Frauengang“ hart vor der Kloſtermauer und hielt den Athem an zu lauſchen: wann dann, ganz leis erſterbend, die Welle im ſanften Abendwind die Kieſel raſchelnd an das Ufer ſchob, wann nur die ſcheue Fledermaus noch durch die Dämmerung ſtrich und aus dem uralten Kloſterthurm herab die ernſte, tiefſtimmige Glocke das Ave Maria durch die Lüfte hallte, wann nun der letzte Hauch klingend und ſchwingend über den See hin verſchwebte — dann athmete und lebte ich Poeſie und brauchte ſie nicht zu dichten!

Uebrigens hat dieſe Abendgebetsſtimmung auf dem Chiemſee auch durch Ruben trefflichen Ausdruck gefunden in dem Bild „Ave Maria“, und Scheffel hat ſein herrliches Gedicht in Frau Aventiure (Stutt-

gart 1863, S. 186) hier erlebt, nicht auf dem Traunsee, wohin er es nur des übrigen Zusammenhanges willen verlegen mußte.

Die Bilder von Haushofer, Ruben, Heinlein, Zwengauer, wie gerne schaue ich sie immer wieder in der Neuen Pinakothek! Die „Modernen" belächeln sie. Freilich: jene Kunstwerke haben einen unverzeihlichen Fehler: sie sind schön! Und heutzutage gilt als Wahrspruch der Kunst der lügnerische Hexenspruch: „schön ist häßlich, häßlich schön."

Ja, das war „Poesie" damals auf der Fraueninsel!

Wie sehnte ich mich jedes Sommerhalbjahr seit 1850 aus der Stadt hierher! Stark duftender Fenchel umsäumte den Weg von der Anlände der Insel am Westufer bis zu dem Wirthshause: für immer — auch jetzt noch, da ich das schreibe — steigt mir bei der Vorstellung „Herbstferien" die Erinnerung an diesen Fenchelgeruch in die Nase.

Als ganz kleines Kind schon war ich einmal

auf der Insel: das Wirthshaus war überfüllt, die guten Nonnen nahmen das Kind und die Mutter für ein par Nächte in das Kloster auf: ich rieche noch jetzt den Weihrauchduft in jenem Schlafsal, ich bewundere noch die zierlichen Hirschlein und Rehlein, welche, aus Wachs geformt, unter einem Glassturz auf der „Commode" standen neben den vielen gemachten Blumen und neben den Heiligen aus Wachs.

Später, in der Lateinschul- und in der Gymnasial-Zeit, ward dann die Fraueninsel der Herbst für Herbst aufgesuchte Standort für Ausflüge in die Nähe und in die Ferne. Mit fieberhafter Spannung, etwa wie früher die Weihnachtbescheerung, ward der erste Tag der Freiheit herbeigesehnt. Dreimal hab' ich, zweimal mit Greiß und Engert, den Weg von 23 Poststunden an Einem Tage zu Fuß zurückgelegt: Engert und ich wir brachen noch bei Sternenschein (am 26. August) morgens um 2 Uhr von der Königinstraße auf, holten Julius von seinem Haus an der Rosenheimerlandstraße ab und nun gings über diese

ſtaubige und viele Stunden ſo reizloſe Straße dahin — ein mäßiges Vergnügen, das ich jetzt nicht genießen möchte. Und doch — wie jauchzte dabei die junge Bruſt! Jeder Begegnende ward angeſprochen, in jedes Wäſſerlein liefen wir barfuß hinein — ein gutes Mittel, die müden Füße zu erfriſchen. Gegen Mittag gelangten wir nach Roſenheim: da wurde nicht etwa eingekehrt, ſondern vor dem Markt, im hohen Graſe gelagert, verzehrten wir das mitgetragene belegte Brod. Nachts zwiſchen zehn und elf Uhr erreichten wir Gſtad, klopften die alte Huberin aus dem Schlaf und fuhren dann ſelbſt in dem mir anvertrauten Einbaum hinüber nach der Inſel, wo wir die Maler gerade bei dem letzten Glaſe Bier noch antrafen.

XIII.

Selbſtverſtändlich lernte ich „Einbaum“ [1]) und „Plette“ tüchtig ſteuern und rudern: oft habe ich allein im Einbaum bei raſendem Nordſturm, der gewaltige Wellen den Weitſee herauf wälzte, die Inſel umfahren, was an dem Schwabenzipfel, dem ſpitz zulaufenden Nordende, alsdann nicht eben leicht war, von dem Mezger-Steg ausgehend und von Süden wieder dahin zurück gelangend. Höchſt maleriſch macht ſich Stellung und Bewegung des aufrecht an dem Grauſen ſtehenden zugleich ſteuernden und rudernden Fergen: es will geübt ſein, ſtets

[1]) Aus einer einzigen Eiche gebrannt und gehauen, vorn ſpitz zulaufend, hinten abgeſtumpft, ziemlich hoch, ſchwer, mit erheblichem Tiefgang: — dagegen die Plette (offenbar von Platt, flach) niedrig, breit, aus leichteſtem Holz gezimmert, mit plattem Bauch und möglichſt geringem Waſſerdruck.

durch einen leichten Gegendruck des breiten Steuers zu verhindern, daß das Schiff aus der Richtung gerathe und im Kreiſe ſich drehe. Gar anmuthig war es zu ſchauen, wie meine Schweſter Conſtanze oder ihre Freundin Minna, die Tochter des Malers Boshard, ſpäter die Schwiegertochter Haushofers, zwei hoch und ſchlank gewachſene Mädchen, im ſchwarzen Mieder und mit den weißen Hemdärmeln, das Steuer in dieſer Weiſe kräftig und muthig führten. Gute, tapfere Minna Haushofer! Wie oft ſah ich dich ſo über den See dahin ſteuern! Nun biſt du uns voraus gefahren in jene dunkle Bucht, die uns allen entgegen harret. —

Allmälig wurden mir die beiden heranwachſenden Söhne Haushofers, Karl und Max, obzwar erheblich jünger, gar liebe Geſellen zu Land und zumal zu Waſſer. Es iſt unglaublich, was wir auf letzterem Element wagten, und ein wahres Wunder, daß uns Frau Ran nicht einmal zu ſich hinunter zog! Grundſätzlich wurden die beiden kraftſtrotzenden

Buben ſchonungslos abgehärtet und ſie gediehen danach. Ganz anſtändig ſahen ſie aus kamen ſie von Prag her an: wann ſie aber nach vielen Wochen des Inſellebens, nachdem ſie den ganzen Tag bei jedem Wind und Wetter und im ſengenden Sonnenſchein ohne Kopfbedeckung, ohne Jacke, Weſte und Halstuch, in Hemd und Hoſe, ſehr gern auch ohne Schuhe auf dem See oder in den Wäldern des Weſtufers, oder mit den Rohrdommeln in den Sümpfen der Feldwies gehauſt hatten, abreiſten, — dann glichen ſie weniger k. k. Gymnaſiaſten als ſchwarzbraunen See- und Waldteufeln — was ſie ja auch waren. Sie waren viel härter, wilder, tollkühner als ich. Nachdem ſie von ihrem Vater den Ankauf eines alten Schiffes erbettelt, das als höchſt ſeeuntüchtig von den Fiſchern aufgegeben war, flickten und zimmerten ſie es wieder nothdürftig zurecht: und nun ward die Haushofer Plätte mit der ſchwarzen Piraten-Flagge alsbald „das Schrecken aller Meere“, zumal aber der Obſt-Anger der Eilande und der Geſtade von Prien

bis Seebruck, von Chieming bis Gstad! Wahrlich nicht durch Nothstand entschuldigt: — Mutter Dumbser ließ weder die Enkel noch mich hungern — übten wir Mundraub an allen Küsten: auf der unbewohnten, nur von Kohlhäuptern, Rübengestalten und Erdäpfeln bevölkerten Krautinsel trieben wir es am ärgsten. Bei Sturm und Unwetter, wann ganz gewiß die Fischer und Bauern der Fraueninsel nicht ausfuhren, sauste unser Segeldrache gen Westsüdwest: wir landeten an sandiger Bucht, zogen das Schiff unter die bergenden Ufer-Weiden und nun begann das schonungslose „Heeren" auf dem öden Holm: sogar die gelben Rüben aßen wir, machten ein gewaltig Feuer nahe der Schutzhütte — die darüber einmal ins Brennen kam — und brieten uns die gestohlenen Erdäpfel. Gestohlen war übrigens auch an dem Raubschiff alles mit Ausnahme des Bretterbaues selbst: gestohlen in lieblicher Monden-Nacht („per amica silentia lunae") aus dem Gstader Wald — jetzt mag es herauskommen — der Forstfrevel

iſt verjährt, wie der viel ärgere des heiligen Bonifatius an jener Eiche zu Geismar — die ſchlanke junge Tanne, welche in die durchlochte Mittelbank als Maſt geſteckt wurde, geſtohlen ſowohl das dreieckige lateiniſche als das viereckige germaniſche Segel,[1]) mit denen wir wagliche Fahrten thaten: alte Küchenhandtücher und Leintücher, ja ſelbſt „heimeliche“ Gewande der guten Großmutter Dumbſer (ſchanierlich zu ſagen), mit langen, langen Stichen heimlich von „Max und Moritz“ (nein Karl!) zuſammengenäht, blähten ſich nun ſtolz an der aus der Holzlege des Herrn Lehrers geſtohlenen Rah. Freilich, ein wenig mürbe war dies wettergraue Segelzeug und das Nähwerk von den Buben nur ſchlampig: viel Chiemſeewaſſer mußte ich einmal deßhalb ſchlucken. Wieder einmal waren wir — gegen das ſtrenge Verbot der

---

[1]) Das Eine war urſprünglich eine gewaltige „deutſche“ d. h. ſchwarz-roth-goldne Fahne: im Frühjahr 1848 auf dem Thurm aufgeſteckt, hatte ſie nach dem Scheitern der Bewegung auf einen Wink aus dem königlichen Landgericht zu Troſtberg verſchwinden müſſen!

Alten! — bei raſendem Nordſturm — alle Fiſcherkähne hatten ſchleunig Land geſucht — ohne Ahnung unſerer „muntwalte“ in See geſtochen von den Weiden am Frauengang aus und pfeilgeſchwind ſchoſſen wir in dem leichten Gezimmer über die weiß ſchäumigen Wellenkämme dahin, gradaus gen Süden auf die „grüne Inſel“ zu, die freilich mit der Sanct Albans nur den Reichthum an Kartoffeln gemein hat: Karl führte das Steuer, Max ruderte, ich hielt das Tau des bis zum Platzen von dem Sturme gefüllten und weitbauchig geblähten Segels: es war, ich muß es ſagen, eine tolle Fahrt: mir ſchwindelte, in ſolch ſauſender Eile ſchoſſen wir vor dem Sturme dahin, von den raſenden Wellen gejagt, dem fliegenden Holländer vergleichbar: außer auf dem Orient-Expreßzug bin ich im Leben nie ſo raſch gereiſt wie damals zwiſchen Frauenwörth und „Kraut-wörth“. Wie mit Wotans Wind ſauſen wir dahin. Schon war das Norduſer der Krautinſel — glücklicherweiſe! — ziemlich nahe: da — ein Windſtoß ſtärker

als alle zuvor — ritſch, ratſch! Das Segeltau, in den Saum des Segels eingenäht, hatte dieſes morſche Linnen von unten bis oben zerriſſen: — nach rechts flatterten die Fetzen von der Rah, nach links flog ich in Folge des jähen Ruckes über den flachen Rand ins Waſſer: ich ſchwamm mit der Linken und den Füßen, aber das Seil ließ ich nicht aus der Rechten, obwohl der ſchlanke Maſt ſich bis zum Brechen bog, und ſo halb von dem von Wellen und Ruder fortgetriebenen Schiff geſchleift, halb ſchwimmend, erreichte ich das nicht mehr ferne Ufer. So naß bin ich in meinem Leben nicht wieder geworden. Denn in den Kleidern ſchwimmend hat man das Gefühl des Naſſen viel empfindlicher denn in der angeborenen Nacktheit.

XIV.

Noch gar manche hübſche und für die Art des Verkehrs in dem Dumbſer'ſchen Hauſe bezeichnende Geſchichte wäre zu erzählen.

Bei uns jungen Leuten, Malern und Studenten, war die erregte Einbildung ſtets auf Außerordentliches gerichtet: nichts Außergewöhnliches würde uns überraſcht haben. Im Gegentheil: es überraſchte uns eigentlich, daß nichts Ueberraſchendes, Unbegreifliches geſchah. Und es verdroß uns ein wenig: denn wir waren ſo eifrig darauf gerichtet, das Ueberwältigende, Unerklärliche zu empfangen. Zumal ich leiſtete darin wohl ſtarkes: meines väterlichen Freundes Haushofer liebevoller Spott — denn er liebte mich, obwohl er ſich's niemals durch ein weiches Wort merken ließ! — traf mich deßhalb gar oft und wohl verdient.

So ſaßen wir eines Abends ſpät wieder einmal um den Malertiſch in der Schänkſtube; ich ermüdete den Profeſſor, der auch gründlichſte naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſaß, durch unabläſſige Fragen über die Erdbildung im Allgemeinen und die des Chiemgaus im Beſondern. Vulcaniſche Erſcheinungen mit Erdbeben beſchäftigten mich lebhaft und immer wieder fragte ich, ob denn nicht, wie ehemals, auch heute noch ſolche Dinge vorkommen könnten? „Es müßte doch ſehr anziehend ſein," meinte ich.

„Ich danke," erwiderte der Profeſſor, „das mußt Du Dir ſchon vergehen laſſen. Heutzutage hier ein Erdbeben! — So unmöglich, als daß plötzlich hier im Zimmer Bierbank und Biergläſer das Beben kriegen." —

Im ſelben Augenblick, — ein dumpfes Rollen und fernes Krachen, — flogen wir ſämmtlich von den Bänken in die Höhe, die Zinndeckel unſerer Halben klirrten — wir alle ſchnellten empor: aus der Küche ſtürzten die Mädchen erſchrocken in das Gaſtzimmer:

„die Erde bebt!“ „der jüngſte Tag!“ ſchrieen ſie. „Das Haus hat g'wackelt: es fällt uns über dem Kopf zuſammen.“

„Wenn ihr ſo ſchreit, dann freilich,“ ſagte der Profeſſor, allein von uns allen ruhig bleibend.

„Du haſt zwar immer mehr Glück als Verſtand, o Felix: aber ſo viel Schwein, daß Dir zu lieb die Erde bebt, haſt Du doch wohl nicht. Exeamus und ſehen wir zu, was der Natur paſſirt iſt.“

Wir eilten nun hinaus: — Alles ruhig: — der Stoß wiederholte ſich nicht: — wir gingen hinab bis an den Wirthsſteg: — der See war ſpiegelglatt.

„Und ich wette, es war doch kein Erdbeben,“ ſagte der Profeſſor. „Ich will mir Deine drei neueſten Balladen hintereinander vorleſen laſſen, o Jüngling, war es eins.“

Es war keines geweſen: eine Pulvermühle bei Roſenheim war in die Luft gegangen, die Erſchütte-

rung hatte merkwürdigerweiſe bis in das ſeeumgürtete Eiland gewirkt.

Er hatte Recht behalten, wie immer. Aber nun bat er ſich aus — als Siegespreis —, daß ich ihm die Balladen doch vorleſen mußte, der Gute, Geduldige! —

XV.

Auch ein andermal gab er uns die Erklärung einer unerklärten, von uns eifrig als „Phantasma" in Anspruch genommene Erscheinung. Als wir Studenten wieder einmal im Herbst auf die Insel kamen, empfingen uns die Eiland-Leute und auch die städtischen Gäste — Haushofers waren noch nicht da — mit der allgemein auf das hartnäckigste vertretenen Behauptung, in der Klosterkirche spuke es nächtlicher Weile: sie werde von Geistern taghell erleuchtet, und eile man hinein, so sei sie leer und der Glanz verschwunden.

Selbstverständlich machten wir jungen Aufklärlinge die schnödesten Witze über den Aberglauben der Insulaner, z. B. der beiden nicht verheiratheten Dumbstöchter Toni und Euphrosyne (ja! ja! so hieß sie!),

welche uns die Antworten im schönsten, zumal stärksten Altbaierisch nicht schuldig blieben: aber auch griechisch uns heimzuleuchten hatte Haushofer seine griechische Schwäherin Euphrosyne gelehrt: παιδάρια φθειρικά nannte uns auf sein Anstiften die Ahnungslose: und wir hüteten uns, sie durch Uebersetzung aufzuklären. Ganz giftig wurden sie, meinten wir, es seien wohl die Nönnlein voriger Zeiten, welche zu lustig gelebt und nun zur Strafe wie in Robert dem Teufel nachts ihre Ballfeste mit den Herrenchiemseer Mönchen fortsetzen müßten: denn die Sage von dem unterseeischen Gang, der die beiden zwiegeschlechtigen Klöster sollte verbunden haben, ließen sich die Eilandleute nicht ausreden.

Eines Abends spät saßen wir nun wieder einmal — die Haushofers waren jetzt eingetroffen — am Biertisch: da stürmte Euphrosyne herein, der sausenden Iris vergleichbar, und rief durch das Gewölk von Tabaksqualm: „So, ihr gar gscheiten, jetzt könnt' es selber sehn, daß d' Kirch ganz licht is."

„Dann wird wohl einer mit einem Licht darin sein!“ meinten wir, verstockt, mit schnödem Hohn, eilten aber doch alle hinaus, an der Wirthslinde und der Klostergartenmauer voran auf den kleinen Friedhof, von dem man die Längsseite der alten Kirche überschaut.

Es war im übrigen dunkle Nacht: aber die feine Mondsichel warf zuweilen ein wechselndes Licht durch die ziehenden Wolken.

Richtig! Ohne Zweifel! Aus einem der Kirchenfenster glänzte sehr stark, aus einem andern schwächer, ein ganz eigenartiges Licht, wie ich es nie gesehen: grünlich, gelbweiß, etwa wie wenn viele tausend Johanniskäferchen auf einmal ihr Licht ausstrahlten. Die Kirchenthüre war fest verschlossen.

Der Professor übernahm nun die Führung des Unternehmens zur Aufklärung des Spuks oder Betruges: er gliederte uns in drei Haufen, einem (dazu zählte ich) befahl er, stehen zu bleiben auf der Stelle, von der aus man — es war keineswegs auf

dem ganzen Friedhof der Fall — die Lichterſcheinung wahrnahm: Andere ſandte er aus, den Herrn Lehrer (und Meßner) zu wecken und ihn um die Kirchenſchlüſſel zu bitten: er ſelbſt hielt mit Etlichen die Thüre in Acht, zu verhüten, das der „Geiſt“ einſtweilen heraus wiſche und in der Dunkelheit verſchwebe.

Alles ging nach Befehl.

Der Lehrer, aus dem Schlafe geweckt (wie oft habe ich mit dem Krummfuß auf der Hachel gefiſcht!), brachte ſelbſt die Schlüſſel, war gar nicht erſtaunt über das Geiſterlicht, ſchloß auf und ſagte voraus, daß wir die Kirche leer und — ganz dunkel finden würden.

Und alſo war's.

Haushofer und ſeine Schar löſte uns nun ab: — er ſah jetzt, von unſerem Platz zwiſchen den Gräbern aus, die Fenſter erleuchtet und wir, ſofort hinein geſtürmt, fanden den Raum leer und dunkel.

Nun großes — recht lautes! — Frohlocken Euphroſynens und ihrer Genoſſinnen ob ihres Sieges über uns Gſtudirte und Ungläubige; — unter uns

langes Rathen und Reden noch Stunden lang, sonder andern Erfolg als den starken Verbrauchs des (übrigens schauderhaften) Dumbserischen Bieres.

Nur der Professor schwieg. —

Am andern Tage rief er uns, sobald es dunkel geworden, in sein Zimmer: da leuchtete es auf seinem Tisch genau so wie gestern in der Geisterkirche: er hatte unvermerkt mit dem Messer ein par Spähne des uralten Fensterrahmens abgelöst und bei Tageslicht untersucht: es stellte sich (d. h. ihm, nicht uns) heraus, daß es altes Morschholz war, das im Dunkel leuchtete.

Es freute uns παίδια φθειρικά lebhaft, daß der Kluge zwar uns, aber nicht seine schönnamige Schwäherin überzeugen konnte; sie glaubt wohl heute noch an das Geisterlicht: — die Beneidenswerthe!

Die „Haushoferbuben" und ich — wir sind gute Freunde geblieben bis heute: beide sind längst hochtönende Professoren an dem Münchener Polytechnicum. (S. den Anhang.)

XVI.

Wie alle Dinge am lieben Chiemsee vor etwa vierzig Jahren, war auch recht idyllisch die dortige königlich bairische Post, richtiger gesagt, die Briefbestellung!

Diese hatte den ganzen Reiz des Unberechenbaren, des Sprunghaften, des schalkhaft Neckischen. Zwar ging eine Rechtssage unter dem Inselvolk, nach uralter Satzung habe die Huberin von Gstad die auf der Post zu Weißham einlaufenden Briefe für das Eiland über den See zu bringen: allein über die Frage, wie oft im Laufe des Monats diese Frohn fällig sei, gingen die Aussagen der rechtsweisesten Greise weit auseinander: und war ein sicheres Weisthum nicht zu erforschen.

Daß die „Bötin" nur um der dummen Briefe

willen in See ſtach, war ihr nicht anzuſinnen. Sie wartete alſo, bis irgend eine wirklich wichtige Sache z. B. der Verkauf ihrer Eier, ſie ohnehin zu Dumbſers rief. Und ſcheute ſie auch nicht hohen Wellengang, — den Regen ſcheute ſie arg wegen ihres Gliederreißens: auch ſonſt hielt ſie ein Unwohlſein gar oft zu Hauſe. Die Weltgeſchichte wartete dann ſo lange. Haushofer meinte, ſchalten die jungen Maler über den Ausſtand der Poſt: „ſeid froh! Was für euch ankommt ſind doch nur Rechnungen.“

Manchmal aber riß uns die Geduld: wir ſchoben den Drachen (mit dem Segel weiblicher Herkunft) in die blaue Fluth und ruderten wuthentbrannt gen Gſtad, der ſäumigen Iris von etlichen ſechzig Jahren die Briefſchaften abzufordern. Oft erwiderte ſie dann in Seelenruhe: „ja, die liegn no in Weißham!“ Sofort eilten wir von Gſtad nach Weißham auf die Poſt.

„Die Poſt iſt zu,“ ſagte zum Empfang lächelnd die Kellnerin.

der Poſt waltete, — ein Kind von 14—15 Jahren — hatte viel anziehendere Beſchäftigungen. Endlich erwiſchte ich ſie: die bisher immer verſchloſſne Thür ließ ſich öffnen: — aber Dio mio! Auf Gehör konnte ich billigerweiſe nicht hoffen: der Canarienvogel des Fräulein Poſthalter war dem Käfig entwiſcht und hielt ſich umher flatternd in ſo hohen Luftſchichten, daß die kleine Signorina ihn zu erhaſchen keinerlei Ausſicht hatte.

Ich bin geduldig: lange, recht lange, ſah ich dem Vogelfang ohne Erfolg zu, obwohl ich in dem Poſtfach der firma in posta unter „D“ einen ganzen Haufen Briefe liegen ſah. Endlich ſchloß ich einen Vertrag mit der ſchwarzäugigen Roſetta: ich verpflichtete mich, ihr den Canari einzufangen — denn daß ich vorher keinerlei Recht hatte, Expeditionsleiſtungen von ihr zu verlangen, das ſah ich ſelbſt ein: — auf meine erſten ſchüchternen Verſuche, ſie zu unterbrechen, hatte ſie geantwortet mit einem vorwurfsvollen „Ma!“ — wogegen ſie ſich anheiſchig

machte, mir ſofort nach Einfangung des Lieblings ohne weitere Schwierigkeiten das Fach D zur Selbſtausleſe meiner Briefe zu überlaſſen. Ja, es iſt ein Heiliges um Recht und Vertrag. Ohne jenen Vertrag hätte wahrſcheinlich noch heute Roſetta nicht ihren Vogel und ich nicht meine Briefe! —

XVII.

Aber zurück in den Chiemgau!

So vertraut ich mit dem lieben See war zu allen Stunden des Tages und der Nacht und so sicher ich mich auf die viel geübte Steuerkunde verlassen konnte und verließ, — einmal erlebte ich doch ein par Augenblicke nicht der Furcht, — denn jede Gefahr war ausgeschlossen — aber des lähmenden Grauens.

Ein Bekannter war von Gstad am Nachmittag nach der Insel zu Besuch gekommen: auf meine Bitten beschloß er, den Abend mit mir zu verbringen: er ließ die alte Huberin zurückfahren: ich versprach, ihn nach dem Abendessen in unserer „Pletten" nach Hause — nach Gstad hinüber — zu bringen.

Und so geschah's.

Um elf Uhr etwa ſtießen wir von dem Wirthshausſteg ab — (wie ich mißtrauiſchen Gemüthern vorbeugend verſichere, beide hecht-nüchtern: die beiden einzigen, ganz leichten „Diridari“ meines Lebens ſollen in dieſer wahrhaftigen Geſchichte ihrer Zeit nicht verſchwiegen werden! —): der See war ſpiegelglatt, kein Lüftchen regte ſich: ich ſteuerte, der Andre ruderte: in höchſtens 25 Minuten mußte das andre Ufer erreicht ſein: freilich, man ſah daſſelbe nicht: denn es war eine ſo pechrabenſchwarze Sommernacht, wie ich ſie weder vorher noch nachher geſehen: weder Mond noch Sterne zeigten ſich und es brannte auch nirgend mehr, ſoweit das Auge — nach allen Richtungen — reichte, ein Licht: die Bauern, die oft um 2 Uhr morgens ſchon aufſtehen und an die harte Arbeit müſſen, haben nicht die widernatürliche Gewohnheit des Großſtädters, die Nacht zum Tage zu machen.

So umgab uns denn unterſcheidungsloſes, undurchdringbares Dunkel oben am Himmel und um uns her auf der völlig regungsloſen Waſſerfläche.

Ich ſteuerte anfangs und ruderte dabei zugleich mit dem gewöhnlichen Kraftaufwand, in dem herkömmlichen Zeitmaß: ebenſo zog der Andere.

Wir plauderten. Allmälig verſtummte der Andere. Auch ich ſchwieg. Es kam mir ſo ſeltſam vor: es währte ſo lange!

Wir ſollten längſt drüben ſein, ſo dachte ich.

Auf die Uhr ſehen war unmöglich. Keiner von uns rauchte, keiner von uns führte ein Streichholz bei ſich. Ah bah, tüchtig ausgeholt und feſt gezogen: — gleich mußte ja die Plätte auf den Uferſand ſchießen. Ich merkte, daß der Andere bereits viel haſtiger, viel angeſtrengter ruderte. Nun that ich deßgleichen: ich zog und zog, daß mir alsbald der Schweiß auf der Stirne ſtand: — umſonſt. Noch immer nicht drüben. Was konnte das ſein? Vergeblich ſtrengte ich die Augen an, das undurchdringbare Dunkel vor uns zu durchbohren: vergebens auch ſah ich nach rückwärts, ob nicht die Umriſſe der Inſel mir die Richtung der Fahrt andeuteten.

Noch immer nicht am Land!

Sollte ich . . .? — Ich war doch pfeilgerad abgefahren und hatte den Kahn ſtets in gerader Richtung gehalten — aber freilich! Das konnte ich ja nicht wiſſen! Fehlte es doch, ſeit wir abgeſtoßen, an jedem Anhaltspunkt für das Auge! Sollte ich, ohne es zu merken, ſtatt gradaus, ſteuerbords gefahren ſein? Dann trieben wir in den Weitſee: — und dann konnten wir, auch falls wir uns nicht im Kreis herumdrehten, die ganze Nacht rudern müſſen, bis wir etwa Seebruck am Nordende erreichten: — der See iſt 18 Kilometer lang, von der Fraueninſel bis Seebruck ſind es gewiß 10 Kilometer: — oder falls wir, in dieſer Finſterniß, auf die Klippen bei Chieming ſtießen? — Ah bah! Ich hatte ja immer gerad' aus geſteuert. Noch ein par herzhafte Ruderzüge und wir mußten drüben ſein.

Ich zog aus Leibeskräften — haſtig, leidenſchaftlich: — ich ſah nun einmal ſeitwärts auf die

ſchwarze, ſchweigende, ruhe Fläche: — da beſchlich mich — ich leugne es nicht: — eiſiges Grauen: das Schiff ſtand! Es ſtand! Nicht einen Zoll kam es vorwärts in dem Alles verhüllenden Schwarz, ſo weit ich ausholte, ſo ſtark ich zog: — ich und — ich merkte es nun! — noch hitziger, ängſtlicher der Andere.

Das Schiff ſtand!

Mir ſchoſſen auf einmal durch mein Gehirn alle die Sagen von dem „gebannten Schiff", von dem Lebermeer, das kein Kiel durchſchneiden mag: es ſträubte ſich mir das Har: das Unerklärliche entgeiſtert den Menſchen. Selbſtverſtändlich ſchalt ich mich zugleich im Stillen ob meiner tollen Einbildungen und ich hätte es um's Leben nicht dem Andern geſagt: — aber nun erſt ergriff mich höchſtes Entſetzen, als der mit einem tiefen Stöhnen das Ruder aus dem Waſſer hob und mit bebender Stimme ſprach:

„Felix! Was iſt das? Das Schiff ſteht! Ich

rudere ſchon lang mit Verzweiflung: — wir kommen nicht vom Fleck!“

Mir graute: — alſo war es nicht nur meine verdrehte Phantaſie. Aber ich ergrimmte nun in ſeltſamem Zorn über ſolchen Spuk.

„Ah ſackra!“ rief ich zurück. „Das wäre doch des Teufels!“

Und mit aller Kraft zog ich nochmal: — da! Wie willkommen war der wohlbekannte Ton! — da knirſchte der Vorderkiel auf dem Uferſand, gleich darauf ſtreifte die Backbordſeite ſchürfend durch Schilf: — „das Schiff ſtand“: aber nun nicht auf offener See, ſondern neben dem Steg der Huberin: — pfeilgerad hatte ich geſteuert. Jedoch wir hatten beide die Bewegung vom Orte weg nicht wahrnehmen können, weil ja dem Auge jeder Maßſtab fehlte.

Recht froh, des dummen, aber grauenhaft wirkenden Zaubers ledig zu ſein, ſprangen wir an's Land und nach kurzer Raſt fuhr ich allein zurück, nun der erprobten Richtigkeit meines Curſes wieder voll ver-

trauend: nach der Heimkehr ſah ich ſofort auf die Uhr: — im Leben nie hatte ich ſo kurze Zeit zu der Doppelfahrt gebraucht, aber in der vollen Dunkelheit hatte ich die Fähigkeit, die Zeit wie den Raum abzumeſſen, verloren.

XVIII.

Hatte dieſe Fahrt zwar nicht Furcht, aber doch ein par Augenblicke des Grauens gebracht, ſo darf ich von einem andern Seeabenteuer, das nicht ganz ungefährlich war, verſichern, daß es mir auch nicht ein Kleines von Beſtürzung erregte.

Ich war eines heißen Auguſtabends nach langer Fußwanderung von Traunſtein her in Allaching am Nordende des Sees angelangt und wollte noch die Fraueninſel erreichen; der Eigenthümer des einzigen Einbaums, der damals in dem „Hafen“ von Allaching lag, kannte mich gut: er vertraute mir gern das „elende Werkzeug“ (nach Maria Stuart) an: es war wirklich recht elend, viel geflickt, morſch und moſig; auch die beiden Ruder an den Schaufeln eingebrochen und in der Mitte durch die lange Reibung zwiſchen Wied

(weidengeflochtene Schlinge) und Schiffesrand ganz tief, tief eingekerbt. Als ich hinein sprang, warf der biedere Enkel des Alacho einen Blick gen Südwesten, der mir nicht entging und nicht gefiel.

„Kimmt's, moanst?“ sprach ich im Abstoßen.

„Es kimmt!“ erwiderte er, wandte sich und ging.

„Es“ war nämlich ein Hochgewitter, das im Südwesten zwischen Prien und Nieder-Aschau um die Kampenwand sich aufballte: — schwarz und bedrohsam sah es her: — aber es war noch sehr, sehr weit: und ich verstand, rasch zu fahren. Also frisch hinein in den Weitsee.

Nun, ich mach es kurz: ich fuhr rasch, aber Asa-Thôrr fuhr rascher. Auf einmal, mit nur wenigen krachenden Schlägen sein Nahen verkündend, war er da! Und wie war er da! In herrlicher Schrecklichkeit! Die Sonne verfinsterte ihren Schein, aber die grellrothen Zickzackblitze leuchteten fast unabläſſig über den grauschwarzen Himmel und den grünschwarzen See. Kaum je hatte ich einen

ſolchen Südweſter erlebt. Gewaltig kamen die hochgethürmten Wogen heran, die weißmähnigen Roſſe: gar oft riß der Sturm ihnen die Schaumkrone von dem Scheitel und warf ſie weit ſchleudernd voraus. Dazu praſſelte mir der ſturmgepeitſchte Regen in das Geſicht, daß es ſchmerzte.

Aber all' das machte mir nur den Eindruck hocherregender Freude: ich lachte, ſang und ſchrie zuletzt in den Sturm hinein (wie es mich ſpäter unter dem Gekrach bei Sedan zwang, im Vorwärtslaufen vor fortreißender Freude gerade hinaus zu ſchreien). Von Gefahr war keine Rede: das wußte ich. Zwar ſchlugen unaufhörlich die hohen Wellen über den Vorderbug des Schiffes, den ich ihnen pfeilgerade und „unentwegt" (hier paßt einmal das vielfach durch ſchiefe Anwendung gepeinigte Wort) entgegenhielt: das war die Hauptaufgabe, das Steuern: vorwärts kam ich dann ſchon langſam: aber wenn ich den wüthenden Wellen die Seite geboten hätte, wäre ich im Augenblick weit noch Oſtnordoſt

fortgetragen, ja dann auch — aber nur dann — mit der Gefahr des Umschlagens bedroht gewesen: allein ich wußte, nie schlägt der Einbaum um, der gerade gen Wind geht: wohl stieg das hereingeschleuderte Wasser auf dem Boden so hoch, daß ich weit über die Knöchel darin stand: jedoch es mußte noch sehr lange steigen, bis der tiefe Einbaum zu sinken drohte. und bevor dies heran kam, — der „Schöpfer" lag neben mir — mußte ich eben „schöpfen", freilich einstweilen mich weit verschlagen lassen.

Allein daran war noch lange nicht zu denken: der Sturm stieg, der Seegang stieg und meine wilde Freude: damals entstanden die Verse — ich schrie sie dem Wind entgegen:

„Wie ein hungriger Wolf in den ächzenden Kahn
Kommt die heulende Welle gesprungen:
Ei heißa, wohlauf! In den wilden Ocean
Ein wilderes Lied gesungen." (S. den Anhang.)

Und ich kam wacker vorwärts. Schon sah ich die Nordspitze der Fraueninsel, die lange Zeit das Regen-

grau verhüllt hatte, deutlich vor mir: aber gerade hier verstärkte sich der Wogengang ganz gewaltig! Mit aller Gewalt wollte der Sturm mich abhalten, um den Schwabenzipfel herum zu gelangen, auf die Westseite der Insel, wo der Wirthshausssteg liegt: es schien mir auch nun mehr Westsüdwest denn Südwest: rasch hintereinander jagten hier die Wogen heran: — zwar nicht haushoch! dies ist auch für das Meer eine maßlose Uebertreibung — aber hoch, stark und zumal rasch genug, daß sie mir nahezu das Schiff doch seitswärts geschoben hätten — und dann fahr wohl Schwabenzipfel „auf die längere Zeit!" (So sagt man im Chiemgau.)

Mit aller Macht legte ich mich auf das Ruder — da! plötzlich ein Krach! Ich stürzte nach vorn — zum Glück nach vorn: ins Schiff, nicht seitwärts über Bord — das Ruder war an der eingekerbten Stelle gebrochen, die Schaufel rissen die Wellen fort, den Griff und den oberen Theil der Ruderstange hatte ich noch in der Hand: ich sprang auf: es

hatte sehr, sehr weh gethan. Man glaubt gar nicht wie hart baierisches Eichenholz ist, bis man mit Gesicht und Ellenbogen und Knie und Schienbein mit aller Gewalt darauf geschleudert wird. Ich verbiß den heftigen Schmerz: ich war recht böse auf Gott Donar, aber noch mehr auf den Hiesel von Allaching und seine abgeriebenen Ruder. Ich riß das zweite Ruder vom Boden auf, steckte es mit großer Mühe und nicht ohne die Gefahr, dabei kopfüber heraus geschleudert zu werden, in das Wied links vom Steuergransen und sah mit Ingrimm, wie weit ich in den wenigen Augenblicken der Widerstandslosigkeit abgetrieben worden war durch die Wellen, die nun selbstverständlich das Schiff seitlings gedreht hatten und triumphirend von West nach Ost hereinschlugen. Harte Arbeit kostete es, den Bug wieder gen Wind zu drehen: — ich war wohl auch nicht mehr ganz frisch, denn fünf Stunden hatte ich doch bereits gerudert: es wollte nicht gelingen.

Nochmal legte ich mich mit aller Kraft auf das

Ruder und zog — und wehe! Noch einmal flog ich in ſauſendem Fall vornüber: diesmal noch ärger geſchleudert bis ganz vorn an die Spitze des Schiffes, wo ich mit beiden Händen gerade noch den Vordergranſen faßte, eh' ich hinaus flog: diesmal war nicht das Ruder gebrochen, aber das rudermüde Wied war geriſſen.

Ich raffte mich auf: — der zweite Fall ſchmerzte noch ſchärfer als der erſte: — ich ſah mich um nach einem zweiten Wied: — umſonſt! Alle Ruderlöcher an den beiden Seiten waren leer, — ich taſtete erregt herum: leer der Raum unter dem Vordergranſen, wo man ſonſt ſolche Dinge birgt.

Ich war nun wehrlos dem empörten See preisgegeben. Schon war die Inſel meinem Blick entrückt. Und erbarmungslos trieben die ſiegreichen Wogen mein armes entwaffnetes Schiff ſeitlings mit unglaublicher Geſchwindigkeit nach Oſtnordoſt.

Das war nicht gerade behaglich. Denn genau dort — bei Chieming — ragten die ganz nah an die

Seefläche reichenden Klippen, die allein wir fürchteten: auch ein ſtarker Einbaum, der dorthin verſchlagen iſt, wird, ſo erzählten die Fiſcher, von der widerſtreitenden Brandung ſo lange zwiſchen den ſcharfkantigen Kalkfelſen hin und her geſchleudert, bis er zerbirſt und ſinkt. Und in dieſem Falle verſagte auch das letzte Mittel, das uns von jeher war zum Troſt verkündet worden: ſchlug der Einbaum um, ſo ragte — vermöge der Gewichtsvertheilung — ſein Hintergrauſen ſo hoch aus dem Waſſer, daß Einer, auch zur Noth zwei darauf Platz fanden: es galt alſo in ſolchem Fall nur ſo lange zu ſchwimmen, bis man das Schiff wieder erreicht und jenen Hochtheil erkletert hatte. Das zu leiſten traute ich mir zu. Aber wenn der Einbaum nicht umſchlug, ſondern ſank in den Klippen von Chieming, dann war es aus bei meiner Schwimmkunſt III. Claſſe und dieſem Sturm.

All das ging mir blitzgeſchwind durch den Kopf. Ich kann nicht ſagen, daß es angenehm

war. Aber ich kann ſagen, die kaltblütigſte Ruhe verließ mich nicht, wie ſie mich noch in gar mancher augenſcheinlichſten Lebensgefahr nicht verlaſſen hat —: es iſt nicht Eitelkeit, das zu ſagen: ich würde das Gegentheil ebenſo angeben (und einmal, bei einem drohenden Eiſenbahnzuſammenſtoß vor Straßburg 1870, bedurfte es äußerſter Anſpannung des Willens, ruhig zu bleiben): es iſt wohl zum Theil angeboren, zum Theil Ergebniß meiner entſagungsentſchloſſenen Weltanſchauung und zum Theil anerzogen durch jene Selbſtzucht, die, ſeit dem elften Jahre geübt und geſteigert, neben ſo vielen widernatürlichen und ungeſunden doch auch eine gute Wirkung zu üben verpflichtet war.

Ich ſah alſo ganz ruhig noch einmal nach der verſchwundenen Inſel aus: — dann in der Richtung nach Chieming: ſchon glaubte ich den ſpitzen Kirchthurm aus dem Regengrau auftauchen zu ſehen: — ei, wie harſcharf ſteuerten mich Wind und Wellen nach den Klippen von Chieming! Beſſer und

zumal verflucht geſchwinder als ich nach dem Schwabenzipfel geſteuert hatte! Bei dieſer Betrachtung merkte ich, daß mich fror. Die erhitzende Bewegung des Ruderns aus Leibeskraft hatte plötzlich aufgehört: in Schweiß gebadet war ich in das den Boden bedeckende Waſſer gefallen: ich war patſchnaß. Dieſes Naß ärgerte mich: es ſollte wenigſtens nicht noch zunehmen. Und ſo ergriff ich den Schöpfer und ſchöpfte mit wahrer Wuth das bald fußhohe Waſſer aus dem Kahn, ſchon befriedigt, weil ich doch etwas zu thun hatte und weil mich dieſe haſtige Arbeit erwärmte. Dabei ging es freilich immer näher, mit teufliſcher Behendigkeit, gen Chieming zu.

Da — auf einmal — das war keine Täuſchung! — ſchlug etwas an mein Ohr: — das war nicht das Heulen des Sturmes, nicht das Plätſchern der Wogen an meinem hilflos treibenden Kahn: — das war eine Menſchenſtimme, ein Zuruf! Ich ſah ſcharf in der Richtung aus und gewahrte nun mehrere Schiffe, welche, bisher von Regen und Gewölk verhüllt, plötzlich

zwiſchen mir und dem Ufer ſichtbar wurden: die Leute darin wiederholten ihren Zuruf: es waren Fiſcher von Chieming, die, gleich mir vom Sturm überraſcht, nach Hauſe fuhren: ſie hatten den an übler Stelle vor dem Winde treibenden Kahn bemerkt und ſofort beigedreht, zu helfen: bald lagen ſie an meiner Seite, feilten durch das Wiedloch hindurch meinen Einbaum an einen der ihrigen und ſchleppten mich ſo an den Chieminger Steg. Gar bald lag ich, der naſſen Kleider ledig, in dem beſten Bett des Wirthshauſes und die gewaltige Wucht des unvermeidlichen Federſackes — hart und ſchwer wie eine nicht „gegangene“ Dampfnudel — ſorgte für gehörige Erwärmung; den Einbaum verſprachen die Fiſcher dem Hieſel nach Allaching zurück zu bringen; derſelbe erzählte mir ſpäter, „gar hart hätten's ihm gredt,“ daß er mich mit nur Einer Wiede und einem halb durchgeriebenen Ruder habe gegen den Südweſt über den Weitſee fahren laſſen.

XIX.

Vom Chiemsee aus wurden allmälig die meisten Berge der Ostalpen bestiegen: am häufigsten, wohl ein dutzendmal, die zinnenstolze Kampenwand (s. den Anhang), zumeist von Aschau her: der so malerisch gezackte Berg bot keinerlei Schwierigkeit und, nach ganz leidlicher Nachtherberge in der Sennhütte, einen prachtvollen Blick bei Sonnenaufgang gen Norden über das ganze weite Chiemseebecken: — der See war oft von einer weißen Nebeldecke umflort, bis endlich die Sonne sie sieghaft zerriß — und gen Süden ins Tirol. Ja, auf der Einen scharfen Kante rittlings sitzend, das eine Bein gen Baiern, das andere gen Tirol gereckt, mochte man, nach links und rechts schauend, im Nordosten bereits des Morgenlichts, im Süden noch des Frühdämmers genießen:

denn die Sonne drang noch nicht über die Höhenkuppe nach.

Wundersam schön war es aber auch, einsam auf der Fraueninsel selbst zu träumen: hier entstand wohl das liebe Wort meines Scheffel:

„Still liegen und einsam sich sonnen ist auch eine tapfere Kunst."

Zumal unter den uralten breitästigen Linden, auf dem Freiplatz neben dem Ziehbrunnen vor dem Wirthshause, war es gar wonnesam, um Pfingsten etwa, zu sinniren, umsummt von den ungezählten Bienen, welche die süß duftenden Dolden umschwärmten: wohl bis auf die Tage der Staufer gingen die ältesten Stämme hier und auf der zweiten weiter nördlich gelegnen Freiung zurück. Und die alte Klosterkirche mit ihrem schönen romanischen Portal aus der Karolingerzeit!

Und der Klostergarten mit seinen vorzüglichen Quitten dicht an der Mauer!

Oft saßen die jungen Maler und wir auf dem

Mauerdach zwiſchen den breitblättrigen Bäumen verſteckt und lauerten, auch wohl gelegentlich eine der wohlduftenden Früchte brechend, bis die Nönnlein und die hier erzognen Welttöchter parweiſe von einer alten Schweſter in den Garten zum Luſtwandeln geführt wurden. Heilige Radegundis! Die „Luſt“ war dabei wohl ſchwach: denn ſie kicherten immer gar angenehm überraſcht, vermerkten ſie einen der großen Vögel da oben in dem dichten Geäſt: die jeweilige Verwalterin der Tugend hat uns nie entdeckt.

Aber in den „ſchlimmen Nonnen von Poitiers“ ſteckt mehr als Eine der Nönnlein oder Kloſterſchülerinnen von Frauenwörth.

Einmal genoß ich bei einer Jagdfahrt einer herrlichen Schau.

Es war im September: vor Tagesgrauen war ich — allein — von der Fraueninſel gen Südweſten in das Schilficht gefahren, welches gerade gegenüber der Herreninſel das Weſtufer des Sees ſäumt und in welchem häufig bei Tagesan-

bruch der Reiher umher ſtelzte, ſein Frühmahl zu erfiſchen. Ich lag verdeckt im Einbaum und ſpähte hinaus in das graue Gedämmer: — nur fern im Oſten ſtieg allmälig ein Streif von fahlem Gelb empor: ich blickte über den vom Nebel überzognen Waſſerſpiegel hin, aus dem die Herreninſel dunkel aufragte mit ihrem damals noch ſo ſtolzen Wald. Da glaubte ich plötzlich aus Nebel und Waſſer hervor ein ganzes Geſchwader von tiefbraunen Kähnen, — Einbaumſpitzen — auftauchen zu ſehen: näher, gar raſch näher kam es gegen mich, gegen das Ufer, heran, wenig ſüdlich unterhalb meines Botes: nein, das waren keine Schiffe. Aber was ſonſt? Ich ſpähte ſcharf aus: — Thiere waren's, hoch bekrönte —: nun konnt' ich's deutlich ſehen: Hirſche waren's, ein ganzes Rudel!

Die ſtolzen, muthigen Thiere hatten es gewagt, von dem Eiland, in welchem ſie ſich doch wohl „in gelinder Haft" fühlen mochten, über den breiten See hin die Freiheit zu ſuchen. (Ich vernahm ſpäter,

daß dies nicht selten geschehen sei.) Die Schwimmer kamen nun in das Seichtwasser: schon fanden sie Grund: sie hielten jetzt: — mein wurden sie nicht gewahr, der hohe Einbaum verbarg mich den Aengenden und der Wind strich von ihnen, von Osten her zu mir. — Und nun war es ein prachtvoller Anblick, wie sie schüttelten und rüttelten, die gekrönten Häupter ganz in den Nacken zurück biegend, das viele Wasser von sich abzuspritzen: nun war's genug und ruhig schritten sie, voran ein Vierzehnender als Führer, in wahrhaft königlichem Gang an's Land und verschwanden bald in dem dichten Ufergehölz.

Die Herreninsel! Wie schön war ihr Waldbestand an der rothen Wand! Wie lieblich war's in dem alten wohlgepflegten Klostergarten im hellen Mittags-Herbstsonnenschein zu wandeln, der seltnen Blumen sich zu freuen und der so verschiedenartigen Käfer, Fliegen, Mücken, Libellen, Glasflügler, Falter, die sich hier sonnten!

Ach, ich mag nicht mehr an das alte liebe

waldrauſchende Eiland denken, ſeit der unſelige, der geniale König hier einen ſeiner Träume ausgebaut hat. Ein Verſailles, prunkvoller als das Ludwig XIV., auf der Waldinſel eines deutſchen Sees!

Um ja nicht daran erinnert zu werden, daß er in ſeinem Baiernland, daß er auf dem Chiemſee, ſchloß er durch hohe Wandſchirme den Blick auf das Herrlichſte aus: auf See, Wald und Berge. Ein Canal durch das ehrwürdige Eiland geſchnitten, — der Wald verhauen und ein zweites Verſailles hier aufgerichtet! So oft ich noch nach dieſen Aenderungen im nahen Prien verweilte, — keinen Fuß hab' ich mehr auf die Inſel geſetzt. Aber von dieſem König der Schmerzen ſpäter mehr! —

Selbſtverſtändlich waren mir auch der Herreninſel Geſtade nah vertraut: Jagd, Fiſchfang, Schifffahrt hatten mich gar oft dahin geführt. Wie ſtaunte ich daher, als ich (etwa 1873) im fernen Königsberg vernahm, man habe dort an einer mir ſehr wohl erinnerlichen Stelle — gar manchen Bürſch-

ling hatte ich dort herauf geholt — Pfahlbauten gefunden.

Ich hatte mich, seit 1866 in Würzburg und am Bodensee durch glückliche Zufälle mit reichem Stoffe versehen, ziemlich viel mit jenen feuchten Alterthümern befaßt,[1]) die man ja bald auf phönikische Handelsreisende, bald gar auf Germanen hat zurückführen wollen, hatte also einige Sachkenntniß.

Als ich demnächst wieder an den Chiemsee kam, forschte ich bei einem alten Fischer, der mich vor Jahren oft auf den Lachsfang mit der Schleppangel gefahren: „No," sagte ich, „jetz habt's es ja gar Pfahlbauten, — ganz altes Sach! — gfunden bei der Herreninsel."

„Jo, Jo!"

„Da muaß i do a mal hin fahren. Wo is denn dös?"

„Bei'n Dampfschiffsteg, rechter Hand."

---

[1]) Vergl. über Pfalbautheorien Bausteine I. Berlin 1879. S. 336.

„Was? Deſelbigen Stempn kenn i guat. Aber does ſan ja . . .“

„Freili! Nix is dermit.“

„Dös ſan ja grad Stempn von alte Steg und für die Fiſchkräuter. Die ſan ja ganz jung.“

„Na, na! San ſcho hibſch alt. Is mei Vater ſelber derbei gwen als e Jungs, wie's es nei gſchlagn ham. Und er hat ja koa Ruh gebn, der Stadtfrac, bis mer eam was Alts zoagt habn in Waſſer. Die greßt Freid hat er ghabt dermit. No, wird wohl ſchö' ſein: de Stempn ſan leicht ſiebenzig Johr alt.“

So können Pfahlbauten auch noch in unſerem Jahrhundert entſtehen.[1])

---

[1]) Es ſollen übrigens ſpäter an anderen Stellen um Herrenwörth auch echte gefunden worden ſein, zumal von Moritz Wagner.

XX.

In Regentagen hielt man sich in dem geräumigen Gastzimmer der Dumbserischen (oben S. 232) und versenkte sich gern immer wieder in die „Chronik", welche die ersten Entdecker der Insel angelegt und die Nachfolger dieser „Conquistadoren" Jahrzehnte lang in gleich sinniger Weise in Prosa, dann in allerlei Dichtwerk fortgeführt und mit köstlichen Zeichnungen ausgeziert hatten.

Der Begründer des stattlichen Bandes und Verfasser auch der meisten Fortsetzungen war der so überaus liebenswürdige, reich und manchfaltig — nur allzu manchfaltig! — begabte Josef Friedrich Lentner (s. Band I, S. 254), ein Freund unseres Hauses, dessen Vorarbeiten zur „Bavaria" später für mich eine Fundgrube von altbairischer Volkskunde

werden ſollten: er hat es reich um mich verdient, daß ich hier ein par Worte über ihn einfüge.

Dankbar, gerührten Herzens, gedenke ich des liebenswürdigen, blaſſen Dichters und Malers — denn in beiden Sätteln ſaß er gleich gerecht! — der aus ſeiner kranken Bruſt eine ſo geſunde Sprache geredet und aus wundem Herzen ſo friſche, fröhliche Weiſen und Bilder geſchaffen, den ſein lebendiger Sinn und ſein unſtätes Geſchick ſo vielfach umhergetrieben im Lande und der, wie jener Zaubervogel unſerer deutſchen Sage, wo immer er einkehrte, eine ſchimmernde Goldfeder fallen ließ.

Seinem zu früh verſtorbenen Freund Lentner hat Ludwig Steub durch die einfache, treue Erzählung ſeines Lebens ein Denkmal geſetzt, das dem überlebenden wie dem verſtorbenen Freund gleich hoch zur Ehre gereicht. Mit warmer Liebe und mit feinfühlendem Verſtändniß hat Steub die gemüthſelige Natur, die freundliche Eigenthümlichkeit des Verſtorbenen dargeſtellt und gezeigt, daß auch in unſerer

Zeit noch das Leben eines Dichters eine tiefpoetiſche, wenn auch ſchmerzliche Weihe tragen kann.

Unſer harmloſer, milder Leutner, der keiner Seele etwas zu Leide that, der kein anderes Bedürfniß hatte, als unter der warmen Sonne ſeines lieben Meran ſein friedſames Leben zu friſten und in dem Land athmen zu dürfen, das er geliebt, verſtanden und verherrlicht hat, wie wenig Andere, und dem das Schickſal auch dieſen Wunſch verſagt und das Leben ſo unnöthiger Weiſe verbittert hat, ihm zum Gram und ſeinen Quälern nicht zur Ehre —: das iſt gewiß ein poetiſches Bild, wenn auch mit wehmüthiger Färbung.

Das Schickſal bediente ſich diesmal der Meraner Pfaffheit, welche dem frei und deutſch geſinnten Mann den Aufenthalt im Etſchthal verleidete, deſſen Luft für ſeine kranke Bruſt Lebensbedingung war: bald nachdem er Meran verlaſſen mußte, ſtarb er.

Und doch iſt Leutner nicht zu beklagen: es war ihm vergönnt, ſeinen poetiſchen Inhalt allüberall

reich und anmuthig auszuleben: es ist eine wahre Freude, ihm auf seinen Wanderzügen zu folgen und zu sehen, wie er überall, wohin er kommt mit Pinsel und Palette, mit Lied und Gedicht, eine Welt der Poesie um sich schafft, an alle Wände seine bunten Traumgestalten zeichnet und, der Philisterei zum Possen, in jedem Bauernhaus, in jeder Waldschenke, wo er einkehrt, das freie Zauberreich der Phantasie und des Gemüthes aufrichtet: er hatte eine gestaltende, man möchte sagen eine Verwaltungsbegabung für das Dichterische: er war ein Ceremonienmeister der Schönheit und hätte eigentlich im festreichen, freudelustigen Mittelalter zur Blüthezeit des deutschen Städtewesens als ehrsamer Festwart leben sollen: da hätte er Schaugepränge und Festzüge und Einholungen von Kaisern und Bischöfen angeordnet wie kein Anderer „mit allerlei Aufputz, nach Schick und Sinn geordnet, mit Teppichen, Fahnen und Rüstung, Wappenschildern und Laubwerk", wie er selbst einmal von der Festlichkeit schrieb, welche er zum

Empfang des Erzherzogs Johann in Meran angeordnet.

Dieſer rege und empfängliche Sinn für das Schöne in allen ſeinen, wenn auch noch ſo leiſen Aeußerungen, dieſe ämſige dichteriſche Werkthätigkeit und ſeine künſtleriſche Doppelart als Poet und Maler machten ihn auch trefflich geeignet, den ſchönen Gedanken des damaligen Kronprinzen, ſpäteren Königs Maximilian II., zu verwirklichen, nämlich — wie ihn Steub gut bezeichnet — „das altbaieriſche Volksthum zu inventariſiren".

Von 1846 an wanderte Lentner, überall Bekanntſchaft machend mit Herren und Bauern, mit Pfarrern und Landrichtern, mit Jägern, Hirten, Fuhrleuten, Flößern, Schnitterinnen und Näherinnen, durch Stadt und Land, durch Wald und Flur von Ober- und Niederbaiern, durch Baieriſch-Schwaben, durch den baieriſchen Wald und einen Theil der Oberpfalz, um Alles zu ſammeln, was das Volksleben bezeichnend darſtellte: Lieder, Sagen, Volksglauben, Bauernregeln,

Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburten, Hochzeiten, Sterbefällen, ältere und neuere Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaues, so daß er, wie er schrieb, in allen jenen Gegenden hätte Schneider und Näherin, Hochzeitlader und Todtengräber werden können, ohne gegen Gebrauch und Sitte zu sündigen.

Diese Arbeit machte ihm hohe Freude: sie stimmte so ganz zu seiner Natur und Neigung. Denn das größte Verdienst Lentners ist, die Art und Weise des Bauernthums mit einer Liebe erfaßt, mit einer Feinheit und Tiefe durchdrungen zu haben, wie vor ihm kein Anderer —: die „Dorfgeschichten" Berthold Auerbachs sind erst nach den Lentner'schen Arbeiten erschienen.

Die Darstellung der derben und für unsere Empfindung oft bis zur Unverständlichkeit rauhen Art und daneben wieder der ergreifendsten Züge in dem süddeutschen Bauern, die Enträthselung der scheinbaren seelischen Widersprüche seines Wesens und

die Verherrlichung seiner treuen Einfalt und Gediegenheit neben der Schilderung seiner naiven Selbstsucht und Schlauheit: — dies ist das Gebiet, auf dem Leutner zu Hause, in welchem er Meister ist. Auf jene Sammlungen komme ich später (1857) zurück.

Voller Humor und zugleich voll ernster Poesie schilderte der fahrende Schüler, wie das Eiland unter den Klosterlinden mit seinen „Seefräulein" — den Dumbser Mädeln! — zuerst von den abenteuernden Malern und Schreibern war entdeckt worden.

Gar mancher der Nachfahren führte Spruch, Geschichte, Dichtung und Malerei in der Chronik fort: das Köstlichste darin ist das prachtvolle Gedicht meines Scheffel: auch ich hab' ein par Strophen hinein gestiftet. (S. den Anhang.)

Wir werden Leutner später wieder treffen bei Meran in Schloß Lebenberg, das er auf das Sinnigste mit Bildern und Sprüchen schmückte und durch eine ungleich prächtiger angelegte Chronik verherrlichte. In der Folge ward das so fein und sinnig angelegte

Werk durch allerlei fade, rohe und unfläthige Eintragungen verunſtaltet, ſo daß es fortab, von dieſen Flecken nach Thunlichkeit geſäubert, aus der Wirthsſtube entfernt und anderwärts verwahrt wurde.

In den ſpäteren Jahren büßte die Inſel für uns, die ſie noch in jungfräulicher Einſamkeit gekannt, das Meiſte von ihrem urſprünglichen Reiz ein: die Dumbſers ſtarben, andere Wirthe zogen ein, die Haushofers und Rubens kamen jetzt nur noch ſelten; dafür ergoß ſich, zumal ſeit Herſtellung der Eiſenbahn von München über Roſenheim bis Prien, der civis Monacensis vulgaris mit Weib und Kind in ungezählten Stücken auf und über das ſchmale Eiland, auch um der fabelhaften Billigkeit willen, welche nun freilich gar bald zur Fabel ward.

XXI.

Da mieden wir die Insel. Meine Mutter fand aber einen ganz herrlichen Ersatz für dieses verlorene Paradies: auf dem Westufer, oberhalb Gstad, auf einer schönen, beträchtlich hoch über dem Seeufer ragenden Freifläche von Kornfeldern und Wiesen lag der Einödhof Aisching: vielleicht ursprünglich Eichicht (?) und dann benannt von den herrlichen Eichen, welche die Höhenkrone schmückten; daß der Bauer „der Aischinger" hieß, beweist nicht etwa, daß dies auf einen Stammvater Aischo zurück geht: der Bauer hieß eben nach dem Hof. Davon miethete sie den oberen Stock und hauste nun hier den Sommer über gar viele Jahre mit meinen jüngeren Geschwistern: oft sprach auch ich für längeres Verweilen zu.

Aisching hat ohne Frage die herrlichste Lage am

See: die Fraueninſel, gerade gegenüber, bildet den lieblichſten, reizvollſten Vordergrund: — bei ruhigem Wetter ſchien ſie auf der ſpiegelglatten Fläche zu ſchwimmen, einer Seeroſe gleich! — die Waſſerfläche gen Süden hin wird durch die kleine Krautinſel und die dunkeln Waldwipfel von Herrenwörth unterbrochen: über dem Frauenkloſter, im Oſten, und jenſeit der Herreninſel im Süden ragen die Berge: zwar fern, aber deſto wirkungsvoller in der Beleuchtung: welch wunderbare Sommerabende hab' ich hier erlebt, wann die Sonne hinter uns zu Golde ging und nun See, Inſeln und Oſtberge in allen denkbaren Farbenabſtufungen — vom glühendſten Roth bis in das dunkle Veilchenblau hinein — leuchteten.

Thörigerweiſe macht man dem Chiemgau jene Entlegenheit der Berge zum Vorwurf: als ob nicht die maleriſche Schönheit wie der Eindruck auf die dichteriſche Einbildungskraft erheblich dadurch geſteigert wird, daß ein lieblicher Vordergrund mit allerlei belebenden Einzelheiten und Kleinreizen in der fernen

Bergkette den ernſten, umrahmenden Abſchluß bildet. Hart am Fuß der Berge gewinnt man niemals ein ähnliches Bild und ſelten ſtimmungsvolle Beleuchtung: der Blick ſteil aufwärts wirkt proſaiſch, ſchon weil er widernatürliche, angeſtrengte Kopfhaltung erheiſcht: der wagrechte Blick in die Ferne beſchwichtet die Sehnſucht, die zugleich er immer wieder weckt. Deßhalb ſchlug ich ſpäter auch am Bodenſee mein Lager nie auf der ſüdlichen, der Schweizer-, ſondern auf der nördlichen Seite zu Friedrichshafen auf, den See als Vorder- und Mittelgrund, die Alpenkette als Hintergrund zu gewinnen. Ebendeßhalb iſt auch der Blick von Friedrichshafen aus ſo viel ſchöner als der von Lindau, wo man in ſchiefer Verſchiebung des Bildes die Berge nur auf der linken Seite, nicht im Hintergrund, und auf der rechten Seite die nichtsſagenden Flachufer hat.

Gar lieblich war es, vor dem ſtattlichen Hof auf dem weiten Wieſenanger — oder ganz beſonders an dem etwas weiter nordweſtlich gelegnen „rothen Kreuz“

— zu jeder Stunde des Tages und der Nacht der wechſelnden Beleuchtungen von Berg, Land und See zu achten. Kurz war der Wieſenpfad hinab zu dem lockenden Bad im See[1]), nicht viel länger der Weg in den gen Südoſt in den See hinein vorſpringenden Wald des Gans-Zipfels, der ſpäter leider heillos gelichtet, damals noch wirkliches Waldleben ſchauen, hören, einathmen ließ.

Gar lieblich war's, auf dem weißen Sand gelagert, ſo dicht am Uferſaum, daß die ſanft hinſterbenden Wellen nahezu den Fuß erreichten, in die Waſſerfläche hinaus zu träumen, wo die „Duck-Anteln" (Taucher-Enten: [anas fuligula?]) zutraulich ganz nahe bis an das Schilfſeicht ſchwammen, indeß im

---

[1]) In dem ich, ähnlich Polykrates, nur ohne abſichtliche Aufopferung, einen Ring in einem Jahr verlor, um ihn das Jahr darauf an derſelben Stelle unter einem Steine, der mich — mahnend — an den Knöchel ſtieß, wieder zu finden; den gleichen Ring verlor ich ſpäter zu Würzburg im Ueberklettern einer Weinbergmauer unter fußhohem Steingeröll — was das beſagen will, weiß nur der Kundige: eine Woche darauf brachte ihn mir der Winzer!

der Vergangenheit von größerer oder minderer Stärke. Und so ist es der Vergleich mit dem großartigen Gesammtbild der weiten Land- und See-schaft, welches Aisching gewährte, mit dem reizvollen, aber abgestückelten Kleingemälde von Ernsdorf, der dessen Eindruck erheblich Abbruch thut.

XXII.

Daſſelbe frühe Ausſterben wie die Aiſchinger traf ein ander ſtattlich Geſchlecht im Chiemgau: die Wöllkammerſchen Wirthsleute in dem Gaſthaus zu Seebruck an dem Nordende des Sees, da wo die tiefe Alz ſeinen Ausfluß bildet.

In ſpäterer Zeit habe ich dort, in Seebruck, mehrere Jahre hintereinander die herbſtliche Freizeit, 6—8 Wochen im Auguſt und September, verbracht. Wieder ein ganz andersartiger Reiz als auf der Fraueninſel und zu Aiſching waltet hier: — aber wahrlich kein geringerer: die Lieblichkeit und Freundlichkeit jenes Eilands und der Eichenhöhe ward hier erſetzt durch eine großartige Melancholie, welche freilich auch ganz beſonders paßte zu meinen Stim-

mungen jener Jahre (1858—1868), dieſe Schwermuth hätſchelnd und ſteigernd.

Zwar im Umherwandeln unter den wenig zahlreichen Häuslein und Hüttlein des Dorfes bot ſich dem Auge manches hübſche Idyll: allein das trat völlig zurück hinter den Eindrücken von — ich kann nur wiederholen — großartiger Melancholie.[1])

---

[1]) Freilich gebrach es auch dem Lebeweſen dort nicht ganz an Humor: aber dafür hatte ich damals gar wenig Sinn! So war Folgendes ſpaßig. Die Verköſtigung, die bei mir niemals eine Rolle wie bei Karl Buttervogel ſpielte, war bei dem beſten Willen der vereinigten Kräfte des Wöllkammer'ſchen Hauſes ſo — nun, ſagen wir fleiſchabtödtend, daß es manchmal ſogar mir zu mönchiſch ward. „Will man im baieriſchen Gebirge gut eſſen, muß man nach Tirol gehen," ſagte Ludwig Steub und er hatte Recht. Selbſtverſtändlich verzehrten die etwa drei ſtändigen Gäſte nicht viel auf einmal von dem unglücklichen Kalbe, das am Anfang einer Woche geſchlachtet ward und nun in jenen reizvollen neckiſchen Verkleidungen immer wieder auftauchte — jeden Mittag und jeden Abend! — — die nur ein baieriſches Landwirthshaus in allen ihren Abwechſelungen kennt, — die ſich aber doch vergebens bemühen, das Ewigkalbliche in täuſchenden avatâras dem mißtrauiſch gewordnen Magen zu verhüllen: man merkt die Abſicht — und das alte Kalb — und wird (auch) im Magen) verſtimmt. Bevor nun das Opfer nicht vom Kalbskopf bis zu den Kalbsfüßen „reine weg-

Vor allem wirkte dahin die faſt nie geſtörte Einſamkeit dieſes Aufenthalts: ich wohnte in dem einzigen Gaſthaus des Dörfleins, das wunderſchön, hart an der tiefflüthigen raſchen Alz, gelegen, von meinen Fenſtern, noch umfaſſender von der vorſprin-

---

aufgezehrt war, gerieth das Haus Wöllkammer nicht auf eine andere Küchenerfindung. War aber das Kalb endlich vollends aufgezehrt — ſo kaufte und ſchlachtete man ein anderes Kalb! Wenn nun, unter ſolcher „Einheit der Subſtanz", würde Spinoza ſagen, jeden Morgen das liebliche Wirthstöchterlein Clara (mit welcher der k. Hofbuchhändler, Dr. der Philoſophie Theodor Toeche-Mittler, Berlin S.W., Kochſtraße 69, auf der Kirchweih zu Chieming 1861 häufiger getanzt hat als gerade nothwendig und den Bauernburſchen erfreulich war) vor uns hin trat und mit der unbefangenſten Miene der Welt die Frage wiederholte: „was ſchaffen Sie heute Mittag zu ſpeiſen?" worauf ich zu erwidern hatte: „was giebt es?" worauf dann nothwendig wie in der Meßliturgie ihre replicatio folgte: „Sie können bereits alles haben was ſie wollen," während ich — und auch ſie! — wußte, welches Stück des Kalbes Nr. IX in der IX. Woche nun daran kam, — ſo war das in der That komiſch. Auch die unaufhörlichen Alzhechte meines Freundes des Fiſchers waren doch ſchließlich immer Hechte, ob ſie als klein und vielgrätig oder — die Ausnahme — als groß und karggrätig ſich darwieſen. Damals fiſchte ich gar oft Aſch und Bürſchling „for life".

genden Hochlaube aus, einen herrlichen Ausblick gewährte: im Süden jenseit der „völkerverbindenden“ Brücke über die Alz die wahrhaft großartige Wassermasse des Weitsees, über welche hin gerade schweifend das Auge sich verlor bevor es Land erreichte: die Nordspitze der Fraueninsel sah man nur bei ganz hellem Wetter: und diese ungeheuere Fläche wirkte zumal durch Eines: sie war völlig unbelebt: auf diesem Theil des Sees zeigte sich fast niemals ein Kahn: aber auch sonst bestand so geringer Verkehr, daß die Fahrten des Dampfschiffes, früher häufiger, auf je einen Besuch an je zwei Wochentagen eingeschränkt werden mußten! War nun aber der Weitsee durch Gewittersturm in Aufregung, jagte der Südsturm die ungeheueren Wassermassen in hochgewölbten Wogen heran gegen die zitternde Brücke, so war der Eindruck überwältigend, ja geradezu schauerlich: denn bei dem starken Gefäll des Abflusses schien die ganze Wasserfläche des Sees wie von oben herab auf das tiefer gelegene Dörflein stürzen zu wollen. Ward es

dann, obwohl kaum die ersten Nachmittagsstunden gekommen, in Folge der ungeheueren, fast über den ganzen See gespannten schwarzen Gewitterwolken so dunkel wie in der Nacht, so daß man nirgends mehr Berge, Ufer, Land, nur noch die finstre Fläche des Sees vor sich sah, zuweilen erhellt durch die grellen Zickzackblitze, und krachte und rollte dazu unaufhörlich der Donner: — ununterbrochen, weil, bevor der dröhnende Widerhall des ersten Schlages, welchen die Berge zurückwarfen, verhallt war, schon ein zweiter folgte — so konnte man sich wirklich mitten hinein in die Götterdämmerung, in den Weltuntergang versetzt glauben.

Allein dies Schauspiel wirkte ja nur selten und dann aufregend. Die regelmäßigen, Wochen und Monde hindurch gleichmäßig still, aber eindringlich fortdauernden Einflüsse waren ganz anderer Art: nämlich von tiefster Schwermuth, die angeborne Neigung zur unheilahnenden Traurigkeit, die damals (1859—63) besondere Umstände verstärkten

(ſ. Band III), in geradezu gefährlicher Weiſe nährend.

Gegenüber meinen Fenſtern dehnte ſich, ſoweit das Auge reichte, völlig unbewohnt und unbebaut ödes, ſumpfiges Wiesland: höchſt maleriſch, aber ebenfalls tief wehmüthig, wie verlaſſen, neigten ſich ein par prachtvolle Stumpfweiden über das dichte dunkelgrüne Schilf am rechten Ufer des unheimlich tiefen, tückiſchen, reißenden Fluſſes, wo der Kahn des Fiſchers lag, lang, aber ſo ſchmal, daß nicht zwei Männer darin neben einander ſtehen mochten.

Wenn über die Wipfel dieſer Weiden der Vollmond aufſtieg, ſehr oft aus dichteſten Nebelmaſſen, — denn weithin zogen ſich die ſumpfigen Wieſen gen Oſten und Norden, über lauter alten Seeboden — dunkelroth, wie ein Blut verkündend Meteor, und durch die feuchte Luft in's Unmäßige vergrößert, ſo war das bei dem völligen Todesſchweigen der Landſchaft — nur das gurgelnde Ziehen der Alz vernahm man — allerdings von mächtigſter Poeſie der Stim-

mung: aber echt oſſianiſch, tief und hoffnungslos melancholiſch, ja zum Sterben, zum Verzweifeln traurig: damals und dort habe ich die Geſtalt des ſchwarzen Teja geſchaffen — oder vielmehr: ſie tauchte in mir auf wie mit Schickſalsnothwendigkeit. —

XXIII.

Auch einen Büchsenschuß weiter flußabwärts ragte eine solche einsame Weide an dem rechten Ufer: an diese knüpft sich eine noch verstärkt düstere Erinnerung.

Ein junger lustiger Bursch, Ludwig hieß er, — er arbeitete an der Legung der Trocknungsröhren in den „nassen" Wiesen — kehrte eines Nachmittags in dem Wirthshaus ein und, ein ausgezeichneter Schwimmer, vergnügte er sich gegen ein par „Vierkreuzer", immer und immer wieder in den bösen wirbelreichen Fluß zu springen, darin Wasser zu treten und unglaublich lange Zeit zu tauchen, um dann unvermerkt in dem hohen Schilf das linke Ufer zu gewinnen und plötzlich von rückwärts her wieder unter die Zuschauer zu treten.

Ich mahnte ihn, endlich abzulassen, zumal ich

wahrnahm, wie er bei jeder Wiederkehr eine Halbe Bier auf Einen Zug hinunter ſtürzte.

Er aber lachte und ſprang wieder in das dunkle Waſſer, daß der weiße Schaum hoch aufſpritzte, ſchlug die Hände noch einmal über dem Kopf zuſammen, ſchrie laut auf und — verſank!

Die Andern meinten, es ſei abermals ein luſtiger Streich: ich aber ahnte die Wahrheit: er tauchte lebend nie wieder auf: er war, vom Schlag gerührt, untergeſunken.

Vergebens durchſuchten wir, unter Führung des Fiſchers, ſorgfältig den Fluß und das Schilficht an beiden Ufern weit hinab: — wir fanden die Leiche nicht; am andern Tage ſetzten wir mit den herbeigerufenen Gensdarmen die Nachforſchung fort — ohne Erfolg.

Am dritten Tag nun trat der Fiſcher an mich heran, ſobald er mich — auf dem Hügelweg, der nach Seeon führt — allein traf: vorſichtig ſah er umher, ob auch niemand ihn hören könne.

Dieſer Mann, damals oft Wochen lang faſt mein einziger Umgang, war ein Prachtſtück von einem Fiſcher. Er kannte ſeinen tiefen, an Geheimniſſen reichen, ungleichen Fluß in allen ſeinen Windungen, „Trichtern und Seichten“ und den von ihm zu befiſchenden Theil des Sees ſo genau wie ſeine Fiſch-Lägel: er ſagte, ein unfehlbarer Verkünder, bei wolkenloſem Himmel das Wetter des nächſten Tages, ja die Tageszeit des nächſten Gewitters voraus: die Winde ſchienen auf ſeinen Befehl einzuſpringen: die Lebensweiſe jeder Fiſchart, deren Aufenthalt, bald im Fluß, bald im See, zu jeder Jahreszeit gab er ganz genau an: aber auch was ſonſt in ſeinem Gebiet zu Waſſer oder zu Land, in Röhricht oder Seewald oder Sumpf, kreuchte und fleuchte: die glatte Otter, die unvergleichliche Taucherin, die weißſchwingige Möwe, der Enten manchfaltige Geſchwader, den Zwergreiher (die kleine Rohrdommel, Ardeola minuta), der den Tag über ſich im Röhricht verſteckt, mit eingezogenem Halſe ſchläft und erſt bei einfallender

Dämmerung zur Aetzung aus dem Schilfe ſtreicht (und einmal ſich des Fiſchers Hündlein ſtellte und es mit dem Stoß des ſpitzen Schnabels tief verwundete), und den ſchlimmſten aller Räuber, den verwegenen Seeadler (Haliaëtos albicilla), der ſogar auf die im Netze zappelnden Fiſche ſtößt.

An's Unglaubliche ſtreift es, wie ſcharf der Mann durch das tiefe Alzgewoge bis auf den Grund blickte, wie ſicher ihm Hand und Auge diente. Das Schiff=lein ward von ihm faſt nie gerudert: er ſtieß es vor=wärts, ſeitwärts, rückwärts mit einer rieſig langen und ſehr ſchweren Botſtange, mit der ich nur höchſt unge=ſchickt zu handtieren verſtand: ſie lief in eine plump geſchmiedete, zwei Finger breite Spitze aus. (Ich habe ſie Uffo, dem Fergen, in den „Batavern" in die Hand gegeben.)

Einmal riß mir ein Bürſchling bei'm Fiſchen in der Alz Hamen und Roßharſchnur ab und verſchwand damit in dem Schilficht: ich klagte um die erſt friſch angeknüpfte Schnur und ſchalt

auf den argen Fiſch. „Den wermer glei wieder ham," ſprach der Fiſcher. „Segns? Da drunten ſteht er." Und mit der ungefügen ſchweren Stange ſtieß er gar viele Fuß tief nach dem im Rücken kaum halb Finger breiten Fiſch, traf ihn, ſpießte ihn und zog ihn, den Hamen im Munde, herauf in den Kahn!

Gar viel hat er mir erzählen müſſen, wann wir viele Stunden lang in ſeinem ſchwankenden Seelenverkäufer auf der raſchen Alz bis nach Truchtlaching, [„Truchtigiſels mit dem Speere" (Schlimme Nonnen von Poitiers S. 65) Stammſitz] hin und zurück bis in den Weitſee, auf Hecht oder Bürſchling fahndend, fuhren, zumal aber mit der Flugangel auf Aſch (welche daher „Frau Irmentraut" — vermöge ſo vieler Uebung — in jenem Roman trefflich zu bereiten verſtand).

Dieſer mein Freund und Ferge trat nun vorſichtig an mich heran und flüſterte: „Jetzt, Herr Doctor, mein i, mir ham en, en Ludwig. Genga's mit, nehm'ens des Fernglas, aber ſagen's koan Menſchen nix."

Ich gehorchte: in weitem Umweg das Wirthshaus vermeidend eilten wir in den Nachen, den der Fiſcher im dichten Schilf unterhalb der Mühle verborgen, und glitten lautlos den Fluß hinab.

Ich fragte, da wir nun, allen Menſchen außer Hörweite, allein auf dem Waſſer trieben: „Jetz warum derf denn neamd nix merken?“

„Ja, ſchaugn's“, war die Antwort, „ganz gewiß woaß i' s do not net, ob i en hab. Und daß i mi g'irrt hätt', — dösſelbige kunt' i ſcho gar net vertragn — vor'n Wirth und vor die Bauern.“

Ein merkwürdiger Zug!

Dieſer Mann, in ſeinem harten Gewerk hart um das karge Daſein ringend, ſo ſtill, wie Fiſcher meiſt ſich zu halten pflegen, ohne jede merkbare Leidenſchaft, — er hegte alſo den heißen Ehrgeiz unanzweifelbarer Kenntniß ſeines Waltegebiets: dies gefährlichen Fluſſes, der ihm ein Kind verſchlungen hatte. Er wollte ſich hiebei um keinen Preis auf einem Fehlgriff betreten laſſen.

„Die Tag her," erklärte er mir, „war's zu grau (d. h. am Himmel): aber heint giebt's Liacht und Schatten — da kann ma nunter ſchaugn."

Bei dieſen Worten hielt er den ſchwanken Kahn feſt, indem er die unten in zwei ſtumpfe Eiſenzähne gegabelte Botſtange in den tiefen Grund des raſch dahinſchießenden Waſſers bohrte: „jetz' ſchaugn's nunta — mit'n Spectivi (Perſpectiv) — da links. Segn's nix?"

Ich beugte mich über den Nachenrand und ſpähte mit aller Anſtrengung in die dunkelgrüne Fluth: nichts ſah ich!

„Ja, freili. Schaugn's nur. Da ſteigt von drunten auf e Schatten an' die Oberfläch!"

Nun bemerkte ich, ſo darauf hingewieſen, allerdings, daß eine ſchmale Fläche des Waſſerſpiegels ſich um eine ganz leiſe Schattirung dunkler abhob.

„Segn's, der Schatten könnt' grad (nur) von en Stoa her kema: aba — gwiß weiß i's! — do liagt gar koa Stoa drunten: dös is der Ludwig."

Und nun ließ er den als Anker dienenden umſeilten Stein plätſchernd in die Tiefe gleiten: „jatz legn es Ene mit aller Kraft nach rechts auf en Rand: ſonſt ſchlagts 's Schiffel um.“ Ich gehorchte, während er ſich nieder kniete auf den Boden des Kahns und mit einer andern unten in einen ſtarken Eiſenhaken auslaufenden Stange in das undurchſichtige Waſſer hinab griff. „Mir ham en, en Ludwig!“ wiederholte er und hob und hob. „Da ſchaugns her.“

Und nun ward mir ein grauſiger Anblick!

Denn von dem Haken an dem Joppenkragen feſt gehalten und empor gezogen tauchte nun der Todte — ſenkrecht! —, den Kopf nach oben, aus der Tiefe: — die verglaſten Augen ſtarr auf uns gerichtet, das naſſe dunkle Haar hing ſchlaff in das Geſicht: — das grauenhaft entſtellte, breit gedunſene! — — —

Es war die erſte Leiche, die ich ſah: — und keine von den Hunderten, ja wohl Tauſenden, die ich ſpäter auf den Schlachtfeldern erſchauen ſollte, war ſo ſchrecklich anzuſehen: — gern hätte ich, in überwältigendem

Ekel, die Augen geſchloſſen. Aber das ging nicht an: ich überwand ſofort den Abſcheu — das war eine recht anerkennungswürdige Leiſtung lang und ſtreng geſchulter Willenskraft! — und half dem Fiſcher, den Todten in den, wie geſagt, nicht zwei Männer breiten Kahn ſchaffen: es war eine unſchilderbar ſchwere und gefährliche Arbeit! Denn das leichte Gezimmer drohte ſtets ja auch ſonſt ſchon ſeitlings umzuſchlagen, war die Laſt nicht ganz gleich vertheilt: und nun galt es den ſchweren, von Waſſer vollgeſogenen Todten in ſeinen Kleidern und hohen Stiefeln in die ſchwankenden Brettlein herein zu heben: — und bei der Handanlegung ſchwoll mir immer wieder faſt überwältigend die Kehle zuſammenſchnürend, das Grauen, der Ekel. Einmal wollt' ich doch ablaſſen: dem Erbrechen nah, aber da flogen zwei Raben über unſer Schifflein hin: die ſandte mir Odhin zu rechter Zeit: die Raben mahnten mich Odhins: und Odhin mahnte mich der frommen Pflicht der Todtenbeſtattung: ich gedachte der ſchönen Worte der Walküre:

„þat raed ek þér it niunda,
at þu nam bjargir,
hvars þu á foldu finnr;
hart eru sottdaudir
eda saedaudir,
eda' ro vapndaudir verar.

Haug skal göra
hveim er lidin er,
hendr þva ok Höfud,
kemba ok þerra,
ádr i kistu fari,
ok bidja saelan sofa.“ [1])

„Das rath ich dir neuntens: nimm des Todten dich an,
Wo im Feld du ihn findeſt,
Sei er ſiechtodt oder ſeetodt
Oder waffen- und wehrwund.

Ein Hügel höhe ſich über ſein Haupt,
Gewaſchen werde ihm Haupt und Hand,
Gekämmt und getrocknet komm' er zur Kiſte:
Und bitte, daß er ſelig ſchlummre.“

„Denn das iſt die Ehre der traurigen Todten,„ ſagte ich zu mir ſelbſt und hielt aus und half heben.

---

[1]) Sigrdrífumál ed. Munch, Chriſtiania 1847. p. 116.

Endlich hatten wir ihn glücklich hereingezogen und der Länge nach auf den Boden ausgeſtreckt.

Nun wohin mit der grauſen Laſt?

Der Fiſcher wollte ſie ſofort zu dem Pfarrer oder auf den Freithof bringen. Ich aber gedachte, daß das Gericht einen Augenſchein einnehmen müſſe und ein Befundprotokoll errichten: möglichſt nahe dem Fundort der Leiche und möglichſt wenig verändert ſollte die Gerichtsabordnung den Todten finden: wir fuhren daher auf das rechte Ufer hinüber und trugen die Leiche unter jenen einſamen, wetterzerzauſten, blitzgeſpaltnen alten Weidenbaum hart an dem Ufer gerade gegenüber dem Fundort; ich blieb hier zurück, bis der Fiſcher aus dem Dorf einen Leichenwächter herbei holte, der nun, zum Schutz wider Vögel und Füchſe, hier Tag und Nacht zu weilen hatte, bis zwei Tage darauf die Behörde erſchien und den Augenſchein aufnahm.

Zwei Nächte hindurch ſah ich von meinem Bett aus durch das Nebeldunkel des finſtern, feuchten

Spätſeptembertags dann in der Nacht das matt rothe Licht der Laterne des Todtenwarts flimmern, darüber den phantaſtiſch geſtalteten Weidenbaum auf dem öden ſchweigenden Heidemoor: — Alles ſonſt Grau in Grau: es waren Eindrücke von tiefſter, von hoffnungsloſer Schwermuth! — Sie ſind geblieben: noch jetzt ſeh' ich in ſchlummerloſen Nächten mit geſchloſſenen Augen das rothe einſame Licht der Leichenwache durch den Nebel flimmern über die Heide. —

Nun aber nehmen wir Abſchied von den theueren Bergen und kehren — wie aus den Ferien! — in die Stadt, zu den Büchern und Studien zurück.

XXIV.

Nur etwas über ein Jahr hatte die ſo wohlthuende Nachbarſchaft mit Didoſa gewährt: im Jahre 1851 vertauſchten wir die Schönfeld- mit der Brienerſtraße und bezogen in der ſogenannten griechiſchen Caſerne, damals Nr. 13, gegenüber dem Wittelsbacher-Palaſt, eine Wohnung im dritten Stock.

Gar manche Verbeſſerung brachte mir der Wechſel: mein neues Zimmer war erheblich geräumiger: ſchön war der Blick auf das ſtattliche Gebäude gegenüber, das im Sonnenuntergang über die grünen Kaſtanienwipfel ſeine rothen Ziegel herrlich, gleich einem Zauberſchloß der Sage, leuchten ließ, fiel vom Obelisk her der warme Strahlenguß von ſeitwärts herein: endlich hatte ich eine großmächtige Menge Himmelsraum vor mir, worauf ich ſtets ſchwer Gewicht gelegt.

Aber in den Didoſa-Dienſt riß die Entfernung empfindliche Störungen.

Nicht nur ward es nunmehr ohne einen Zeitverluſt, den ich nicht verantworten konnte, unmöglich, ſo oft wie bisher ſie zu treffen, — verloren für immer war der unausſprechliche Reiz, der die ganz nahe Begrüßung verklärt hatte, wann ſie, langſam an meinem Fenſter vorüber wandelnd, das wunderſchöne Antlitz ſo nahe zu mir empor wandte, daß ich, heraus gebeugt, ihren Athem fühlen konnte.

Ich ſah ſie jetzt ſelten: doch wollte der Himmel ſichtbarlich in dieſem zarten Schwärmen etwas Beſonderes für mich thun, wahrſcheinlich wegen einer Begnügſamkeit, wie er ſie wohl nicht oft zu ſehen bekommt. Traurig ſtand ich an dem erſten Sonntag-Vormittag gegen zehn Uhr an meinem Fenſter, welches gerade in die hier mündende Türkenſtraße blickte, und dachte, wie ich in der verlaſſnen Wohnung ſo genau wie einen Himmelskörper an jedem Sonntag Vormittag um $9^3/_4$ das ſchöne Geſchöpf, in beſonders feſtlicher

Tracht und mit besonders frommem ernst versammeltem Ausdruck des Antlitzes, an meinem Fenster hatte vorüber wallen sehen und wie das nun vorüber sei für immer: — da — täuschte mich mein Auge? — nein! da tauchte die wohlbekannte feine Gestalt gerade vor mir in der Türkenstraße auf und kam auf mich zu! Ich grüßte so lebhaft, daß sie es — sogar die drei hohen Stockwerke herab! — wahrnehmen mußte und, sichtlich erstaunt, dankte. „Der Himmel in Gnaden vergißt unser nicht," heißt es im „Heini van Steier": und so hatte er es denn diesmal „im Leben hübsch eingerichtet", daß er eine Freundin Didosa's in der Türkenstraße wohnen ließ, welche mit löblichster Regelmäßigkeit zum sonntäglichen Kirchgang abgeholt wurde.

Allein die schönste Blüthezeit dieses Göttindienstes war doch dahin. Zwar Didosa-Gedichte entstanden noch immer — auch im folgenden Jahr in Berlin noch — in Menge: aber die Seltenheit der Begegnung machte die Empfindung noch mondscheinhafter als ehedem.

Wohl hätte ich ſchon in dieſen beiden erſten Hochſchul-Jahren reichlich Gelegenheit gehabt, mit gar manchen Dichtern und Schriftſtellern näher bekannt zu werden, welche mit meinen Aeltern verkehrten: zumal in dem Hauſe meines Vaters gingen die „Dramatiker“ ein und aus wie in einem Taubenſchlag: ſpielte er doch ihre Helden, und war er doch ein höchſt einflußreiches Glied des Leſe-Ausſchuſſes, welcher die eingereichten Stücke zu prüfen hatte. (Oben S. 137.) Aber nur wenig Sinn hatte ich für die Herren. Meine Gedanken — und meine Zeit — waren reichlich ausgefüllt von Didoſa, Rechtswiſſenſchaft, Philoſophie und eigner Dichterei!

Nur Einer von dieſen Dramatikern gewann meine warme Liebe: und ſchöne treue Freundſchaft hielt und hält uns verbunden nun ſchon vierzig Jahre. Es war Andreas May, ein junger Aſſeſſor aus Bamberg, von hervorragender dramatiſcher Begabung und einem Drang nach dem Schönen und Idealen, der unter

den praktiſchen Juriſten ſonſt gerade nicht beängſtigend ſtark oder häufig iſt.

Der etwa zehn Jahre ältere Mann wandte mir freundlichſte Neigung zu: ich lernte ſehr viel aus den Tiſchgeſprächen, welche er mit meinem Vater zu führen pflegte: denn der Unverheirathete theilte als „Penſionär“ mehr als ein Jahr unſern einfachen Tiſch. Von ſeinen zahlreichen, mit ſchönen Erfolgen zu München aufgeführten Stücken (geſammelt herausgegeben, Leipzig I, II, 1867) hebe ich hervor das geiſt- und poeſievolle Trauerſpiel, welches unter dem Namen Zenobia (nicht die Königin von Palmyra, ſondern die erfundene Geſtalt einer Prieſterin) das Schickſal Julians des Abtrünnigen behandelt: das Stück, von meinem Vater und dem Ehepar Straßmann (oben S. 144) vortrefflich getragen, fand reichen Beifall und machte mir großen Eindruck. Ich habe dem Verfaſſer deßhalb ein Gedicht „Julian“ [1]) zugeeignet;

[1]) Gedichte II. Sammlung. 3. Auflage. Leipzig 1883. S. 32.

ſpäter ward der „Herr Rath“ May dem gereifteren Sohn ein Herzensfreund wie er es dem Vater bis an deſſen Tod geweſen: und im Jahre 1855/56 durfte ich als Rechtspracticant in ſeiner Amtsſtube an dem Stadtgericht München links der Iſar arbeiten.

Bei meiner Mutter lernte ich damals den Naturforſcher und Reiſenden Dr. Moritz Wagner kennen, der mich ſpäter zuerſt in die Darwin'ſche Entwickelungs-Lehre einführen ſollte, die ſo völlig zu meinen Gedanken paßte, daß ſie mir nun, nachdem ſie Darwin ausgeſprochen, wie die ſelbſtverſtändliche vernunftnothwendige Schlußfolge aus längſt von Prantl oder mir aufgeſtellten Vorderſätzen erſchien.

Ferner lauſchte ich bei meiner Mutter gar manchen Abend den wunderbaren Erzählungen des „Fragmentiſten“ d. h. des Orientaliſten und Gräciſten Jakob Fallmerayer, deſſen „Fragmente aus dem Orient“ damals beſonders durch ihre unvergleichlich ſchöne Sprache gerechtes Aufſehen machten: ich hör' ihn immer noch bei ſeinen ſanften Worten rauſchen, den

„immergrünen Buſchwald von Kolchis“. Mag ſeine Annahme von der völligen Austilgung und Erſetzung der Griechen durch ſeit dem VI. Jahrhundert eingedrungene Slaven Uebertreibung enthalten haben, — merkwürdig waren doch die Entdeckungen des viel Gereiſten in der ſpätbyzantiniſchen Geſchichte: z. B. die Ausgrabung des faſt völlig unter Vergeſſenheit verſchüttet gelegenen Kaiſerreiches Trapezunt.

Aber ebenſo eifrig hing ich an den Lippen des kleinen rundlichen Mannes mit dem runden à la Turque geſchorenen Kopf und den runden klugen Aeugelein, wenn er, in ſeinen Formen ſelbſt zum Türken geworden — (nie grüßte er in Geſellſchaft anders als mit über der Bruſt gekreuzten Armen und mit türkiſcher Formel), anhob von ſeinen eignen Eindrücken im Kloſter Athos, im Peloponnes, in Byzanz zu erzählen, wobei am häufigſten wiederholt wurde: „die Türken ſind grundehrlich, die Griechen ſind grundfalſch, ſind Erzlügner und Betrüger, jedoch die

Griechen ſind noch Engel der Wahrheit im Vergleich mit den Armeniern!“

Endlich aber das Prickelndſte unter ſeinen unerſchöpflichen Mittheilungen waren die Heiligengeſchichten, die er am Schluſſe des Abends zum Beſten zu geben pflegte: — die ſaftigſten freilich erſt auf der Straße, auf dem Wege nach ſeinem Hauſe. War er doch aus der Domſchule zu Brixen entſprungen:[1]) geboren 1790 in dem Weiler Baierdorf „auf der weinreichen Höhe von Tſchötſch“ bei Brixen als zwölftes Kind eines armen Tagelöhners und zum künftigen Nutzen der Kirche erzogen, war er urplötzlich auf und davon gegangen und hatte als baieriſcher Lieutenant bei Hanau mit Auszeichnung gegen Napoleon gefochten; ſeine weiteren Geſchicke, wie er als Glied des 1849er Frankfurter Parlaments und des Stuttgarter Rumpfparlaments von Baiern ſteckbrieflich verfolgt

[1]) S. den prächtigen Aufſatz ſeines und meines nun auch verſtorbenen Freundes Ludwig Steub in der Allgemeinen Deutſchen Biographie VI. Leipzig 1877. S. 558—566.

in die Schweiz flüchtete, 1850 zwar amneſtirt, aber auch ſeiner Profeſſur entſetzt wurde, gehören nicht hierher; er ſtarb 1861. Seine Kenntniß der Heiligengeſchichten war erſtaunlich: allein man kann leider nicht behaupten, daß dieſe Vertrautheit mit den Heiligen ihn im Glauben gekräftigt habe! Wenig ahnte ich, als ich damals ſtaunend ſeinen ſcheinbar ganz unbefangenen, in Wahrheit aber bitter ſarkaſtiſchen Erzählungen lauſchte, daß ich ſelbſt einmal für die Geſchichte des IV.—X. Jahrhunderts ſo viel in den tiefen Schächten der Acta Sanctorum der Bollandiſten würde zu ſchürfen haben.

XXV.

Damals nun ward ich, — der Siebzehnjährige! — schon in meine erste wissenschaftliche Fehde fortgerissen: nicht wahrlich von kindischer oder allzu frühreifer Eitelkeit, — von heiligem Zorn der Begeisterung für meinen über Alles geliebten Lehrer Prantl.

Diese Fehde beschäftigte mich vollauf in dem letzten Halbjahr meines Münchener Aufenthalts und auch noch recht stark in dem nun folgenden ersten Halbjahr zu Berlin.

Neben den aufgezählten rechts- und statswissenschaftlichen Vorlesungen und Studien hatten mich auch im zweiten Hochschul-Jahr mit ungeminderter Kraft Prantl und die Philosophie angezogen: von Geschichte rührte sich, wie (oben S. 72) beklagt, damals nichts an der Isar: den Gedanken, die geschichtliche Preis-

aufgabe — über Herzog Albrecht den Weiſen — zu bearbeiten, gab ich in Ermangelung jeder Art von Anregung und Unterweiſung bald wieder auf. Dagegen in der Geſchichte der Philoſophie hatte ich mir bereits nicht nur hübſche Kenntniſſe, auch, Dank der meiſterhaften Prantl'ſchen Gedankenſchulung, ausreichende Methode der Forſchung angeeignet.

Da — im Sommerhalbjahr 1851, mitten in der Zeit meiner glühendſten Prantl-Verehrung — brach ein höchſt bösartig gemeinter und leider auch auf viele Jahre hinaus von dem bösartigſten Erfolg begleiteter ultramontaner Angriff, eine echte Pfaffenhetze, auf den geliebten Lehrer hervor.

Ohne ſich als Verfaſſer zu nennen, veröffentlichte der Prieſter Diſchinger in München (übrigens wohl nur als Werkzeug anderer Leute!) eine Schrift: „der Anthropologismus des Dr. Prantl kritiſch beleuchtet", in welcher er in zweifellos denuntiatoriſcher (anklägeriſcher iſt zu gut hierfür) Abſicht dieſe Lehre als unvereinbar mit dem Dogma, mit

der Sittlichkeit, ja auch mit der Unterthanentreue hinſtellte: letzteres war die dümmſte, aber auch die gefährlichſte Beſchuldigung: und gerade ſie ſollte dem „Pantheiſten“ Prantl verhängnißvoll werden, wie wir unten ſehen werden.

Ich fand Prantl und deſſen Freunde, den Statsrechtslehrer Pözl, den Germaniſten Konrad Maurer, den Orientaliſten Marcus Müller, den Geſchichtsforſcher Thomas und andere in lebhafteſter Aufregung über den aus dem Hinterhalt abgeſchoſſnen und mit echt jeſuitiſcher Schlauheit vergifteten Pfeil: ich war in meinem jungen Herzen empört über dieſe auf dumpfeſter Unwiſſenheit oder böswilligſter Verſtellung — richtiger wohl auf beiden zugleich — gegründeten Anklagen: ich ſah in dem geliebten Lehrer einen zweiten Sokrates: und der Gifttrank hat ihn denn auch zwar nicht getödtet, aber auf Jahre hinaus verſtummen gemacht, zu ſeinem bitterſten, nagendſten Seelenſchmerz, gerade in der Zeit der Vollblüthe der Mannskraft, in einem un-

erhörten Verfahren. Prantl hat dieſen Gram, von dem er faſt nie ſprach, im Leben nicht mehr verwunden.

Ich ſah den edeln Mann leiden, ſah ihn auf das Ungerechteſte und Gefährlichſte angegriffen als einen Verführer der Jugend, wider den man den Stat zu Hilfe aufbieten müſſe: ihn, dem ich — wie ſo Viele — die Erlöſung aus Gewiſſensqualen, Zweifeln und Geiſteskämpfen ärgſter Art verdankte. Ich mußte ihm, dem Gefolgsherrn der Gefolge, zu Hilfe ſpringen mit meiner ſchwachen, aber begeiſterten Kraft: es trieb mich, wie ehedem einem Kampfgenoſſen zu Hilfe, in die Schwerter und Speere der Feinde. Ich mußte!

Ich ſetzte mich alſo hin und ſchrieb, brennenden Kopfes, eine Entgegnung auf die Schrift: „der Anthropologismus u. ſ. w.“ Ich ſchrieb und ſchrieb ohne Unterlaß: — ſo feurig und leidenſchaftlich wie ich dereinſt Schwerthiebe gethan: — ich ſchrieb, wie man ſonſt nur Schwerte ſchmiedet mit glühender Eſſe.

Das ging so fort Tag und Nacht — ich unterbrach die Arbeit nur, neue Bücher, deren ich bedurfte, herbei zu schleppen: — vom Erscheinen beim Mittagessen ließ ich mich entschuldigen. Nachts warf ich mich um 1 Uhr auf's Bett, um 4 Uhr — es war Sommer — wieder zu beginnen — so ward die Zornschrift in acht und vierzig Stunden fertig: es wurden vier Druckbogen.

Mit welchem Gefühl betrachtete ich das erste „wissenschaftliche" Werk meines Geistes!

Da lag es vor mir, säuberlich abgeschrieben, was fast ebensoviele Stunden gekostet hatte wie das feuersprühende „Hinhauen".

Nun aber scheute und schämte ich mich, ja ich fürchtete mich! Nicht vor allen Pfaffen des Erdballs! Aber vor Prantl, dem unbestechlichen Richter, der gewiß in eigener Sache am Strengsten sein würde. Um keinen Preis hätt' ich es gewagt, ihm die Blätter selbst zu übergeben, dabei seinem Auge zu begegnen. Ich schickte sie in sein Haus, nur

meinen Namen dazu ſchreibend. Am andern Tag kam er: — er ſelbſt kam zu mir! — Er drückte mir ſtumm die Hand: ſein ſchönes dunkles Auge leuchtete wärmer als ich es jemals hatte ſtrahlen ſehen.

„Es freut mich," ſagte er dann trocken, „daß es ein Student that, — ein Schüler, ohne jede Anregung von mir. Aber nun — laſſen Sie's nicht drucken."

Ich ward recht blaß. „Iſt es ſo — ſo mißlungen?"

„Nein. Kein Wort hätten Sie daran zu ändern. Aber — ich warne Sie. Sie ſind Baier, wollen in Baiern angeſtellt werden: hier herrſchen auf unberechenbare Zeit die Schwarzen. Oder, herrſchen ſie auch einſt nicht mehr, ihr Einfluß wird auch dann noch gewaltig bleiben. Sie verderben ſich Ihre ganze Laufbahn: die Schwarzen werden es Ihnen gedenken, ſo lang Sie leben: die vergeſſen und vergeben nicht."

Und ſie haben es mir nicht vergeſſen und vergeben bis zu dieſer Stunde: über gar manchen böslich auf meinen Weg geworfenen Knüppel, der ſchwarz war, bin ich fortab geſtolpert: gar mancher ſchwarze Pfeil kam, — von unbekannter Hand entſendet — daher gezischt: er traf auch wohl gelegentlich, ſeltner mich als die mir Liebſten, und das that viel bittrer weh! — Allerdings muß ich bekennen, daß meine ſpätere Aufführung nicht danach angethan war, mir durch Reue, Buße und Beſſerung Verzeihung zu erkaufen. „König Roderich“, „Sind Götter?“, „Der Kampf um Rom“ und „Odhins Troſt“ ſind von einem Manne geſchrieben, der, über ein Menſchenalter in München und in Würzburg lebend, die ganze Großartigkeit, auch die Poeſie, aber freilich ebenſo die ganze welterobernde, ſtatbeherrſchende, ſeelenunterjochende Gefährlichkeit der katholiſchen Kirche einigermaßen kennen und zum Ausdruck zu bringen gelernt hat. Ich habe eine geheime Liebe zu dem Katholicismus: — deßhalb nur konnte ich „Gelimer“

ſchreiben — etwa, wie der Wandrer zum Abgrund, in welchen ihn der Schwindel hinab zu reißen droht: und im Gefühle dieſer geheimen Neigung wehre ich mich deſto kräftiger wider jenen einſchmeichelnden Reiz und dieſes Ueberwältigend-Große, gedenk Odhins und Kants, gedenk germaniſchen Heldenthums und der Kritik und — des Statsgedankens.

Aber zurück in die Briennerſtraße, 1851, und zu Prantl.

Er war zufrieden! Nichts mußte geändert werden! O Jubel! O Wonne!

„Wenn's weiter nichts iſt!“ rief ich. „Das iſt mir ganz gleich! Und ob ich nie angeſtellt werde! Wenn ich nur dieſe Verläumdungen . . .!“

„Jedesfalls müſſen Sie vorher Ihren Herrn Vater befragen, und ihn dabei ſcharf auf die Folgen merkſam machen.“

„Ja, ja!“ ſagte ich lachend. Am liebſten wäre ich mit geſenktem Speer gegen alle Schwarzen der Erde angeritten.

„Und jedesfalls: — das Vorwort müſſen Sie ſtreichen.“

Das war hart. Denn das Vorwort war mir das Liebſte an der ganzen Schreiberei. Betrübt ſah ich zu ihm auf.

„Warum?“ fuhr er fort. „Das iſt ja eine Herausforderung zum Zweikampf mit allen beliebigen Waffen: — nicht nur gegen den ungenannten Verfaſſer: — der iſt ein Prieſter.“ —

Das erfuhr ich jetzt erſt. Und verdrießlich gedachte ich des Rechtsſprichworts:

„Von Frau'n und Pfaffen iſt bekannt:
Nicht Waffen führet ihre Hand.“

„Gegen alle Studenten, welche ſeine Anſichten theilen. Sie zwingen ja die Leute auf die Menſur! Wollen Sie ſich mit 700 katholiſchen Studenten ſchlagen, ſchießen oder ſtechen? Das iſt ja ein Unſinn!“

Ich wollte doch nicht nachgeben. „Von Philoſophie,“ dachte ich, „verſteht Er mehr, aber von dem Andern . . . .“ —

Da sah er mich scharf an und sprach: „Diese Vorrede hat nicht mein Schüler, die hat" — hier gab er mir einen gelinden Klapps auf den Kopf — „ein Raufbold aus der Königinstraße, „ein Ritterspieler", geschrieben."

Die Vorrede wurde nicht gedruckt. —

Es kostete ohnehin noch einige Mühe, bis mein lieber Vater die von Prantl verlangte Einwilligung gab: nicht aus Furcht vor den Schwarzen und für meine Laufbahn! Aber es war ihm unheimlich, den Siebzehnjährigen in einer philosophischen Streitschrift sich in den Kampf der Geister hinaus wagen zu sehen. Und man kann es ihm wahrlich nicht verdenken! Auch lag ihm ja der Gegenstand des Streites fern. Er hat mir später gesagt, daß er mit schwerem Herzen mir die Blätter zum Druck zurück gab.

Bei diesem Druck benahm sich höchst uneigennützig und wacker Herr Christian Kayser, Inhaber der Buchhandlung gleicher Firma an der Residenzstraße, ein Mann, dem, wie seinem Nachfolger, Herrn

Miller, ich auch ſpäter noch zu reichem Danke verpflichtet werden ſollte: es iſt der einzige Menſch auf Erden, dem ich in meinem Leben Geld ſchuldig geworden bin. Er übernahm Herſtellung und Vertrieb des Schriftleins zu den Selbſtkoſtenpreiſen.

War er doch der Verleger oder Commiſſionär der ach! ſo wenigen muthigen Männer an der Univerſität, welche damals, 1850—1856, gegenüber der argen Rückſtrömung in ſtatlichen und kirchlichen Dingen in Baiern für die Freiheit der Wiſſenſchaft, für den Verfaſſungsſtat im Innern, für den deutſchen Einungsgedanken unverzagt einſtanden. Ich komme in der Folge näher zu ſprechen auf dies tapfre Häuflein, das im „Bären“ in der Fürſtenſtraße tagte, ſpäter bei Grosdemange auf dem Reſidenzplatz, und zu dem ich in der Folge als junger Doctor herangezogen zu werden als hohe Ehre empfand.

Die Vorbereitung der Schrift blieb Geheimniß unter den Freunden Prantls: der Druck ward in Augsburg beſorgt. Ich gedenke noch, mit welchem

Herzklopfen ich den erſten „Correcturbogen“ in Empfang nahm. Ich glaube, ich ward ſehr roth, als ich ihn dem Ausgeber von Kayſer abnahm. Und nun ich ihn hatte: — was ſollte ich damit anfangen? Mit Entſetzen las ich die zahlreichen ganz unglaublichen Mißgriffe des Setzers, welche meine ſcharfſinnigſten Schlußfolgerungen in eitel Unſinn zu verkehren drohten. Was wußte ich von Druckfehlern, von Correctur? (Ach, ich ſollte beides kennen lernen!) Sollte das ſo in die Welt hinaus gehen? Ich lief ſpornſtreichs zu Herrn Kayſer, klagte, fragte, was die Aenderungen koſten würden?

Lächelnd nahm mir der freundliche Mann das Blatt aus der Hand, legte es auf ſein Pult und — lehrte mich die Kunſt des Corrigirens, von der ich ſpäter auf ſo vielen tauſend Bogen (oft recht mangelhafte) Proben ablegen ſollte.[1])

---

[1]) Das iſt nicht übertrieben, liebe Leſerin: ich rechne nur „Kampf um Rom“, IV Bände, 113 Bogen, dreimal corrigirt.

Die Aufregung jener Wochen war ſehr groß, wohl ſeit der umſtrittenen Confirmation und der Scheidung der Aeltern die ſtärkſte. In das Tagebuch wurden damals jeden Abend viele Seiten geſchrieben: heldenmäßige Entſchlüſſe für die Wahrheit ſterben zu wollen u. ſ. w. Aber es that mir leider niemand was zu leide! (— d. h. damals nicht und auch ſpäter meiſtens nicht offen). Längſt verbrannt iſt das thörig-begeiſterte, kampfgierige Geſchreibſel: — aber noch heute weiß ich auswendig, was ich in der aufgeregteſten jener Nächte — es war eine „engliſche" (I, S. 196) ſchrieb: „in this hour they are printing me at Augsburg. Me, the boy of the „Ritterspiele"! O that I could fight as well as write for truth and freedom of thought! Now to the Rescue for Prantl! And the stars

= 339. „Könige der Germanen", VI Bände, 131 Bogen, dreimal corrigirt, = 393. „Kleine Romane aus der Völkerwanderung", VII Bände, 230 Bogen, = 690, zuſammen allein 1422, von den Anderen zu ſchweigen!

of my youth will shine upon me everywhere: — at Berlin as at Munich.“

Denn einſtweilen war feſtgeſtellt worden, daß ich das nächſte Halbjahr (Winter 51/52) in Berlin ſtudiren ſolle. Ich hätte nunmehr, nachdem Prantl bedroht, ich ſelbſt in den Kampf für ihn eingetreten war, vorgezogen, den kommenden Winter noch in München zu verleben: aber der Vater beharrte auf dem Beſchloſſenen.

So lebhaft es mich reizte, Norddeutſchland und die Fremde überhaupt, zumal die Großſtadt Berlin, kennen zu lernen, welche ja die unglaubliche Zahl von mehr als 400,000 Einwohnern zählen ſollte, — der Abſchied — in dieſem Augenblick — ward mir doch recht ſchwer: gerade in dieſen Tagen erſchien das Schriftlein — es füllt jetzt in den „Bauſteinen“ [1]) fünfundfünfzig Seiten: — es fand, wie mir Herr Kayſer freudig und freundlich verſicherte, reißenden Abgang.

---

[1]) IV. 2. Berlin 1883. Philoſophiſche Studien. S. 95 f.

was selbstverständlich nicht der innere Werth begründete, sondern die Spannung, in der alle gebildeten Kreise der Stadt den Verlauf des Angriffs auf den viel besprochenen Philosophen verfolgten: dazu kam das Aufsehen, das das Eintreten eines blutjungen Studenten für seinen Lehrer machte — das war unerhört an der Universität! — und schließlich war ja unser Name gar sehr bekannt an der Isar.

Wie gerne hätte ich den weiteren Gang der Dinge, selbst mit kämpfend und mit leidend, an Ort und Stelle erlebt!

Aber es hieß gehorchen.

So schnürte ich denn Mitte October 1851 mein knappes Bündel: — neben den unentbehrlichen wissenschaftlichen Werken wurden doch auch ein par Dichter eingepackt! — nahm jenen früher (I, S. 285, 320) erwähnten schmerzenreichen Abschied von dem Hause Didosa's und fuhr über Leipzig nach Berlin.

XXVI.

Das Einleben in die große fremde Stadt gelang rascher und leichter als bei meiner Jugend und der erstmaligen Verpflanzung in norddeutsch-städtisches Wesen zu erwarten war.

Dazu trug gar viel bei, daß ich einen treuen Gesellen von der raschen sanguinischen Isar mit an die langsame phlegmatische Spree gebracht hatte.

Ein lieber Genosse von dem Ritterspielen (I. S. 102) und von der Schulbank her, Clemens Piloty, im gleichen Semester stehend und daher bisher schon alle Rechtsvorlesungen mit mir theilend, ging ebenfalls auf ein Halbjahr an die Berliner Hochschule. Wir reisten zusammen hin und verkehrten daselbst Tag für Tag, besuchten dieselben Vorlesungen, nahmen mit einander das (höchst einfache!) Mittags-

mahl, laſen zuſammen Corpus juris, waren in den nämlichen Häuſern eingeführt und, überkam uns die Sehnſucht nach der rauſchenden Iſar und den lieben Menſchen an ihren Ufern, ſo holten wir einander ab zu einem ziemlich wehmüthigen Spaziergang durch das Brandenburger Thor in den Thiergarten.

Es verknüpfte uns noch inniger und zarter, daß auch der gute Clemens an einer erſten Liebe litt, die er, gleich mir, in vielen Verſen ausſtrömte: auch ſeine Didoſa hat kaum je etwas von ſeiner Schwärmerei erfahren, auch ſeine Didoſa ward nicht von ihm heimgeführt: (ſie heirathete einen tüchtigen baieriſchen Artillerieofficier).

Wir vertrauten uns ſchon in München die Schmerzen des bevorſtehenden Abſchieds von unſeren Heiligenbildern an, laſen uns in Berlin die neu entſtandnen Anbetungsgedichte vor und jeder hörte dem Andern geduldig zu, wie er die Schönheit ſeiner Minna oder Antoinette pries.

Verband uns ſchon dieſe Gemeinſchaft auf das

vertrauteſte, ſo führte uns auch das Bedürfniß zuſammen, ſich über die Eindrücke der fremden Stadt, der Vorleſungen, der vielen neuen Bekannten auszuſprechen: es lag in der Natur der Dinge, daß wir beiden gleich alten (oder richtiger gleich jungen!) Süddeutſchen, Baiern, Münchener, Walhallgenoſſen, in den allermeiſten Stücken übereinſtimmten, ſowohl in Lob als auch in Ablehnung der Berliner „Landſchaft", Straßen, Wirths- und andern Häuſern, Geſellſchaften, Profeſſoren, Studenten, Mädchen, Oheime und Tanten.

Clemens, obzwar anderthalb Jahre älter, fand ſich doch in Vieles ſchwerer als ich: er war eine noch viel weichere Natur, eine echt muſicaliſche: mit allen Vorzügen und auch mit einigen Schranken dieſer Anlage: er war gründlich muſicaliſch durchgebildet, ſang, ſpielte Clavier und ganz vortrefflich die Cither, welche, 1852 an der Spree noch ſehr wenig bekannt, überall, wohin er kam und wo ich ſeine beſcheiden verborgne Kunſt anpries, erklingen mußte und ihm reichſten Beifall eintrug. (Von meinem Verhalten

zur Muſik oben S. 146.) Solche Seelen ſtoßen ſich leicht an Ungewöhntem, ſind oft verletzt, und ziehen ſich dann ſcheu in ſich ſelbſt zurück: das Herbe, Spöttiſche des Berliners, der ſich jedes ſtarken Gefühlsausdrucks, der dem Oberdeutſchen Bedürfniß, ſchämt, ſtieß den gar Weichmüthigen häufig ab.

Dazu kam, daß ich ſchon in München in dem Hauſe meiner Aeltern mit Norddeutſchen viel mehr als er verkehrt hatte, ihre Weiſe, die Umgangsformen ihrer Geſellſchaft kannte: ich konnte ſchon ganz geläufig „Mahlzeit!“ ſagen nach dem letzten Biſſen und dabei den Geheimräthen ſo feierlich die Hand drücken, als hätten wir ſo eben eine ſacrale Handlung begangen oder eine dringende Lebensgefahr glücklich beſtanden; Clemens mußte ich immer noch an dem Zipfel ſeines ihm unausſprechlich „zuwidern“ Fracs zupfen, ihn an dieſe Haupt- und Stats-Schluß-Action zu erinnern; ich ſchlüpfte in den mir nur lächerlichen Frac mit Gleichmuth: doch behauptete eine junge Berliner Freundin, ich ziehe damit unwillkürlich eine

die Berliner verſpottende hochfein norddeutſche Redeweiſe an.

Denn ſo grün und unerfahren wir waren, und ſo gewaltigen Eindruck uns die ſo viel größeren Verhältniſſe Berlins in gar vielen Stücken machten, — wir erkannten doch — und bekannten laut — die Vorzüge Münchens in gar vielen Dingen und überall — den Werth ſüddeutſcher Eigenart.

Wir merkten ſehr bald, daß unſere ſüddeutſche Art, d. h. die unbefangne Friſche, die offne Empfänglichkeit für alle Eindrücke und zumal das Bedürfniß, den empfangnen Eindruck uns ſelbſt ſofort zum Ausdruck zu bringen, dadurch den Genuß oder die Verwerfung des Eindrucks ſteigernd, — ganz unbekümmert darum, ob Andere dies nun, kühl beobachtend, wahrnahmen und oft ſpöttiſch beurtheilten — daß dieſe „Naivetät" den Berlinern an uns zumeiſt auffiel, daß ſich die Einen darüber luſtig machten — boshaft, im Bewußtſein ihrer kritiſchen Ueberlegenheit, — die Andern — und zwar doch weit die

Mehreren! — gutmüthig lächelnd, angenehm berührt, ja faſt ein wenig beneidend in ihrer großſtädtiſchen Blaſirtheit und norddeutſchen Kühle und Verſtandesſchärfe. Ja, in dieſer Naivetät liegt ein erheblicher Unterſchied der Thüringer, Franken, Alamannen, Baiern — und zwar ein ſehr erheblicher Vorzug: nicht nur äſthetiſch, auch nicht nur wegen der erhöhten Genußfähigkeit, — ſondern vermöge der größeren rein menſchlichen Freiheit, wegen der glücklichen und ſchönen Unbekümmertheit um das Urtheil der Zuſchauer, um die Wirkung des harmloſen ſich Gehenlaſſens auf die kühl daneben ſtehenden Beobachter: unſere Art iſt ſchöner, beglückender, freier, weiter. Ich komme darauf zurück bei meinem Uebertritt aus Würzburg nach Königsberg.

Dieſe unſere Naivetät gewann uns, gewann zumal dem weichen, ſanften Clemens alsbald gar viele Freunde in der als ſo „moquant“ verrufnen Stadt.

XXVII.

Mir wurde dieſe endlich beſonders auch deßhalb raſch vertraut, weil ich, während Piloty nur an eine ſeinem Schwager Schorn in München befreundete Malerfamilie (Stielke) empfohlen war, eine ganze Reihe von Verwandten meines Vaters und mehrere meinen beiden Aeltern recht nahe ſtehende Häuſer vorfand, die mich mit einer Wirthlichkeit aufnahmen — und nicht nur mich, — auch meinen überall alsbald ſo beliebten Pylades, wie ſie Piloty nannten — die nun wieder die Münchner ganz gewiß damals noch nicht zwei norddeutſchen Studentlein würden gewährt haben und welche an der Iſar erſt ſpäter und immer noch nicht in genügendem Maße den Norddeutſchen abgelernt worden iſt. (Davon alsbald mehr.)

So nahm mich gleich bei der Einfahrt, Abends

10 Uhr von Leipzig her, in herzlichſten Empfang und in beide Arme mein Oheim Wilhelm Dahn, der Bruder meines Vaters. er war Kaufmann und „Erzeuger“ (wie man in Oeſterreich ſagt) von Steinpappe, hatte ſein Geſchäft in der Spandauerſtraße, ſein Wohnhaus im alleräußerſten Oſten der Stadt, der Barnimſtraße (welche ich in dem Moltke-Feſtſpiel vom 26. X. 1890 verewigt habe), noch weit über den Alexanderplatz hinaus: — mir, dem nur an die kleinen Entfernungen im damaligen München gewöhnten, ſchien der Weg dahinaus eine kleine Orientreiſe.

„Oncle Wilhelm“, etwa vier Jahre jünger als mein Vater, war ein ganz prächtiger Mann! Ich kannte ihn ſchon: — er war zweimal in München bei uns zu Beſuch erſchienen — und hatte ihn gar lieb gewonnen: denn er war dabei ebenſo herzensgütig gegen mich geweſen wie mit allen Leuten, auch mit der alten Toni und dem hübſchen Stubenmädel, zu den tollſten Späßen unabläſſig geneigt. Oft hatte er mich mit Gewalt von den „dummen Büchern“ hinweg gezerrt und zu

einem Glaſe Wein zu „Ott“ in der Ottoſtraße oder zu Grosdemange auf dem Reſidenzplatz mitgenommen. Wohin er kam, der Stattliche, mit ſeinem hübſchen, ja ſchönen, behaglichen, ein wenig zur Fülle neigenden Geſicht, den kleinen, kurzſichtigen, oft blinzelnden, aber klugen und luſtigen Aeugelein, dahin brachte er harmloſe Fröhlichkeit mit: die Kopfhängerei mochte er nicht leiden und ſeine heitre Laune war ſo urwüchſig, ſo kerngeſund, daß ſie auch mich unwiderſtehlich fortriß, zu deſſen Ernſthaftigkeit, Todesahnung, pedantiſch eingetheilter Arbeitsordnung und Fleiſchabtödterei ſie doch den ſtärkſten Gegenſatz bildete.

Wie auf des guten Oncle Wilhelm Leib zugeſchnitten ſind die köſtlichen Verſe Mörike's: [1])

Lieber Vetter! Er iſt eine
Von den freundlichen Naturen,
Die ich Sommerweſten nenne.
Denn ſie haben wirklich etwas
Sonniges in ihrem Weſen . . .

[1]) Gedichte, Stuttgart 1838. S. 208 (an meinen Vetter).

Ach daß dieſe lieben hellen
Sommerweſten, die bequemen,
Angenehmen . . . .
Endlich doch auch ſterben müſſen.

Dieſe unverwüſtliche Heiterkeit war deſto höher anzuſchlagen als ſie, aus dem Innerſten ſeiner Eigenart wie ein Quickborn unverſiechlich hervor ſprudelnd, allerlei Widrigkeiten ſieghaft durchbrach.

Denn er hatte eigentlich gar nicht ſo groß Urſache, heiter zu ſein, der arme Mann, der ohne ſein Verſchulden ein recht beträchtliches angeheirathetes Vermögen verloren und nun alle Hände voll zu thun hatte, einer ganz unwahrſcheinlich großen Zahl von Kindern mit ſeiner Steinpappe ſättigend die Mündlein zu ſtopfen. Ich weiß bis zur Stunde nicht, wie viele es wohl ſein mochten: ich erinnere mich nur, daß, waren wir in den gar einfachen Zimmern in der Barnimſtraße in ein Geſpräch verwickelt, jeden Augenblick wieder ein anderes Kind auf dem Bauch und Boden heran gerutſcht kam: — nach der Ungezogenheit

zu ſchließen werden es wohl zum größten Theil Jungens geweſen ſein: die Namen Max und Moritz gemahnten mich ſpäter immer an den einen dieſer meiner Jung-Vettern: der andre hieß freilich nicht Moritz, das war aber auch der ganze Unterſchied. Aus dem Haufen der Mädchen dagegen ſtelle ich meinen Bäslein Eliſe, Helene und Emma (— recht viel mehr waren es, glaub' ich nicht, obzwar die unaufhörlich herein polternden Nachbarkinder die Unterſcheidung der Dahninge erſchwerten und verwirrten —) noch nach 39 Jahren das Zeugniß aus, daß ſie ſich redlich abmühten, einige Ordnung und Ueberſichtlichkeit in dieſes Gewirre von Kinderbeinen zu bringen in Unterſtützung, richtiger in Vertretung ihrer vortrefflichen, aber ſtets kränklichen Mutter: — denn dieſe machte den Eindruck, als ob ſie jeden derartigen Verſuch im Stillen längſt als hoffnungslos aufgegeben habe.

Aber Oncle Wilhelm! Je „doller" es um ihn her zuging, deſto vergnügter wurde er: zwar ſchrie er wohl manchmal in das Getobe hinein ſein: „Wollt

ihr woll, infame Bengels?“ Aber dabei zuckte es ſchon wieder ſo luſtig um ſeinen Lachemund, daß „die Bengels“ nur mit einem deſto lauteren Hohngelächter antworteten, bis er dann wohl dazwiſchen fuhr, einen ſeiner oder auch der entliehenen Jungens hinten an der Hoſe packte, „hoch hielt“ und nach einem mehr patſchenden als ſchmerzenden Streich wieder ſäuberlich abſetzte. Ja, an manchem Sonntagnachmittag, wann mir ſchon Hören und Sehen verging vor Spektakel und Piloty um ſeine Cither bangte, auf der 10×2 Hände zugleich zupfen wollten, rief der Oncle: „Ich weiß nicht, Kinder, es iſt heute gar kein Leben in die Bude:“ denn, ward er recht vergnügt, ſprach er — mit Vorbedacht und Ueberlegung — berliniſch: „holt mer doch en par Jungs aus der Nachbarſchaft.“

Am Liebſten hätte er ſie ſich wohl unabläſſig vom Storche bringen laſſen: doch hat er das letzte Viertelduzend, glaub' ich, in München nie amtlich angezeigt: denn als mein Vater einmal unverſehens

nach Berlin kam, fand er eine Mehrzahl unterſchlagener Nefflein vor.

Der Oncle verfügte über den bekannten ſchlagfertigen Witz des richtigen Berliners, wie er auf dem märkiſchen Sande — ganz inſelhaft von den Nachbarſtädten ſich ſcharf abhebend — aus der ſtarken Zumiſchung von franzöſiſchem esprit der „Aus- (d. h. „Ein"-)gewanderten" und von jüdiſcher Schärfe zu der niederdeutſchen Trockenheit und Verſtandeskühle als ein ganz eigenartig Ding erwachſen iſt.

Allein bei dem Rundlichen mit dem leis angehenden Weißbierbäuchlein war das Aetzende und Schonungsloſe dieſes Witzes erſetzt durch gemüthvolles Wohlwollen: der Witz war zum Humor vertieft und veredelt, und der liebenswürdigſte der Menſchen ſchonte in ſeinen Scherzen am Wenigſten ſeiner ſelbſt.

Er hatte die beneidenswerthe Gabe — ohne je das Maß zu überſchreiten — ſich wie ein Kind („wie ein Schneekönig", ſagte man in der Barnimſtraße) an einem guten Trunk, an einem leckeren Biſſen zu

erfreuen: — freilich nur, wenn Andere ihn theilten, und am herzlichſten, wenn es auf ſeine Koſten ging: was freilich zur Erkräftigung ſeiner immer etwas „kippeligen“ (wie er lachend ſagte) Finanzen nicht gerade beitrug.

Hatte er mich am Sonntag Morgen „in die Domkirche“, wie er ſcherzte — das will ſagen: in ein dem Dome nahe gelegenes Weinhaus abgeholt — oder hatte er mich mit Piloty — der nie fehlen durfte — „Sonnabends“ (wir ſind jetzt in Berlin und werden entweder ausgelacht oder nicht verſtanden, wenn wir „Samstag“ ſagen) um 7 Uhr in ſein Geſchäft beſtellt, ihn in jene feuchten Räume zu begleiten, — dann war er — der etwa Vierzigjährige — kreuzfidel.

„So!“ rief er wohl, die Schlüſſel von dem Geld-„Spinde“ abziehend — „jetzt kann die verfluchte Papp-Bude lange warten, bis ſie mir wieder angähnt. Nun ſind die Papp-Mädels bezahlt (die Arbeiterinnen): du, Dörthe, nimm dir vor dem dicken

Bombardeur in Acht! ſonſt ſeid ihr mal zu Dritt! — Nu is Allens Alle: — es Jeſchäft — alles, es Jeld och. Det verfluchte Jeld! Hätt' ick nur mehr von dieſem Fluch der Menſchheit. Aber für ene Pulle Rothen oder en par reicht et noch, Jungens. Ihr drinkt ja nich. Nu, los!" — Und dann führte er uns in jenes Weinhaus auf der Nordſeite der Königsſtraße — ich weiß die Firma nicht mehr — zu einigen ſeiner Berufsgenoſſen und Logenbrüder!

Denn er war ein gar eifriger Freimaurer vor dem Herrn.

Nach meiner ungenügenden Kenntniß zu urtheilen hat ſich nun zwar die Maurerei (— die im vorigen Jahrhundert und im Anfang dieſes Jahrhunderts hochverdienſtlich Aufklärung und Duldung und Menſchlichkeit [freilich auch eine flaue, ſchale und ſogar gefährliche Weltbürgerthümelei] im Kampfe gegen die damals herrſchende dumpfe und unterdrückungseifrige Rechtgläubigkeit verbreitete —) ſchon lang überlebt, wenigſtens für die akademiſch Ge-

bildeten, wie dieſe für jene Lehren keiner beſonderen geheimnißumgebenen Offenbarung mehr bedürfen.

Allein ich habe damals doch mich überzeugt, wie die Loge in jenen Kreiſen der Mittel- und Kleinbürger geiſtig, ſittlich, gelegentlich auch wohl wirthſchaftlich günſtig wirkte.

Da wurde denn nun ſtreng hochdeutſch geſprochen: höchſtens die Witze Anderer, die der Berliner Mundart gar nicht zu entkleiden waren, wurden in dieſer erzählt.

Der gute Oncle Wilhelm! Iſt nun auch ſchon gar lange todt.

Es war mir eine Herzensfreude, Jahrzehnte ſpäter an ein par ſeiner Enkel darweiſen zu können, wie dankbar ich ſeiner gedenke, als der Sohn einer ſeiner Töchter viele Jahre zu Königsberg das Gymnaſium beſuchte und der Sohn ſeines wackern Sohnes Ernſt ſich ein par Halbjahre unter dem Vorwand, die Rechte zu ſtudiren, bei den Wratislaven zu Breslau aufhielt. Unter allen jenen nie ganz

deutlich von mir unterſchiedenen und auch hier kaum erſchöpfend aufgezählten Dahningen der Barnimſtraße ſtand und ſteht mir am Nächſten jener Ernſt, der unter recht ungünſtigen Verhältniſſen — man denke nur! bei dieſem Lärm des „unentwegt“ zur Thüre herein polternden Geſchwiſterſegens griechiſche Syntax und Stereometrie ſtudiren! — ſich lediglich aus eigener Kraft zum Oberlehrer in Braunſchweig hinauf gearbeitet und unter Anderem einen Leitfaden für Deutſchen Geſchichtsunterricht veröffentlicht hat, aus dem ich mehr lerne als erforderlich ſein ſollte.

XXVIII.

Dieſer prächtige Oncle Wilhelm nun alſo war es, der mich in jener Octobernacht am Anhalter Bahnhof in Empfang nahm, mir in's Geſicht ſah, mir über dieſes Geſicht ein par derb freundliche Worte ſo laut zuſchrie, daß ich mich vor Piloty und dem ganzen Bahnhof ſchämte, mich in die Arme preßte und dabei von der Erde in die Höhe hob, daß ich ächzend an den ſeligen Antäus denken mußte, dann mich und Piloty, den er in der Geſchwindigkeit auf mein Vorſtellen hin auch umarmte, in eine Droſchke warf und in die von ihm für mich gemiethete Wohnung brachte.

Du altes Zimmer auf dem Neumarkt Nr. 9 über drei Treppen, was haſt du nicht Alles für philoſophiſche und — andere Kämpfe erlebt!

Piloty wohnte ziemlich nahe in der Poſtſtraße: Stielkes hatten ihm das Zimmer beſorgt: der gute Oncle brachte ihn dorthin, nachdem wir zu dritt auf dem Neumarkt das von der Tante Marie dahin gezauberte „Abendbrot“ verzehrt.

Die zwei Fenſter meines Zimmers gingen auf den Neumarkt, auf welchem Vormittags ein Lärm vollführt wurde, der nicht gerade zu philoſophiſchen, juriſtiſchen und anderen Forſchungen geeignet war, noch minder zu dichteriſcher Stimmung einlud: aber es ſtörte mich nicht: ich habe gelernt, unter jedem Geräuſch zu arbeiten, auch unter ſolchem Lärm, den oft meine Beſucher für unerträglich erklärten (das ärgſte waren aber doch einmal in Würzburg im Held-Haus vier gegen einander tobende Claviere in drei Häuſern!), ja, das Surren der Nähmaſchine meiner lieben Frau dicht neben meinem Schreibtiſch war mir in Königsberg eine ganz unentbehrliche Begleitung zur Balladendichterei geworden und ich mochte es gern leiden, wenn dann 32 Vögel (aber darunter weder Canarienvogel

noch gar Papagei!) um die Wette ſangen, der Maſchine Surren, das ſie offenbar für Thereſens Geſang hielten, zu übertäuben.

Deſto feierlicher wirkte dann die Stille an den Sonntag Vormittagen, wann nicht Marktleute feilſchten, haderten und keiften. Das Zimmer war hell, freundlich und reinlich: die Einrichtung recht einfach: ein hartes Sofa, das ich nie benutzte, ein par Rohrſtühle, ein Bügeltiſch (ſtatt des Schreibtiſches), ein Kleiderſchrank, eine eiſerne Bettſtatt — mir ganz neu: die Waſchſchüſſel ſtand auf einem Holzſtuhl: das war der Waſchtiſch.

Ich fand es maßlos theuer, daß ich dafür 5 Thaler zahlen ſollte: aber Piloty zahlte ſechs und Oncle Wilhelm ſagte lachend: „dafür habt Ihr det Spreewaſſer jratis.“

Mein Miethwirth, Herr Ludwig Bauer, Vergolder, und ſeine immer fleißige Frau waren gar vortreffliche Muſterbilder des tüchtigen Kleinbürger- und Handwerkerſtandes, der in Berlin wie ander-

wärts viel ſeltener geworden ſein mag in den letzten 40 Jahren. Nie hatte ich den geringſten Anſtand mit ihnen und ihren ſtreng gezognen Kindern: — reinlich und ſäuberlich hielt die Frau mein Zimmer und meine Wäſche, die ſie ebenfalls übernahm. Daß der Aufſtieg über die drei Treppen — im Erdgeſchoß war ein Butter- u. ſ. w. Geſchäft — oft übel ausſah und ſtark nach Häringen roch, war vom dritten Stock aus nicht zu verhindern.

Niemals habe ich ſpäter Berlin beſucht, ohne auf den Neuen Markt zu gehen und mir die alten Fenſter von unten anzuſehn. Bei meinem erſten Wiederkommen (1865) forſchte ich in dem Haus und auf der Polizei ohne Erfolg nach den wackeren Leuten: — ich hätte ihnen gern dankbar irgend eine Freundlichkeit erwieſen.

Andere Verwandte von mir wohnten in der der Barnimſtraße gerade entgegengeſetzten Richtung, im — damaligen! — äußerſten Weſten von Berlin, in der Linkſtraße: es war das Haus der bekannten Verleger-Firma Herbig.

Der älteſte Sohn hatte vor vielen Jahren in München (in der Hofbuchhandlung von Palm am Kuhbogen) gearbeitet und mir damals manchen Cooper'ſchen oder Walter Scott'ſchen Roman zum Leſen gegeben; nun war ſein Vater geſtorben, er hatte das bedeutende Geſchäft übernommen und ein wunderſchönes junges Mädchen, Anna, eine geborne Grimm, geheirathet. Die verwittwete Mutter und mehrere hübſche Töchter derſelben wohnten in einem andern Stockwerk deſſelben Hauſes: ich und mein Pylades — deſſen Cither hier ganz beſonders geſchätzt ward — fanden die gütigſte, liebenswürdigſte Aufnahme bei den „Alten" und den „Jungen" im Hauſe: die ſtrahlende Schönheit meiner Baſe Anna und ihre anmuthvoll heitere Laune zog uns mächtig an: in dem gaſtlichen Hauſe ward viel Muſik getrieben, häufig getanzt, Pfänderſpiele (auch mit Küſſen, was mir dummer Weiſe gräulich war) und andere Luſtbarkeiten fehlten nicht. Piloty ging häufiger hin als ich: ich? Ich war ein rechter Schafskopf! Obwohl

keines der hübſchen Mädchen mir irgend tieferen Eindruck machte, — und ich ihnen gewiß auch nicht!! — — ich glaubte, ein Unrecht zu thun gegen Didoſa, wenn ich mit dem vollbuſigen, blauäugigen oder dem ſchlanken, rehäugigen meiner Bäslein herum hopſte oder gar die beiden ausgelaſſnen Käfer, beide zugleich, die eine meinen linken, die andere meinen rechten Arm packte und mich auseinander zu walzen drohten.

Das Tanzen hatte ich nämlich ſchon als Gymnaſiſt nur auf zwingenden Befehl der Aeltern gelernt, mit heftigem Widerſtreben: — es ſchien mir entweder „fad“ oder aber, gefiel mir meine Tänzerin, „ſündhaft“.

Dieſe Tanzſtunde, beſucht von eitel Gymnaſiſten und Backfiſchen, unter Aufſicht unzähliger Tanten, bei ein par Talglichten, auf holperigem Boden, in engem, ſchmutzigem Zimmer — ſie war denn auch unglaublich billig! — wäre einmal recht hübſch in einem humoriſtiſchen Roman zu ſchildern. Ich vergaß oben (Band I, S. 119)

bei Aufzählung der „ritterlichen Künſte und Leibesübungen“ der edeln Tanzkunſt: wahrſcheinlich deßhalb, weil ich es darin am Wenigſten weit gebracht und nie ein beſonderes Vergnügen bei ihrer Anwendung verſpürt habe. Meine Jugendfreundinnen (ſ. B. III behaupten, ich tanze noch ſteifer als ich reite: und das will was heißen!

Wie thörig war es, gar manchen Abend, an welchem mein Clemens mit dieſen feingebildeten, heiteren Menſchen ſich harmlos und jugend- und naturgemäß — und eigentlich waren es doch meine Bäslein, nicht die Seinen! — erluſtigte, zu Hauſe zu ſitzen und bis ſpät nach Mitternacht — bei recht ungenügender Atzung — Plato zu ſtudiren oder Corpus juris zu leſen oder — das Thörigſte von allem — ungezählte, allerdings oft recht gute! — Verſe an Didoſa zu machen, welche einſtweilen an der Iſar ſchlief oder, wachte ſie, an alles Andre eher dachte als an mich!

XXIX.

Außer den Häusern meiner Verwandten standen mir aber noch gar viele andere offen in dem wirthlichen Berlin.

Der berühmte Pandektist Keller, der früher von Zürich aus meine Aeltern besucht hatte (I, S. 263), war schon vor geraumer Zeit nach Berlin berufen worden, wo er eine ganz hervorragende Stellung als Gelehrter und Lehrer einnahm; ich hörte bei ihm Erbrecht (s. unten) und verkehrte viel in dem glänzenden, reichen Hause, dessen gewaltigsten Magnet die unvergleichlich kluge, für ihre Jugend erstaunlich gewandte und an Leib und Seele gleich anmuthvolle einzige Tochter bildete.

Unsere beiden Häuser waren so nahe befreundet, daß einer der zahlreichen Keller-Knaben nach mir den

Namen Felix erhalten hatte: die prächtige, hochgebildete, grundgeſcheute Frau Geheimrath — eine Tochter Lavaters — duzte und behandelte mich wie ihre Söhne. Ich war recht viel in dieſem Hauſe: mehr als bei allen meinen Verwandten zuſammen! Sowohl bei den großen Bällen und anderen gewaltigen Völkerfeſten als — und zwar viel lieber! — allein oder mit Piloty und deſſen Cither eingeladen oder ungeladen beim Abend-Thee.

Wenn ich — mit meiner jetzigen Kenntniß der Menſchen und insbeſondere des Menſchen Felix Dahn — mir die damaligen Dinge zurück rufe, ſehe ich mich wohl oder übel zu dem Ergebniß gedrängt, daß wir, ich ebenſo wie der gute Clemens, in die wunderliebliche Emma bis über die Ohren verliebt waren, trotz Didoſa und Minna in München: freilich ohne es zu merken: ja, ich würde jeden gefordert haben, der mich ſolcher Treuloſigkeit geziehen hätte.

Allein die „Wahrzeichen“ ſind zu zahlreich und zu laut ſprechend!

Clemens und ich redeten recht viel von Emma's Liebreiz bei dem Nachhauſegehn: — jedesmal ungefähr daſſelbe! Wir trafen einer den Andern gar oft an jenem abendlichen Theetiſch, — zu gegenſeitiger Ueberraſchung! — während wir ſonſt uns die Pläne für unſere Abende ſtets mittheilten. Clemens und ſogar ich — contra naturam mei generis! — tanzte mit der Zierlichen — die denn freilich auch ſo leicht ſchwebend und ſo anmuthig dahin flog wie keine Andere auf den Bällen, — ſo leidenſchaftlich gern und ſo oft, daß Mutter Keller dieſe Häufigkeit „Schanden halber", wie ſie ſagte, herab minderte: wir hielten uns dadurch ſchadlos, daß wir, waren wir an jenen Abenden allein mit der Unwiderſtehlichen, mit ihr tanzten (— Mutter Keller ſpielte unermüdlich Clavier dazu —) bis ſie nicht mehr konnte.

„Unwiderſtehlich": — ja, das war ſie: nicht Ein Mann, vom jüngſten Studenten bis zum General oder Geheimrath, konnte ſie ſehen ohne den Zauberreiz der kleinen dunkeläugigen Elbin mit den wun-

derfein geſchnittnen Zügen zu verſpüren: alle waren in ſie verſchoſſen: ſollte ich allein es nicht geweſen ſein? Es iſt recht unwahrſcheinlich.

Und ſie? Die von allen Seiten Gefeierte war nach allen Seiten hin gleich artig, gleich liebenswürdig und verbindlich: Keinen zeichnete ſie auch nur durch den geringſten Vorzug aus. Sie hätte es auch nicht wagen dürfen: ihr Vater, eine Herrſchernatur von ſchroffſter Art, würde ſie zerſchmettert haben, hätte ſie ſich dergleichen beigehen laſſen wollen.

Nur mich — wir ſagten ja „Du“ — behandelte ſie anders als alle Andern: ſie durfte das: war ſie doch einige Jahre älter als ich und war doch auch abgeſehen hiervon an eine Gefährdung der ſehr hochfliegenden — freilich häufig wechſelnden! — Pläne, die der ſchwer reiche Geheimrath für ſein allſeitig vergöttert Töchterlein hegte, durch das achtzehnjährige Studentlein Habenichts in alle Wege nicht zu denken.

So ließ der Gefürchtete uns gewähren und

Mutter Keller — nun, die hatte einen Narren an mir gegeſſen und konnte mich gar nicht oft und nicht vertraut genug (d. h. wenn nicht fremde Augen zuguckten) mit ihrer Emma verkehren ſehen. Mich beglückte die Freundſchaft, ja die ſchweſterlich zärtliche Neigung des ſchönen Mädchens: ich machte ſie zur Vertrauten meiner Liebe zu Didoſa: da ſah ſie mich freilich mit ſeltſamem Lächeln an, das ſchmale Köpflein zur Seite drehend wie ein kluges Rothkehlchen: — war ſie doch, obwohl erſt 21 Jahre, doch ganz unvergleichlich reifer, klüger, einſichtiger als ich — und meinte wohl, die ſchmalen Lippen kaum öffnend: „das iſt eitel Luft.“ Ich bilde mir wahrhaftig nicht ein, daß ſie mich liebte: — dazu war ſie viel zu geſcheut! — aber unſere Freundſchaft erhielt doch eine wärmere und lebhaftere Färbung als ſie getragen hätte, falls Emma ein Jüngling oder ich ein Mädchen geweſen wäre.

So hab' ich, glaub' ich, das ſchwer zu ſchildernde Verhältniß in ſeiner höchſt reizvollen Zartheit richtig geſchildert: doch Halt! Ein feiner Zug

fehlt wohl noch darin: ich glaube, das kluge Mädchen durchschaute recht klar, daß ihr Freund Felix, während er ihr von Didosa vorschwärmte, für die Vertraute, ohne es zu merken, doch Anderes als nur Freundschaft fühlte; übrigens hat das kluge treue Mädchen mir, als ich später in Berlin in eine seltsame Verwicklung gerieth, mit ihren feinen gewandten Fingern mich gerade noch zu rechter Zeit, bevor irgend jemand darunter zu leiden hatte, auf das Säuberlichste und Zierlichste heraus gewickelt: Dank ihr dafür und Segen — auch in ihr frühes Grab hinein!

Denn sie ist lange todt, die anmuthvolle.

Nachdem ihr Vater sie wiederholt mit allerlei Verlobungsplänen geplagt (— eine große Rolle spielte dabei ein sehr reicher junger Statsmann, dessen glänzende Laufbahn der ganz unheimlich gescheute Geheimrath voraus sah und der denn auch wirklich in frühen Jahren Minister ward: — auch ihn deckt schon die Erde! —), verheirathete sie sich mit einem Gutsbesitzer. — Aber ach! das köstliche, kleine Colibriähn-

liche Geſchöpflein erkrankte am Rückenmark und ſtarb nach vielen, vielen Jahren der ſchwerſten Leiden, — und zwar nicht nur des Leibes! — nachdem ſie gar lange Zeit gelähmt gelegen: — ſie, die wie eine beflügelte Willis im Tanze geſchwebt.

O weh um dich, Emma Keller! und um alles Schöne auf der Erde:

„siempre tiernos corazones
Son nacidos al dolor“

(habe ich in einem meiner wenigen, aber nicht ganz ſchlechten ſpaniſchen Gedichte geſagt!)

Das Kellerſche war nicht das einzige Berliner Profeſſorenhaus, das ſich mir gaſtlich aufthat. Prantl (der vor Jahren mit ſeinem Freunde Konrad (von) Maurer ebenfalls in Berlin ſtudirt) hatte mir Empfehlungen mit gegeben an ſeinen Lehrer Böckh, den ehrwürdigen Altmeiſter der griechiſchen Alterthumswiſſenſchaft, deſſen „Statshaushalt der Athener“ ich, durch Spengel (oben S. 15) angeregt, eifrig durchgearbeitet hatte. Der hochbedeutende Mann — eine

gar ſtattliche, aber auch mild-freundliche Erſcheinung — nahm mich auf das Gütigſte auf: er hatte ſeine Freude daran, daß ein Juriſt in jenem Werk ſo gut Beſcheid wußte, und lud mich oft in ſein wirthlich Haus: ſeine Tochter war ein gar holdes, liebes, ſchönes Geſchöpf. Ich fand, daß ſich ein junger langer, blaſſer, blonder Profeſſor mehr mit ihr beſchäftigte — tanzend und redend — als mir und Andern eigentlich angenehm war.

Ihr aber muß es nicht unangenehm geweſen ſein: denn ſie hat ſich ihr ganzes künftiges Leben mit ihm beſchäftigt, indem ſie ihn nämlich alsbald heirathete. Und als er mir damals ungezählte Extratouren abzwackte, wann ich mit dem ſchönen Mariechen engagirt war, ahnte ich weder, daß ich künftig ſo viel von ihm über Engliſche Verfaſſung lernen, noch daß ich nach ſeinen Anregungen in Königsberg preußiſche Selbſtverwaltung vortragen, noch daß dreißig Jahre ſpäter, als ich in Berlin einige Vorträge hielt, das ſchöne Mariechen als Frau Geheimrath von Gneiſt

mich und meine Thereſe ſo überaus liebenswürdig bei ſich aufnehmen würde.

Ferner hatte mich Prantl bei dem Philoſophen Trendelenburg eingeführt, mit welchem ihn beſonders die gemeinſamen Forſchungen in Ariſtoteles verknüpften; ich hörte bei jenem Pſychologie (ſ. unten) und kam auch zuweilen in ſein Haus, dem freilich die Frau fehlte; der ernſte, feierliche Mann in ſeiner ſtreng geſetzten Redweiſe — er redete im Geſpräch wie auf dem Lehrſtuhl — und ſeinen ſpärlichen, ſtreng abgemeſſenen, ein wenig ſteifen, rechtwinkeligen Bewegungen, dem ſcharf geſchnittnen, bedeutenden Kopf, der ſich in den hohen, ſteifen Vatermördern nicht frei bewegen konnte — machte mir ganz gewaltigen Eindruck, obzwar nicht gerade anziehenden: er hatte nicht viel Freundliches, vielmehr etwas Herbes und Trockenes (austère, würden die Franzoſen ſagen): ich mußte immer denken, wann ich von der Schulbank zu ihm hinaufblickte: „ſo hat gewiß auch ſein Ariſtoteles ausgeſehen“ — nur ohne Vatermörder. Ich bin ſpäter

in den Grundfragen der Rechtsphiloſophie zu ihm ganz entgegengeſetzten Ergebniſſen gelangt: — Trendelenburg vertrat jene Zuſammenſchließung von Sittlichkeit und Recht, jene Begründung des Rechts als Mittel zum Zweck des Sittlichen, welche ich, die Selbſtändigkeit des Rechtes neben dem Sittlichen fordernd, ſcharf bekämpfe. [1]) Aber dankbar werde ich ſtets reicher Anregung, die ich dem ſcharfſinnigen Mann in der Pſychologie und tiefſtgründige Belehrung, die ich ihm über Ariſtoteles ſchulde, gedenken.

Ein wahre zweite Heimath aber wurde für mich (— und kaum in minderem Maße für den guten Clemens —) das Haus meiner guten, lieben, treuen Mutter Birch an der Krauſenſtraße 70 (Ecke der Friedrichſtraße) über zwei Treppen.

Dieſe prachtvolle Schwäbin war mit meinen Aeltern noch von der Zeit her auf das Innigſte be-

[1]) Vgl. meine Beſprechung ſeines Werkes: „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik", Bauſteine IV. 1. S. 13. Berlin 1883.

freundet, da ſie zu Zürich das Stadttheater geleitet und meine Aeltern dorthin zu einem Gaſtſpiele geladen hatte: ſie war dann ſpäter auch in der Königinſtraße ein hoch willkommner Beſuch geweſen.

Dieſe ausgezeichnete Frau nahm mich nun auf in der That wie eine Mutter und überhäufte mich mit einer Liebe und Fürſorge und Zärtlichkeit, die mich in tiefſter Seele rührte und erſchütterte: und zwar gleich vom erſten Anblick an hatte ich — ihr ganzes, großes, reiches, gütevolles Herz gewonnen. Sie ließ mich gleich, als ich zuerſt gar ſchüchtern bei ihr um 11 Uhr morgens antrat, vor abends 9 Uhr nicht mehr fort. Ich mußte gleich zu Mittag, zu Kaffee und zum Abendthee bleiben! Und wie unzählige male hat ſich das wiederholt! Jeden Sonntag Mittag waren Clemens und ich ein für allemal ihre Tiſchgäſte: es gab jedesmal Kalbsbraten mit Sardellen geſpickt und dazu das ſchwäbiſche Leibgericht: „Späzzle“. Vor Abends 10 Uhr kamen wir dann nie fort: und außerdem ſollte ich jede Woche wenig-

ſtens noch einen Abend bei ihr verbringen. Ich weiß nicht, was die grundgeſcheute, vielgefeierte Frau von reichſter Welterfahrung, die bei Hof (zumal bei dem Prinzen von Preußen) ſehr beliebt und in der vornehmſten Berliner Geſellſchaft gefeiert und verwöhnt war, die mit ſo vielen Dichtern, Muſikern, Malern (von den Schauſpielern: Männern wie Döring, Deſſoir, Liedtke zu ſchweigen) in regſtem geiſtigen Verkehr ſtand, an mir „Greenhorn“ finden konnte: — es müßte denn die ſüddeutſche Friſche und die Unverdorbenheit und Reinheit der Seele geweſen ſein.

Frau Charlotte war von Staunen erregender Arbeitskraft. Neben den Proben und Vorſtellungen, welche ſie im königlichen Schauſpielhauſe beſchäftigten — eine ihrer beſten Rollen war die Bärbel in Dorf und Stadt d. h. ihrer Bearbeitung des Auerbachſchen Romans der „Frau Profeſſorin“, dann die Amme in Romeo und Julia — ſchrieb ſie unermüdet, tief in die Nächte hinein wachend, jene Schauſpiele, meiſt aus Romanen geſtaltet, manchmal frei erfunden,

welche, ähnlich wie die Luſtſpiele des wackern Benedix, den Gegenſtand des Neides und der boshafteſten Angriffe von Seite der Wettbewerber bildeten. Nun ſind ja die Geſtalten der Frau Birch-Pfeiffer nicht gerade ſonderlich vertieft, zuweilen nur aus unwahren Roman-Puppen in nicht lebenswahrere Bühnen-Marionetten umgewandelt und die breit erzählte Fabel der bearbeiteten Romane von Bulwer oder Dumas oder Wilkie Collins erſchien dadurch nicht wahrſcheinlicher, daß ſie unter Weglaſſung der vermittelnden Zwiſchenglieder in fünf knappe Aufzüge zuſammengedrängt wurde: — darüber bedarf ich nicht der Belehrung. Aber du lieber Gott in deinem hohen blauen ſchönen Himmel! Wie rieſenhoch ragte dieſe Frau an Bühnenkenntniß, an echter dramatiſcher Kunſt, nicht nur an theatraliſcher Mache, — über all' die hoch-poetiſchen „Dichter" hinaus, welche Jahrzehnte hindurch ſie mit allem Gift der Bosheit überſchütteten, während und weil ſie in lächerlicher Ohnmacht nicht im Stande waren, eine einzige Scene, geſchweige ein Schauſpiel ſo zu

geſtalten, daß ſie auf der Bühne überhaupt möglich war: dieſe an Größenwahn leidenden Tragiker in ſieben Acten, welche von Shakeſpeare nichts gelernt hatten als die unaufhörlichen Verwandlungen (die aber bei Shakeſpeare keine waren) bei offenem Vorhang. Ich darf ſo reden: denn ich habe gar viele Jahre hindurch die Stücke kennen gelernt, welche dem Münchener Leſe-Ausſchuß eingereicht wurden, und ſehr oft auch die zu dieſen Machwerken gehörigen häufig größenwahnſinnigen Herren Dichter und — meines lieben, wahrlich nur zu milden Vaters Beurtheilungen. Es überſteigt allen Glauben, was da oft an Bühnenwidrigkeit, an kindiſcher Unfähigkeit, zwei oder drei Menſchen mit einander reden, ſie rechtzeitig und in wahrſcheinlicher Weiſe auftreten und abgehn zu laſſen, geleiſtet wurde.

Und nun noch Eins: — ein Schwerwiegendes.

Gewiß hat der rein äſthetiſche Maßſtab ſeine volle Berechtigung. Aber daneben darf, ja muß man doch auch fragen, in welcher Weiſe wirkt ein Dichter,

wirkt eine Kunſtrichtung auf die Volksſeele, erziehend oder verführend?

Nun wohlan: dreißig Jahre hindurch haben die Birch und Benedix dem das Theater beſuchenden Publikum dargeboten, was freilich oft ein wenig flaue und mittelmäßige Hausmannskoſt war: — aber ſie war nicht überwürzt und war nicht Gift. Wahrlich, die Geſundheitspflege für das Deutſche Volk war beſſer beſtellt bei Birch und Benedix, als wenn „der Fall Clémenceau“ oder „die Geſpenſter“ — von andern Sachen zu ſchweigen — die geiſtige Erhebung beſorgen. O Friedrich Schiller, was macht man aus der Schaubühne, von welcher aus du dein Volk veredeln wollteſt und veredelt hatteſt: — aber das iſt lange her!

Damals nun — 1852 — ſtand „die Birch-Pfeiffer“ auf der Höhe ihrer Erfolge: ihre Stücke beherrſchten das Schauſpielhaus zu Berlin und alle Hoftheater: der König, zumal aber der Prinz von Preußen — der ſpätere Prinzregent, König und Kaiſer Wilhelm — fehlte nie bei einer Erſtaufführung ihrer

Dramen, das Haus war überfüllt, man ſchluchzte viele Taſchentücher über „dem Lorle“ voll, man war herb und ſpröde und innerlich doch ſo weich mit der armen Gouvernanten-Seele der „Jane Eyre“, man vergruſelte ſich über die „Frau in Weiß“, man gönnte dem ziemlich unwahrſcheinlichen Lord Rocheſter ſeine Demüthigung und glaubte an ſeine recht unglaubhafte Beſſerung: und ging man ſelbſt nicht gebeſſert aus ſolcher Rührung nach Hauſe, ſo war es nicht die Schuld der Frau Birch und man mußte ſchon recht hartherzig ſein. Und wie dankbar waren die Schauſpieler und Schauſpielerinnen der geſcheuten Frau, welche, ſelbſt von der Zunft, ihnen die dankbarſten Rollen — oft „auf den Leib“ — ſchrieb, nichts Unmögliches von ihnen verlangte, nicht ellenlange Selbſtgeſpräche in jedem Aufzug von Stücken, die nur einmal das Licht der Lampen ſahn „und dann nicht mehr“.

Wie viel hätten ſie doch von der unglaublich verunglimpften Frau lernen können, wären ſie nicht zu hochmüthig und zu unfähig zugleich hierfür

geweſen, jene bluttriefenden Dolch-Tragiker: von dem Stück Eines ſolchen dichtete ich einmal:

„Blutig ſind ſie, die Harlungen: doch es rettet ſich Einer:
Lebend, obwohl er gebebt, floh der Souffleur aus dem Loch.“

Während meines Aufenthalts in Berlin vollendete Frau Birch mehrere Stücke, die beſten Erfolg hatten: ja, in Einem derſelben (übrigens nicht gerade einem der beſten) „Roſe und Röschen“ geſtaltete und nannte ſie den Helden nach mir.

Und wie die Arbeitskraft und den Bühnen- und Weltverſtand lernte ich auch die unbegrenzte Herzensgüte dieſer ausgezeichneten Frau bewundern: wie viele Thränen der Armuth hat ſie getrocknet, wie feinfühlig verſtand ſie es, die verſchämte Noth aufzuſuchen, wie gütig, ſie ſchonend zu lindern, gerade auch in den Kreiſen der Schriftſteller, aus welchen die ſpitzigſten Pfeile auf ſie gezielt wurden: ſie war eine kleine „Schillerſtiftung“ für ſich allein!

XXX.

Sie hatte ein einzig Kind (— ihr Gatte, Dr. Birch, lebte damals einige Zeit in München: ſpäter aber zogen die Eheleute wieder zuſammen), eine Tochter, Minna, zwei Jahre jünger als ich: bald ſchoß unter uns beiden eine gar heiße Freundſchaft empor.

Das junge Ding von kaum ſiebzehn Jahren war nicht ſchön zu nennen: die Formen der ſpäter ſo ſtattlichen Geſtalt begannen damals erſt ſich zu bilden und zu füllen: aber ſie hatte in ihrem bleichen Geſicht ein par prachtvolle große dunkle ſeelenvolle Augen, welche im Zorn (und ſie war recht oft und faſt niemals mit Grund zornig) gar bedräuſam funkeln, in weicher Stimmung gar herzgewinnend ſanft blicken und verſchwimmen konnten. Sie war ebenſo hochbegeiſtert als hochbegabt für alles was Poeſie, was

Schönheit, was phantaſtiſch war: Drama, Lyrik, Epik, zumal aber das Drama liebte und verfolgte ſie mit jener ungeſtümen, fortgeriſſnen Leidenſchaftlichkeit, welche ihrem ganzen Weſen eignete.

Kein Wunder, daß die ſiebzehnjährige, funkenſprühende Tochter der Dichterin, und der achtzehnjährige „Dichter“ ſich lebhaft anzogen.

Wir laſen beide recht gut und gierig gern: wir wurden, glaub' ich, vorzuleſen viel ſpäter müde, als die Andern, uns zuzuhören: und wir zwei beide, waren wir allein, wurden gar nie ſatt, zu declamiren und uns zu hören. So laſen wir denn — mit „vertheilten Rollen“ d. h. ſie alle Weiblein und ich alle Männlein — gar manchen Sonntag nach Mittag von drei Uhr an, wann ſich die Mutter zum Ausruhen und dann zur Arbeit zurückgezogen hatte, ununterbrochen fort, bis ſie um acht Uhr wieder zum Thee erſchien, ja, manchmal, wenn ſie noch um 9 Uhr ſich wieder an den Schreibtiſch ſetzte, bis Nachts elf Uhr. Nur etwa Minna's hervorragendes, aber ungeſtümes Clavierſpiel

unterbrach dieſe vielſtündigen gegenſeitigen Anſchreiungen oder Anſäuſelungen aus Shakeſpeare, Schiller, Goethe, Leſſing, Byron oder Percy's Relics (das Engliſche laſen wir engliſch). Oder auch wohl „äſthetiſche" (!) Erörterungen über die Stücke oder einzelne Geſtalten in denſelben: — ein Austauſch von Meinungen, der ſelten friedlich endete, indem das wilde Mädchen ſtets die wildere, maßloſere und minder harmoniſche Auffaſſung dem Studenten gegenüber vertrat, dem es in den Ritterſpielen zwar niemals heiß genug hergegangen war, deſſen dichteriſches Bedürfniß aber nach harmoniſchem, wenn auch tragiſchem Abſchluß unabweisbar verlangte.

In dem Streit der zankenden Kinder in der Krauſenſtraße Nr. 70 drückt ſich ſchon völlig der Gegenſatz der Stellungen aus, welchen nunmehr die alt gewordnen Kinder in der Dichtung einnehmen: denn die ungeſtüme, leidenſchaftliche, nicht gerade ſehr friedſelige Minna iſt ja die weitberühmte Frau Wilhelmine von Hillern geworden, deren Romane

(und Schauſpiele: Geier-Wally), in gar viele Sprachen überſetzt, in gar vielen Zeitſchriften und ungezählten Auflagen Europa und Amerika durchſtürmen.

Ich mißbrauche das heilige Wort nicht, wenn ich dieſem wilden, ungezügelten Geſchöpf in manchen Stücken einen geradezu genialen Anflug zuſpreche: d. h. eine Kühnheit der Neuſchöpfung, welche die hergebrachten Schranken der dichteriſchen Geſtaltung in angeborner Eigenart zu überfliegen immer drängt und hin und wieder wirklich ſiegreich überſtürmt. Aber ſolche Anlage hat reichlich alle Gefahren ihrer Hoffnungen und alle Fehler ihrer Vorzüge: es iſt eben das Mißtönende des Abſchluſſes und oft auch das bis in das Unwahre und Ungeſunde, das Unnatürliche hinein Verzerrte in der Zeichnung der Geſtalten, was die Klippe ſolcher Art der Begabung und der ganzen Richtung bildet. Kommt nun dazu eine Miſchung von katholiſcher Askeſe mit — nun, ſagen wir: nicht gerade froſtiger Kühle des Blutes, ſo ergeben ſich Bildungen, welche — nun, ſagen wir: von meinen

Idealen recht weit ab, ja als ſchroffer Widerſpruch ihnen entgegen ſtehen.

Gott, was haben wir zwei „tumbe Kinde“ uns abgeſtritten in jenem Eckzimmer der Krauſen- und Friedrichsſtraße!

Oft ſo heftig, daß die alte Nanni ganz ängſtlich aus der Küche herein gelaufen kam, ſorgend, wir geriethen mit den Fäuſten aneinander. Denn damals drückte ich meine abweichende Aeſthetik nicht ſo zurückhaltend aus, wie es in den Sätzen da oben der „alte Herr“ (ſchauderhaft zu ſchreiben!) der vornehmen Dame gegenüber zu thun ſich wenigſtens befliſſen hat.

„Das iſt ja ein abſcheulicher, krankhafter Unſinn,“ mag ich damals zu ſagen mich wohl etliche Male erdreiſtet haben. Aber das war noch gar nichts gegen die Kraft der Ausdrucksweiſe des herben Jungfräuleins! Denn du warſt grob, oh meine alte Minna, oder vielmehr du konnteſt es ſein (konnteſt freilich auch recht arg, ja bezaubernd lieb ſein). Es war aber jene manchmal irrwiſchhaft umher fahrende

Ungezogenheit nicht deine Schuld, ſondern die deiner, nein: unſerer lieben Mutter, welche, nachdem ſie einen Knaben durch den Tod verloren, das zarte und häufig kränkelnde Töchterlein ſcharf anzufaſſen nie über ihr weiches Herz brachte; ſo wardſt du denn, o Theure, maßlos verzogen, wardſt unglaublich launenhaft („Your willful Waywardness", beehrte ich mich dich anzureden), lachteſt und lärmteſt, gellteſt und weinteſt in verblüffender Geſchwindigkeit des Wechſels durcheinander und ſetzteſt durch dieſes liebliche Gemengſel gemeinhin Alles und Jegliches durch, was du dir im Kleinen und im Großen in deinen ungeſtümen Kopf (mit ſeinen ſchönen dunkeln Haren darauf) geſetzt hatteſt: und zwar gegen Alle, ohne Unterſchied des Geſchlechtes, Alters oder der von dir erwarteten, aber nur kärglich geleiſteten Ehrfurcht: deine Mutter und Nanni, den unglücklichen Herr Häring, der dich glänzend leicht Lernende, aber herzlich Faule „in allen Wiſſenſchaften" vervollkommnen ſollte, deine Freundinnen Clara Bock und Agnes Chremnitz (ich habe

mir nur die hübſcheſten gemerkt) und deinen ſehr ſprunghaft behandelten Schreiber dieſes.

Nur die zierliche Emma Keller behauptete ihr ſchönes Köpflein auch dir gegenüber, und Tante Keller, die dich ſo mütterlich liebte, ſchlug manchmal die Hände über deine Wildheit zuſammen.

Es gereicht mir heute noch zum Troſte, daß auch ich dich — in geringerm Maße freilich — quälte: einmal, indem ich dich (recht pedantiſch! ich ſehe es jetzt ein) mit meiner Philoſophie langweilte, dann indem du mir bis zur Erſchöpfung die „letzte Roſe" vorſpielen mußteſt und, last not least, indem ich dich — es iſt faſt überflüſſig es zu ſagen — ebenſo wie „Emmaleine" zur Herzensvertrauten meiner Didoſa-Schwärmerei machte; das ward dir bald zuwider; aber ich merkte es erſt unglaublich ſpät.

XXXI.

Nämlich: ſchon lange denkt ſich manche weiſe Mutter und eine noch klüger gewitzte Tante, die dieſes lieſt: „o du meine Güte! Die Frau Birch muß ja doch reineweg des Teufels geweſen ſein, daß ſie dieſe beiden verrückten Kinder zweierlei Geſchlechts halbe Tage und Nächte lang allein ließ. Man konnte es ja nicht ſchlauer anlegen, wollte man mit aller Gewalt bewirken, daß dabei eine Dummheit herauskäme.“

Es kam auch etwas dabei heraus, Frau Geheimrath oder Frau Conſiſtorialrath: — aber ſchließlich doch keine Dummheit, wie ſich (allerdings nach einigen Schmerzen) herausſtellen ſollte.

Zunächſt kam etwas ſehr Schönes dabei heraus: ein Gefühl, ein Verhältniß, deſſen Reiz dadurch wahrlich nicht gemindert ward, daß alle drei Betheiligten

— denn die Mutter war doch mittelbar auch recht ſtark betheiligt! — ſich nicht die mindeſte Rechenſchaft darüber gaben, ob das nun noch Freundſchaft oder bereits etwas Wärmeres ſei.

„Das iſt eben der Leichtſinn der Mutter," denkt jetzt in ihrem Sinn die oben belobte Frau Tante, daß ſie ſich darüber keine Gedanken machte. „Das fehlte mir! Ich würde . .!"

„Ja, ſehen Sie, Frau Profeſſor M. in Königsberg in Oſtpreußen, Sie ſind eben nicht die gute Frau Birch."

So ging es denn ein par Monate in glücklicher Rechenſchaftsloſigkeit dahin: Piloty und die Freundinnen Minna's waren ja auch häufig zugegen und ſo ward, da wir vor ihnen nicht anders mit einander verkehrten, als wenn wir allein waren, uns vollſte Unbefangenheit gewahrt.

Nur einmal ward dieſe Ahnungsloſigkeit aufgeſtört durch die wohlmeinende Warnung einer älteren Freundin Minna's, Hermine Herberg.

Dieſe ſanfte, ſchöne, aber ſehr leidende Blondine — ſie ſtarb bald nachdem ſie, nach gar langer Verlobtheit, ihren Correns geheirathet hatte — war reifer als wir Alle und hatte als Braut eine mehr ſelbſtſtändige Stellung auch mir gegenüber: ſie trug mir herzliche Freundſchaft: in deren wohlwollendſter Bethätigung ſagte ſie mir einmal: „Was würde wohl zu Eurem Treiben Didoſa ſagen?“ (Denn ſelbſtverſtändlich wußte auch ſie von dieſem Heiligendienſt: ſchon aus meinen Gedichten, die ich unaufhörlich an die Gefeierte machte und ebenſo unaufhörlich vorlas. Hermine hatte ſelbſt eine feine, zarte, obzwar nicht umfaſſende lyriſche Begabung.)

Ich erwiderte: „O könnte ſie es theilen!“

„Meinen Sie nicht, es könnte doch für Minna ſchmerzlich enden?“

„Warum? Es braucht ja gar nicht zu enden!“ antwortete ich in vollſtem Unverſtändniß ihrer Meinung.

Aber einmal kam das hoch geſpannte Gefühl doch zu gewitterhafter Entladung.

Man erwäge: ich war ohne Bäslein, ohne Nachbarstöchter als Spielgenoſſen aufgewachſen, hatte nie einen Ball, nur die verhaßte Tanzſtunde mit den abſtoßend philiſterhaften Bürgermädchen beſucht: nun zum erſten Male in meinem Leben verkehrte ich, Stunden lang, allein, in heißer Erregung der Phantaſie durch Declamation und Schauſpielerei, mit einem ſechzehnjährigen Mädchen, das durch hohe geiſtige Begabung und durch unerhörte Gluth des Temperaments und edelſte Offenheit des Ausdrucks jeder Empfindung überreich erſetzte, was an Schönheit etwa fehlte: es hätte ja Funke und Pulver nicht Funke und Pulver ſein müſſen, wäre es nicht zur „Exploſion“ gekommen.

Es explodirte denn: — aber recht poetiſch und ganz harmlos: das Ganze iſt ſo kindlich, ſo unſchuldig, ſo rein und ſo naturnothwendig geweſen, daß es mich heute noch mit Rührung ergreift, da ich es hier niederſchreibe.

Es war ſpät geworden an einem jener Sonntag-

Abende: Frau Birch hatte ſich nach dem Thee noch in ihr Arbeitszimmer zurückgezogen: wir waren allein. Minna hatte mir Beethoven vorgeſpielt: die Eroica, die Egmont-Ouverture, dann das „Volkslied“ aus den Mendelsſohn'ſchen „Liedern ohne Worte“: — all' das meine Lieblingsmuſik, die mich immer ſehr erregt. Nun laſen wir Romeo und Julia, — engliſch — aber nur die Auftritte des Pares. Minna, welche ſich für die Bühne vorbereitete, las, ſpielte, lebte die Julia mit fortreißender Leidenſchaft: nie hatte ſie ſo geſprochen, nie auch ſo ſchön ausgeſehen: es kniſterte förmlich aus ihrem dunkeln Har zu mir herüber, und ruhten — im Spiel — ihre wunderſchönen Augen ſo ſchmerzlich auf mir, ſo beſchlich mich ein leiſes, aber wohliges Grauen: ſo gerieth ich denn in meiner Romeo-Rolle auch in ſtärkere als die ſonſt ausgedrückte Empfindung: auch ich ward wärmer und wärmer: es ſchwoll mir ſo ſeltſam das Herz: ſo waren wir in immer wachſender Begeiſterung bis zu dem Selbſtgeſpräch Julia's gelangt, bevor ſie den

Schlaftrunk nimmt; das ſprach ſie nun mit wahrhaft genialer Gewalt: — ich glaubte in der That, die Tochter Capulets vor mir zu ſehn!

Und als nun das bleiche Ding, die großen leuchtenden Augen feſt auf mich gerichtet, mit dem durchdringenden Ruf:

„Romeo, das trink ich dir!“

wie blitzgetroffen hart vor mir zuſammen brach, — da fing ich die Stürzende auf in meinen Armen, aus Mitleid, aus hingeriſſenem Gefühl, aus einem Rauſch von poetiſcher Begeiſterung! — und küßte ſie auf die Stirn.

Es war der erſte Kuß den ich, abgeſehen von Mutter, Schweſter, Tanten, einem Weibe gab.

Ich weiß es noch, wie mich der feine Duft, der von ihrem Har ausathmete, ſo ſüß entzückte.

Aber ſofort fuhren wir auseinander: — und ſtanden nun, durch die ganze Länge des Zimmers getrennt, einander gegenüber, hochklopfenden Herzens: ich ſah ſie ſtarr an, ſie ſchlug die Augen nieder: —

die junge Bruſt wogte heftig: ich ſah das mit einem nie gekannten rieſelnden Schauer.

„Du, Minna," ſagte ich nach einer Weile, „das müſſen wir der Mutter ſagen: — gleich!"

„Ja. Gleich. Komm."

Und wir faßten uns an den Händen, gingen durch den Sal, traten in das Arbeits- und Schlafzimmer der Mutter ein und ich ſprach:

„Mutter! Wir haben Romeo und Julia geſpielt und ich — ich allein bin Schuld — ich habe Minna geküßt. Was ſoll nun werden?"

Damals war mir wahrlich nicht zum Lachen: aber jetzt, da ich dies ſchreibe, überkommt mich ein Lächeln: was mag wohl Mutter Birch für ein verdutztes Geſicht gemacht haben, wie mag ihr zu Muth geworden ſein, als ſie nun ein Ergebniß vor ſich ſtehen ſah, welches freilich mit ziemlicher Beſtimmtheit war voraus zu ſehen geweſen!

Es begab ſich aber nun das wirklich Rührende, daß die gute Mutter uns beide Schuldige, anſtatt

uns zu ſchelten oder zu trennen, in unſerer gewaltigen Erregung beſchwichtigte und uns beide zuſammen in die Arme ſchloß.

Das — ſo ſeltſam es anmuthet — erklärt ſich doch aus manchen guten Gründen.

Einmal hatte die herzen- und weltkundige Frau, vermuthlich von Tante Keller gewarnt, Aehnliches doch wohl kommen ſehen; dann entwaffnete unſere treuherzige Offenheit ihren etwaigen Unwillen; ferner hatte ſie mich wirklich längſt wie einen Sohn in ihr Herz geſchloſſen; und ſchließlich ſah die Kluge wohl voraus, daß etwas Gefährliches für ihre Tochter in dieſer überhitzten Freundſchaft nicht liege und daß an eine Heirath, mochten auch wir beiden Kinder ſie vielleicht in der Folge träumen, in alle Wege nicht zu denken, alſo auch die Zukunft ihrer Tochter durch ein Band nicht bedroht war, das ſeine innere Unmöglichkeit nothwendig im Laufe der Zeit von ſelbſt auflöſen mußte.

So tröſtete und beruhigte uns alſo die Gütige und entließ mich mit zärtlicher Liebe, nicht ohne daß

ich vorher wie die Mutter, ſo auch die Tochter feierlich umarmt hätte.

Ich ſtürmte nun aber noch viele Stunden in den nächtigen Straßen Berlins umher, bevor ich mein Kämmerlein auf dem neuen Markt aufſuchte.

Didoſa! Natürlich Didoſa!

Was war geſchehen? Ich hatte eine Andere geküßt: überhaupt zum erſten Male geküßt. Liebte ich Minna? Ja und Nein. Ja, jedesfalls ganz anders als Didoſa. Alſo, nein, wenn ich Didoſa geliebt hatte. —

Einen Anflug von Selbſtanklage wegen Treuloſigkeit ſchlug ich ſehr bald zurück: es war doch gar zu albern, mir eine Treuepflicht einzubilden gegen ein Mädchen, mit dem mich nichts verknüpfte als eine niemals erwiderte, ja kaum je ausgeſprochene Schwärmerei für ihre Schönheit; alſo damit war ich nun bald fertig: ich hatte doch auch in den par Monaten des Lebens in Berlin an Reife zugenommen.

Aber dem Philoſophen und Pſychologen, ſagen wir lieber dem Pedanten in mir, war es nun doch

unabweisbares Bedürfniß, ſich dies Nebeneinander von zwei Empfindungen zu Recht zu legen, das ſäuberlich auszudifteln.

Denn ſelbſtverſtändlich hörte keineswegs die Schwärmerei für Didoſa mit jenem Abend auf: ich fuhr vielmehr fort, ſie anzudichten und las all dieſe Verſe gewiſſenhaft Minna vor, ebenſo wie die an dieſe ſelbſt gerichteten (welche ſie aber merklich lieber hörte). Will man dieſes Beſtreben der Verſöhnung beider Gefühle freundlich beurtheilen, mag man es auf das mir tief eingewurzelte Bedürfniß nach Harmonie zurückführen. Aber jedesfalls bezeugt dieſe Diftelei und Spintiſirerei, dieſe Mühung, das Nebeneinander und die Vereinbarkeit beider Empfindungen zu „conſtruiren", für jeden Kundigen die Thatſache, daß — alle beide nicht echte Liebe waren, wie der Erfolg gelehrt hat.

Ich aber wandte damals ſchon — unbewußt — eine Auffaſſung an, welche ich Jahrzehnte ſpäter meinen Odhin in Frigga's Ja (Leipzig 1888) vertreten

ließ, aber freilich durchaus nicht als deſſen wahren und letzten Gedanken, ſondern in der argliſtigen Abſicht, durch Eiferſucht der verſchloſſnen Göttin das Geſtändniß ihrer Liebe zu entreißen: nämlich die höchſt verfängliche Lehre, daß ein Mann gleichzeitig mehr als Ein Weib lieben kann, weil ja keine ihm iſt, ihm ſein kann, was die Andere, weil jede andere Töne auf dem Saitenſpiel ſeiner Seele ſchwingen macht.

Selbſtverſtändlich iſt das nicht etwa meine wirkliche Auffaſſung von der Liebe: — löſt ſie doch jede ſittliche Treuepflicht auf. Allein die unleugbare Wahrheit von der gleichzeitigen, ganz verſchiedenartigen Einwirkung mehrerer Weiber auf denſelben Mann, zumal aber auf die Phantaſie eines Dichters — dieſe Thatſache, mag man ſie noch ſcharf verurtheilen, wo ſie eine Treuepflicht verletzt, — liegt unzähligen Lebenserfahrungen von Dichtern und Nicht-Dichtern zu Grunde: man braucht nur Goethe und Byron zu nennen: der letztere hat zwar den Rath ertheilt:

„always be off with the old love,
ere you be on with the new,“

aber befolgt hat er ihn nicht: er iſt freilich ganz ebenſo widerſittlich wie das Neben einander von mehreren „Lieben“.

Widerſittlich: ſofern eine Treuepflicht gegenüber Einer beſteht.

Wenn dagegen ein Mann, ſei er nun Dichter oder nicht, ohne es kund zu geben oder doch ohne ſich an die Eine oder die Andere zu binden, zu gleicher Zeit für die Prinzeſſin Leonore und für Leonore San Vitale glüht, ſo geht das niemand an als ihn ſelbſt, ob es ihn nun innerlich befriedet oder in Zwieſpalt ſetzt.

Das aber war damals mein Fall: denn ein bindend Band ſollte, von der nur angeſchwärmten Didoſa zu ſchweigen, auch Minna und mich nicht verknüpfen: ſo beſchloſſen die Mutter Birch und meine Aeltern, denen ich ſelbſtverſtändlich noch in der Nacht das Vorgefallne ſchrieb.

Welche Anſichten unſere Aeltern unter einander austauſchten, das weiß ich nicht: vermuthlich betheuerten ſie ſich gegenſeitig ihre Zuverſicht, das unmögliche Verhältniß werde ſich gar bald von ſelbſt auflöſen. Uns beiden gaben ſie die gütevollſten Worte, verbaten ſich jedoch ſelbſtverſtändlich nicht nur jede Verlobung, auch jede Kundgebung unſerer Neigung gegenüber Dritten: wir waren deß ganz zufrieden: aber Clemens und Emmaleine merkten es doch.

XXXII.

Es entstand also nun „ein schwebender Zustand", wie wir Juristen sagen: von Verlobung war keine Rede: der Verkehr ging — ungefähr — in der bisherigen Weise fort: was schließlich werden würde, — nun, das sollte der Ausgang lehren. Blieben wir uns treu und erkämpfte ich mir rechtzeitig die erforderliche Lebensstellung, so wollten und konnten uns die Aeltern nicht trennen: — beides war aber recht unwahrscheinlich. Ich vollende nun, vorgreifend über die Berliner Zeit hinaus und in das nächste Jahr hinein, den Verlauf dieser seltsamen Beziehung.

Sehr bald dämmerte mir — und wohl auch Minna — die Ahnung der Unmöglichkeit einer Heirath auf, schon aus äußern Gründen: ich war ein achtzehnjähriger Student, hatte noch alle Prüfungen vor

mir und nicht einen Kreuzer Vermögen, ſie war ein ſechzehnjähriges Kind, das — Schauſpielerin werden ſollte!

Das war mir nun ein Gräuel: meine „Braut“ — ſo zu ſagen! — auf dem Theater, mit ungezählten Schauſpielern Julia und Gretchen ſpielend, von jedem, der ein Billet bezahlte, vier Stunden lang durch ein Glas angegafft: — es war mir „wie Gift und Opperment!“

Selbſtverſtändlich mußte ich mich drein fügen, nachdem meine Mühungen, Minna ſelbſt davon abzubringen, geſcheitert waren: weniger an ihrem Gehorſam gegen die Mutter als an ihrem — übrigens vollberechtigten — Ehrgeiz und ihrem — ebenſo begründeten — Glauben an ihre außergewöhnliche Begabung.

Was hatte ich ihr ſtatt deſſen zu bieten? Ich hatte ihr ja nichts zu ſagen: wir waren ja nicht „verlobt“.

Aber als ſie nun wirklich — und zwar mit

ſchönen Erfolgen — zu Schwerin und anderwärts im folgenden Jahr auftrat als Jane Eyre, als Gretchen, während ich in meiner engen Kammer zu München täglich gegen zwanzig Stunden für die erſte Prüfung arbeitete, — da ward mir die Empfindung dieſes Gegenſatzes zur Qual, ſo lebhaft ich mich andrerſeits über ihre Briefe, welche von jenen Siegen berichteten, freute.

Dieſes Bühnenweſen und ihr leidenſchaftliches Feſthalten daran, trotz ihrer klaren Erkenntniß meines Leidens darunter, brachte uns beiden wohl zuerſt die äußere Nothwendigkeit unſerer Trennung zum vollen Bewußtſein.

Allein ungleich ſchwerer litt ich unter der ſehr früh ſchon in Berlin von mir erkannten innern Unzuſammengehörigkeit unſerer Naturen, welche Kluft nur von der ſtärkſten wahren Liebe hätte dauernd überbrückt werden können. Minna blieb auch nach jener Juliaſcene das trotzige, wilde, unſchmiegſame (eben unerzogene) Kind, das ſie vorher geweſen, und dieſes

Unbeugſame, dieſer Mangel an Harmonie, dieſe ſprunghaften Launen quälten mein nach Harmonie lechzendes Weſen auf das Unglaublichſte.

Es half nicht auf die Dauer, daß ſie jeden ſolchen Sturmanfall alsbald bereute und durch wahrhaft rührende Sanftmuth zu ſühnen befliſſen war.

Ich erkannte doch immer klarer, daß ich ſie nicht wahrhaft liebe — (ſowenig wie freilich auch Didoſa, was ich aber erſt durch dieſe bittere Lehre lernte!) — daß wir, wenn verheirathet — eine Vorſtellung die mir immer unmöglicher vorkam, je reifer ich ward — „kreuz unglücklich“ werden würden: ich gewiß: — aber auch ſie. Denn auch an ihrer Liebe ließen mich jene unaufhörlichen Rückfälle und das unerſchütterliche Feſthalten an der mir unertragbaren Schauſpielerei zweifeln.

Und als im Sommer darauf — kurz vor meiner Prüfung — Frau Birch und Minna nach München kamen, meine Aeltern und mich zu beſuchen, da fand das Widernatürliche ſeine natürliche Löſung. Die

ſchroffen Gegenſätze, die in den Briefen hervorgetreten, wurden durch die Begegnung Aug' in Auge nicht gemindert, ſondern geſteigert: wir trieben immer weiter von einander ab: die „Kampf-Scenen" wurden ſtets häufiger und heftiger. Wahrſcheinlich wirkten unſere Aeltern, welchen dies Unerfreuliche nicht verborgen blieb, auf Minna nicht minder als auf mich in dem verſtändigen Sinn einer gütlichen Trennung.

Allein ich wies dieſe Mahnungen unerſchütterlich ab: — der Treue und Ehre, nicht der Liebe willen.

Zum Tadel meiner Thorheit, meiner überidealiſtiſchen Unverſtändigkeit, wahrlich nicht mir zum Lobe ſei es geſagt: — ich wäre lieber tauſendmal darüber geſtorben, eh' ich von meiner Seite den erſten Schritt gethan hätte, ein Verhältniß zu löſen, an das ich mich — trotz der ſtets wiederholten Verſicherung des Gegentheils — ebenſo feſt durch Treue und Ehre gebunden wähnte wie früher an Didoſa. Ich litt ſchwer: — ich ſah bei einer

Heirath unſer beider Elend voraus: — aber ich hielt feſt.

Bei Minna dagegen wirkte wohl auch dieſes Zureden, mochte ſie auch vorher ſchon meiner ununterbrochnen Bekämpfung der Bühne — mit Recht! — überdrüß geworden ſein: kurz, als ich ihr nach einem heftigen Auftritt ſagte, „ich glaube, du liebſt mich gar nicht," erwiderte ſie ganz gelaſſen, „ja, das glaub' ich auch."

Da war es aus.

Ich ſprang auf, rannte fort und ſchrieb ihr ſogleich, daß ich uns als geſchieden anſehe. Und dabei beharrte ich, obwohl ſie ſogleich in einer wahrhaft rührenden Weiſe, die ihr alle Ehre macht, das harte Wort zurücknahm und mich um Verzeihung bat mit einer Demuth, welche dieſer herben und ſtolzen Eigenart gar hoch anzurechnen iſt.

Ich ſagte —: Nein. Nie hätt' ich das erſte Nein geſagt: — nun es geſprochen iſt, bleibt es dabei.

Mutter Birch war offenbar ebenſo erfreut über

dieſen Ausgang wie meine Aeltern: ſie reiſte ſofort mit ihrer Tochter ab.

Nun würde ich aber dieſe Geſchichte gar nicht oder nicht ſo ausführlich erzählt haben, müßte ich ſie mit dieſem letzten Tone ſchließen, der einem Mißklang recht ähnlich ſchwirrt: ſpiele ich doch dabei wahrlich keine glänzende Rolle in meiner Schwäche, knabenhaften Unreife und ebenſo thörigen Hartnäckigkeit im Feſthalten an der einmal gegebenen Thorheit, trotz klarer Erkenntniß ihrer unglückſchwangern Verderblichkeit für alle Betheiligten.

Allein dank den ausgezeichneten Naturen von Mutter und Tochter Birch fand der kleine ſeltſame Roman einen ſchönen harmoniſchen Abſchluß, der meiner Seele in allen Dingen ſo unerläßlich iſt wie der Bruſt das Athmen: ich leide ſo ſchwer unter dem Seelen-Häßlichen, daß ich ſchon oft verſucht habe, ſogar meine Haſſer zu einem wenigſtens „ſchönen„ Haſſe zu bereden.

Auch nach Auflöſung jener zwitterhaften Be-

ziehung blieb ich mit Mutter und Vater Birch im beſten Einvernehmen; die Laufbahn der Tochter verfolgte ich mit warmer Theilnahme: nach einigen Jahren ſchöner Erfolge verließ ſie die Bühne zu Karlsruhe und vermählte ſich einem gar ſtattlichen badiſchen Cavalier und Beamten, dem Herrn von Hillern, der als Präſident des Oberlandesgerichts zu Freiburg ſtarb, nachdem ihn in langem ſchweren Leiden ſeine Gattin auf das Aufopferndſte gepflegt hatte. In einer Zeit bittrer Kämpfe (1871) ſuchte ich von Würzburg aus die Jugendfreundin in Freiburg auf und fand bei ihr und ihrem Gatten die herzlichſte Aufnahme: ſpäter trafen ich und meine Frau wiederholt mit ihr im Schwarzwald, in Karlsruhe, in Scheveningen zuſammen und die „alte Minna“ hat ihre ſchöne Freundſchaft auch auf meine liebe Frau erſtreckt: ja, dieſe Freundſchaft hat die ſchwerſte Feuerprobe beſtanden: nämlich die, daß ich, bei aller Anerkennung geradezu genialer Anläufe im Einzelnen, mit der Geſammthaltung ihrer Dichtung leider nicht

ſo einverſtanden ſein kann als ich wünſchte: daß ein ſo viel gefeierter Dichter — weiblichen Geſchlechts! — dies nicht übel nimmt, iſt ein Zeichen von hoher Einſicht, edler Sinnesart, ächter Herzensgüte und in nun bald vier Jahrzehnten nicht erloſchner Freundſchaft.

XXXIII.

Bei Frau Birch lernte ich nun gar viele merkwürdige Leute kennen: so den Tonsetzer der Kinderlieder Taubert (aus denen den „kleinen Jakob“ Emmaleine so herzrührend sang), von dem Personal der Hofbühne Dessoir, den unerschöpflich lustigen Liedke, auch Herrn von Hülsen selbst; unter den Sängerinnen die prachtvolle Johanna Wagner (später Jachmann), welche ebenso ausgezeichnet spielte als sang: wie brachte sie in der Eglantine das Dämonische zur Geltung! Kein Wunder, daß sie später, als die Stimme gelitten hatte, als Schauspielerin noch so Großes leistete. (Ihre Schwester und deren Mann, Alexander Ritter, der meinen „faulen Hanns“ so trefflich in Musik gesetzt hat, lernte ich später in Würzburg kennen und hoch verehren.)

Ferner war viel in dem Hauſe eine noch ganz junge Schauſpielerin, mit rothen Haren und blauen Augen, nicht hübſch — aber genial. Sie hatte als Jane Eyre, als Lorle ſchon, obwohl noch blutjunge Anfängerin, glänzende Erfolge gefeiert: nun ſtudirte ſie das Gretchen.

Dieſes Gretchen ſollte berühmt werden über Europa und Amerika hin: denn das junge Geſchöpf hieß Marie Seebach.

Schon damals zwang ſie uns Alle, mit zu heulen, begann ſie, — künſtleriſch — zu weinen. Wir wurden in jenen Birch-Abenden gute Kameraden und ſind es durch alle Wetter und Schickſale hindurch geblieben: iſt ſie doch eine durchaus wahrhaftige, treuverläſſige Natur, was man nicht gerade von allen großen Schauſpielerinnen rühmen mag. Wir werden nach Jahrzehnten der Trennung die Wackere wieder auftauchen ſehen in Eis und Schnee der Pregel-Thule, Königsberg, wohin ſie zweimal reiſte, in Stücken von mir zu ſpielen.

Ferner ward ich durch Birchs eingeführt in das glänzende Haus des Justizrath Hinschius an der Burgstraße (wer mir damals gesagt hätte, ich würde auch einmal ein preußischer Justizrath werden!), der und das mir gewaltigen Eindruck machte.

Gar gut Freund ward ich alsbald mit dem mir gleichaltrigen Sohne Paul, der ja später ein großes Kirchenlicht und ein Kirchenvater (aber beides nur für das Kirchenrecht, nicht für die Kirchenlehre) geworden ist und lange Zeit mit Friedberg und Dove die Dreiherrschaft des Kirchenrechts (freilich keineswegs eine Drei-Einigkeit, mehr eine Drei-Uneinigkeit) darstellte. Damals lasen wir viel Corpus juris zusammen.

Später machte er bei mir in München Rast auf seiner erträgnißreichen wissenschaftlichen Reise nach Spanien, wo er für mich in den Archiven manches Werthvolle feststellte: z. B. den Victor-von-Cartenna-Schwindel einer angeblichen Chronik des Vandalenreiches in Afrika. Wir blieben, ohne es zu suchen,

in unwillkürlicher Uebereinſtimmung in faſt allen politiſchen und wiſſenſchaftlichen Fragen ſeit nun bald vierzig Jahren: er ſchützte mich einmal vor dem Irrthum, gefälſchte Canones oſtgothiſcher Kirchenverſammlungen für echt zu halten, ich konnte ihn einmal über eine ſcheinbar gleichzeitige Quelle der Oſtgothengeſchichte in Italien aufklären, die er zu Florenz gefunden zu haben glaubte: es war ein Stück von Leonardus Aretinus. Im Jahre 1872 bei meiner Berufung nach Preußen hatte ich mit ihm eine merkwürdige Unterredung über den gerade damals beginnenden Kampf gegen die Uebergriffe der katholiſchen Kirche, den höchſt verkehrt ſogenannten „Culturkampf“: [als ob die Cultur nur vom Stat, nicht (eine viel ältere) auch von dem Katholicismus vertreten würde!] Hinſchius, einer der gründlichſten Kenner des katholiſchen Kirchenrechts, war ja der regelmäßige Berather des Miniſters Dr. Falk [mit dem viele Leute, nachdem er die Macht verloren, auch ſo undankbar und abſcheulich umgingen wie z. B. ſpäter

mit Bismarck: ich habe Dr. Falk, nachdem er gestürzt war, meine Urgeschichte (1880), und Bismarck, nachdem er entlassen war, meine Bataver zugeeignet (1890)]. Auf diese Unterredung mit Hinschius komme ich (zum Jahre 1872) zurück.

Ferner tauchten zuweilen, aber gar selten, in dem Hause Birch auf zwei wundervornehme, fein und doch nicht steif gesittete Geheimraths-Fräulein: die Töchter des großen Arztes Schönlein, Meta und Cäcilie mit Namen: sie „imponirten" mir „riesig".

Die jüngere Schwester, Cäcilie, traf ich nach mehr als dreißig Jahren wieder hier bei meiner Uebersiedelung nach Breslau (24. III. 1888) als Gattin meines Amtsgenossen Hermann Seuffert: in dem Hause dieser herrlichen Frau haben wir beide, meine Frau und ich, uns zuerst heimisch gefühlt hier an der Oder, und als ich heute vor einem Jahr (Weihnachten 1889) recht nah am Sterben lag, war diese edle und gütevolle Natur ein Trost und eine Freude für uns beide. Dank ihr für und für! —

Durch Adolf Herbig lernte ich deſſen Schwager Oskar Grimm und deſſen Freund Eduard Meinecke kennen, beides bereits „Auscultatoren“, was mir ein Gewaltiges däuchte. Mit beiden las ich auch viel Corpus juris. Meinecke führte mich in das Haus ſeines Vaters ein, des berühmten Directors des Gymnaſiums am grauen Kloſter, wo ich durch den Geiſt des Vaters, die Anmuth der Töchter, die Freundſchaft des Sohnes gar ſchöne Stunden genoß. Meinecke verband mit mir vor Allem die Begeiſterung für Philoſophie: — er ſteckte nur noch viel tiefer in Hegel als ich: gar manchen Abend bis Mitternacht ſprachen und ſtritten wir uns durch von Pythagoras bis Prantl: der Freund war in den Kampf Diſchinger-Prantl-Dahn und den gerade damals entbrennenden Huber-Grimm-Dahn (ſ. unten) ſowie in meine Phädon-Studien auf das Genaueſte eingeweiht: er dachte und kämpfte jeden Einwand und jede Abwehr mit, wie ich ſelbſt. Wir blieben denn auch ſeither immerdar in ſchönen Treuen verbunden. Wie freute

es ihn, als er nach dreißig Jahren meine alten Grundsätze vom Berliner Neumarkt Nr. 9 III in der „Vernunft im Recht“ (Berlin 1879) und andern meiner rechtsphilosophischen Schriften vertieft, aber unverändert wieder fand. Meinecke war eine jener ganz ausschließend norddeutschen Naturen, welche einen wahrhaft Kantischen Idealismus als ein Selbstverständliches darleben: der schwächliche Körper schien die Fülle und Schärfe der Gedanken kaum tragen zu können, die aus dem wunderschönen blauen Auge blitzten: er war nur Geist und Gedanke und Gegrübel und feinste Spintisirerei, er hatte gar keine irdischen Bedürfnisse: Hegel, seine Geige, die er trefflich spielte, das Corpus juris, das preußische Landrecht, mehr brauchte er nicht; mit liebenswürdigem Staunen hörte er zu, wenn Piloty und ich davon sprachen, daß jenes Bier besonders „süffig“ sei oder dieses Mädchen besonders „flott“ Mazurka tanze. Das begriff er nicht, wie man auf so was achten könne!

Ich war meinerſeits erſtaunt, als er mir — nach Jahren — ſeine Verheirathung anzeigte. Wie er nur dazu Zeit gefunden hatte zwiſchen dem dialektiſchen Proceß, der IX. Symphonie und der Lex ultima Codicis de edicto divi Hadriani tollendo! — Aus glücklichſter Ehe entriß ihm der Tod die Frau, nun lebte er ganz für das einzige Kind, einen reichbegabten Knaben, den in meine Dichtungen einzuführen ſeine größte Freude war. Er ſtarb vor zwei Jahren auf der Reiſe zu Neapel — im Spital. Treue, edle, reine Seele! Dieſer „fleiſcharme" Mann war ein proteſtantiſcher, ein brandenburgiſcher, ein Leſſing-Kantiſcher „Heiliger".

XXXIV.

Eine ganze Reihe anderer höchst einflußreicher Beziehungen ward mir aber eröffnet durch meine Bekanntschaft — bald Freundschaft! — mit Friedrich Eggers: tief gerührten Herzens und wärmsten Dankes voll gedenke ich seiner und so manches verehrten und geliebten Mannes aus jenem Kreise, die zum Theil schon gar lange vorangegangen sind!

Der Kunstschriftsteller Oskar Schorn in München, der später zumal durch sein Eintreten für das Recht des baierischen Schullehrers Bacherl an den Grundgedanken des „Fechters von Ravenna“ gegenüber Friedrich Halm bekannt wurde[1]), hatte mir eine Em-

---

[1]) Fest steht, daß Halm als Leiter des Burgtheaters ein von Bacherl zur Aufführung eingesandtes Trauerspiel gleichen Inhalts kannte, bevor er den Fechter dichtete: Halm beging

pfehlung mitgegeben an ſeinen Fachgenoſſen F. Eggers, der in Berlin unter Dichtern und Malern eine ganz hervorragende, von Liebe, Vertrauen und Verehrung getragene Stellung einnahm. Mein lieber, herrlicher, armer Fritz Eggers mit deinem goldtreuen, ach allzu weichen Herzen, mit deinem tiefen, verhaltenen Gemüth, mit deiner ſchranken- und rückſichtsloſen Idealität: — was warſt du doch für ein herrlicher Menſch!

Ueber dieſe Geſtalt allein könnte man ein dickes Buch ſchreiben voll der anziehendſten Seelenzerglie-

---

die Unvorſichtigkeit, dieſe Thatſache, die er als Viel-Leſender und Viel-Zurückweiſender Intendant recht wohl vergeſſen haben mochte, anfangs in Abrede zu ſtellen: ſie ward ihm nachgewieſen und ebenſo ward dargethan, daß die Aufeinanderfolge der Auftritte in beiden Stücken vielfach eine gleiche war, was, war einmal der Gang der Handlung gegeben, ſich ohne bewußte Nachahmung erklärt. Soweit war alſo Bacherl im Recht, im Unrecht aber war er darin, daß er Argliſt und bewußte Ableugnung bei Halm annahm: und ſchließlich: Bacherls Machwerk war durchaus roh, plump, zum Theil eine äſthetiſche Unmöglichkeit: Halms Fechter — ſo manches gegen die Abſichtlichkeit und gegen das Hineintragen des XIX. Jahrhunderts in das I. geſagt werden mag — iſt ein Werk, welches den Dichter von „Griſeldis“ und „Sohn der Wildniß“ zwar in

derungen! Auch er war — wie Meinecke — ein echter Niederdeutſcher: in meinem Mund ein hohes Lob! Denn ich habe dieſe Sachſen und Frieſen lieben und verehren gelernt aus tiefſtem Grunde des Herzens und des Geiſtes: — ſo ungleich näher ich ſelbſt, obzwar der Sohn eines Berliners, durch „Temperament" und Geſammtanlage den Oberdeutſchen ſtehe — wohl, abgeſehen von der entſcheidenden Einwirkung Münchens (auf Kind, Knabe und Jüngling bis zum 28. Jahre!) und von dem heſſiſchen, alſo oberdeutſchen Blut der mütterlichen Großmutter, auch eine — ſchlimme wie gute! — Folge der Vererbung romaniſch-

---

allen Schwächen, aber auch in allen Vorzügen fein gebildeter Kunſt nicht verleugnet. Dem armen Schulmeiſter aber gedieh — ohne Verſchulden Anderer — der grelle Glanz der Zeitungsfehde, in den er plötzlich aus ſeinem dörflichen Dunkel ſich empor geriſſen ſah, zum Unheil: er reichte außer jenem Thumelicus noch gar manches andere auf Lager befindliche Schauſpiel bei verſchiedenen Bühnen ein: es war ausgeſchloſſen, ſie aufzuführen. Und der Unſelige, nun ſich überall durch Halm verfolgt oder doch zurückgeſetzt wähnend, gerieth in trübſte Stimmung: er ſoll zuletzt nach Amerika ausgewandert ſein: wirklich ein tragiſches Poeten-Geſchick!

ſüdfranzöſiſchen Weſens von Monſieur Le Gaye. Wo wären wir denn und was wären wir Baiern, Alamannen, Thüringer, Heſſen ohne jene ſpröden, herben, keineswegs gerade liebenswürdigen Niederdeutſchen, welche den Grundſtock des Preußenthums bilden? Ruſſiſch wären wir im Oſten, Franzöſiſch im Weſten! Aber davon mehr unter der „Politik“.

Fritz Eggers war die echte mecklenburgiſche Schattirung des Niederdeutſchen: nämlich außer den gemein-ingväoniſchen Eigenſchaften zeichnete ihn die Gefahr lebhaften Jähzorns aus, die ich noch bei mehreren anderen Mecklenburgern antraf. Indeſſen iſt das zu eng ausgedrückt: es erregte ihn nur wie jedes andre Gefühl — auch Freundſchaft, Entzücken über ein ſchönes Mädchen (nur allzuempfänglich war er hiefür!), über ein Bild, ein Gedicht, eine Landſchafts-Stimmung — ſo auch der Zorn über irgend eine Gemeinheit (z. B. niedrige, geldgierige Geſinnung eines Künſtlers!) ſo raſch und ſo gewaltig, die blauen Stirnadern ſchwollen dann unter ſeiner feinen

durchſichtigen, etwas wachsfarbenen Haut ſo bedrohlich an und in das blaſſe hagere Geſicht ſtiegen die Blutwellen ſo gewaltig, daß ich anfangs fürchtete, der Schlag müſſe ihn rühren. Dann brachte er nur noch mit Mühe ein par ziſchende Worte aus den zuckenden Lippen! Er hatte einen prachtvoll ſchönen, wie aus gelbweißem Marmor ciſelirten Kopf, eine hohe ſtolze Stirn, eine edle ſtarke Naſe, um die ausdrucksvollen Lippen wogte ein wohl gepflegter Vollbart und das himmelblaue Auge war wunderbar ſchön in ſeiner ſchwimmenden Weiche. Freilich konnte es im Zorn auch blaue Blitze ſprühen, wie man von den Kimbrern ſagen mochte. Sein jüngerer Freund Alfred Woltmann (nun auch ſchon lange todt!) hat ihm in der Deutſchen Biographie V. S. 671 (1877) ein ſchönes Denkmal geſetzt.

Obwohl fünfzehn Jahre älter als ich, geboren 1819, alſo damals dreiunddreißig Jahre zählend, wandte mir mein theurer, unvergeßlicher Fritz gleich von meinem erſten Beſuch in ſeiner Wohnung (Mühlen-

gracht) eine wahrhaft leidenſchaftliche, ja ſchwärmeriſche Freundſchaft zu.

Lieber Gott, ich weiß nicht warum! Was konnte ich unreifer Knabe von achtzehn Jahren dem durch ſo viele Schmerzen und Kämpfe und Arbeiten geläuterten Manne bieten? Es zog ihn wohl zunächſt — er hat es ſpäter wenigſtens geſagt — die in Berlin nicht gerade häufige äußerſte Naivetät und Seelenfriſche und jene ſchämige Reinheit an, die mich erröthen und verlegen und unglücklich machte, fiel in meiner Gegenwart auch nur ein rauhes oder gar „frivoles" Wort über geſchlechtliche Dinge. Ich erinnere mich, daß ich an ſeinem Arm Abends ſpät in der Friedrichſtraße geradezu in Beſtürzung gerieth, als eine wohl nicht ganz unbedenkliche Dame uns entgegentrat: ich hatte von dergleichen gar keine Ahnung: in München gab es — damals! — ſo was nicht oder ich, der ich nur einmal in der Woche Abends — nach Walhall — ausging, hatte es nie beachtet. Außer jener unberührten Jugendfriſche

aber zog ihn an mich mein philoſophiſcher Feuereifer und das meinem Alter nicht gewöhnliche Maß von Kenntniſſen in der Geſchichte der Philoſophie: — war er doch ſelbſt eifriger Hegelianer! — Endlich aber war er der Erſte, welcher meine dichteriſche Begabung ſo hoch anſchlug, daß er mich dadurch gewaltig überraſchte: „Jung, min Jung," ſagte er — ſobald wir allein waren oder auch ſonſt, wann er gemüthlich ward, ſprach er ſein Mecklenburgiſch Platt und zwar mit welcher Vollendung, mit welch entzückendem Reiz der Weichheit oder auch des drolligſten Kraft-Humors (vergl. ſeine und ſeines Bruders Karl „Tremſen" d. h. Kornblumen 1875, drei Jahre nach Friedrichs Tode von Karl Eggers herausgegeben!) — „min leiv Dahning — Jung, du büs jo kein Versmaker, du büs jo — ſla mi de Deubel! — en Dichter!" rief er, nachdem ich in meinem Studentenkämmerlein meine erſten Balladen vorgeleſen hatte. Selbſtverſtändlich ward er auch ſofort der Vertraute meiner Didoſa-Schwärmerei, welche der reife Mann mit ſo

unendlich liebenswürdiger Zartheit aufnahm: war er doch ſelbſt ſo zart und weich, ja bis ins Weibliche hinein zart geartet, allzu weich für dieſe harte, Stöße- und Püffe-austheilende Welt.

Mein theurer Friedrich Eggers! Welch eine Welt von Gemüth, von Zartgefühl, von idealem Geiſt ward mit ihm begraben! Und wie vollſtändig er in allen Dingen ſeine Eigenart — auch ſeine künſtleriſchen Auffaſſungen — darlebte, — das ging bis in ſeine äußere Erſcheinung! Kein Menſch in Berlin kleidete ſich gleich ihm. Und doch fiel er nicht ſtörend auf: ſo vollendet war die Zuſammenſtimmung ſeiner Gewandſtücke unter einander und mit dem Menſchen, der ſie trug: der ſchwarzſeidene Hut mit flachem Gupf, aber nicht allzu breitem Rand, ein dunkelblauer Radmantel, geeignet, frei herabwallend oder mit über die linke Schulter geſchlagenem rechten Zipfel getragen zu werden, ein dunkelblauer Frack mit gelben Knöpfen (wie ihn ſeit dem ſeligen Werther kein Menſch mehr getragen hatte!), buntfarbige purpur oder tief orange-

gelbe Weſten, weit ausgeſchnitten, ein tadelloſes Hemd zu zeigen, und um den Hals eine Binde, deren Farbe zu der Weſte auserleſen paßte: unſer Einer hätte gekünſtelt ausgeſehen oder bunt wie ein Arras: — ihm ſtand es vortrefflich und wie von der Natur für ihn ausgeſucht.

XXXV.

Wie Ernſt es ihm war mit jener Würdigung meiner Begabung, — das ſollte ich zu meinem äußerſten Schrecken alsbald erfahren! Eines Sonntags (wenn ich nicht irre! oder Sonnabend?) Abends erſchien er wieder einmal auf meiner „Bude“: — (er kam, der Gute, viel, viel öfter zu mir als ich, der ich allerdings durch die Vorleſungen, und mit pedantiſcher Strenge eingehaltne Ordnung des Tages und der häuslichen Arbeiten, — darunter drei philoſophiſche Abhandlungen auf einmal! — feſt gebunden war oder mich doch feſt gebunden erachtete), „komm mit, min Jung, min Felixing. Heute (ich kann das Platt nicht richtig fortführen) ſollſt du mal en ganzen Hümpel nette Minſchen kennen lern.“

Und ſo nahm er den Widerſtrebenden mit —

denn noch war das tägliche Maß des Arbeitens nicht geleiſtet —, indem er mir unterwegs erſt erklärte, an welchen Ort es ging und was ich dort ſolle.

Er nahm mich mit in den „Tunnel unter der Spree“!

Das war aber nichts Geringeres als die vornehmſte ſchriftſtelleriſche Geſellſchaft des damaligen Berlin. Männer wie Franz Kugler, Theodor Fontane, Heyſe, Scherenberg, Zöllner, Otto Roquette und noch gar viele andere hervorragende Leute gehörten dem Verband an. Wöchentlich einmal kamen ſie in einem beſcheidnen Sale (nahe dem Schauſpielhaus) zuſammen, verlaſen den Tagesbericht der vorigen Sitzung, in welchem die „Spähne“ (Gedichte) und die ihnen ertheilten Noten verleſen, dann eben wieder „Spähne“ verleſen und — das war die Hauptſache! — in der ſchärfſten rückſichtsloſeſten Weiſe beurtheilt wurden: die beſte Note lautete „gut“. Selten genug ward ſie ertheilt! Wahrlich, „hier galt kein Stand, kein Name“: ſchwache Gedichte auch der älteſten, ausgezeichnetſten Glieder

wie z. B. Kugler, wurden erbarmungslos mit oft ätzendem, echt Berlineriſchem Witz zerzauſt, daß mir — ich ſelbſt ward nie zu hart oder ungerecht davon betroffen — Angſt und bange ward und das erlaubte Maß der Bosheit weit überſchritten ſchien. Gemildert ward das Verletzende einigermaßen dadurch, daß die Glieder nie bei ihrem Namen, ſondern bei einer ihnen ertheilten Tunnelbezeichnung genannt, angeredet und zerzauſt wurden: ſo hieß Eggers Anakreon, ich erhielt in der Folge den Namen des frühverſtorbnen Süddeutſchen Waiblinger. In meinem Leben nicht wieder — auch durchaus nicht ſpäter in den Krokodilen zu München — vernahm ich eine bei allem Muthwillen und Witz der Form ſo tief gründige, ſtreng ſachliche Beurtheilung von Gedichten, wie ſie dort im Tunnel geübt ward: es ſtanden dann auch etwa Vertheidiger des hart angegriffnen Vorleſers auf, und nun entſpann ſich, muſterhaft von Kugler, dem damaligen „Haupte“, geleitet, eine oft eine Stunde füllende Erörterung der in Frage kommenden äſthetiſchen

Grundsätze, nach deren Abschluß dann in namentlicher Abstimmung die Note für den „Spahn" festgestellt wurde.

Auch Preisausschreibungen kamen wohl vor. Die besten der gekrönten Spähne wurden ein par Jahre lang in dem von Kugler und Eggers herausgegebnen Jahrbuch „Argo" veröffentlicht. Ich habe, einmal von Eggers eingeführt und in der nächsten Tagung als Glied aufgenommen, kaum je eine Sitzung des Tunnels versäumt und verdanke ihm reichste Anregung, Belehrung, Förderung: viel mehr als später den Krokodilen, unter denen nur Geibel, aber auch er viel mehr auf langen Spaziergängen mit mir allein als in jener Gesellung, wahrhaft belehrend auf mich gewirkt hat.

Eggers unterrichtete mich nun also auf dem Weg über Wesen und Einrichtungen dieser Gesellschaft: aber ich war doch im allerhöchsten Maß verdutzt und eingeschüchtert, als ich nun in dem Sal so viele berühmte und reife Männer versammelt fand — ein

Achtzehnjähriger war wohl kaum je — nur etwa Heyse! — in diesen Verein gelangt. Außer dem stattlichen und doch so gütig freundlichen Kugler, dem als dem „Haupt“ ich sofort vorgestellt ward, zog mich gleich durch den Anblick an eine ganz prachtvolle Erscheinung: ein Mann in der Vollblust der Jahre, hoch aufgeschossen, so hoch und schlank, daß Brust und Schultern fast zu schmal gerathen aussahen; ein bleiches langgezognes Gesicht mit blitzenden dunkelblauen Augen war umfluthet von einer Fülle seidenweichen schwarzen Hares: — die ganze Gestalt so geschmeidig und so vornehm wie die eines englischen Knight aus Percy's Relics. Und alsbald begann dieser Balladenritter eine den englischen nachgebildete Ballade vorzulesen von einer Schönheit, Kraft und Poesie und zugleich mit einer Kunst, mit einer verhaltnen Gluth der Leidenschaft, daß ich, Dichtung und Vortrag gleich begeistert bewundernd, mit heftigstem Herzklopfen und brennendem Kopfe dasaß und schaute und hörte aus allen Kräften. Ich verliebte

mich förmlich in den Mann und ſeine Dichtung: gar viel des Genuſſes und der Belehrung ſollte ich ihm noch zu danken haben.

Aber wer ſchildert meine Beſtürzung, als nach vollendeter Erörterung dieſes Spahnes mein Friedrich Eggers ſich erhob und ankündigte, er werde nun ein par „Spähne“ ſeines jungen Freundes Felix Dahn vortragen.

Zu meinem Entſetzen fiel mir ein, — er beſaß ein par Balladen von mir, die ich ihm vor einiger Zeit, auf ſeinen Wunſch, in der Handſchrift mit nach Hauſe gegeben hatte. Mir ward es vor lauter „Schanierlichkeit“ roth vor den Augen.

Mein Bitten und Weigern half nichts: das „Haupt“ befahl den Vortrag der angemeldeten „Spähne“ und nun las ich (ſo glaub' ich) die einmal angekündeten Gedichte gleich ſelbſt (oder Eines Eggers, die andern ich?), da ich, ſollte nun einmal geleſen werden, meinen eigenen Vortrag, der nicht ſchlecht war, zu Gunſten meiner Dichtungen ins Feld führen wollte.

Ich las alſo: anfangs ſchwammen mir die Buchſtaben vor den Augen — zum Glück wußte ich die Verſe auswendig: — aber allmälig kam ich in Zug und Feuer — ich las mit voller Begeiſterung und mit ſteigender Zuverſicht: denn im Leſen merkte ich, daß es den Leuten gefiel. Ich las ein par Balladen, engliſche Stoffe, nach der Anregung von Percy's Relics frei erfunden: Lord Murray und Lady Anne (jetzt gedruckt Gedichte I, Berlin 1857, S. 202), die Hexe (S. 225), Lord Percy (S. 248), Jung Anne (S. 280).

Als ich zu Ende war, erhob ſich gegen das Herkommen, wie ich ſpäter erfuhr, brauſender Beifall: das freute mich ſelbſtverſtändlich gewaltig: aber was mich wahrhaft mit Glück berauſchte, das war, daß jener prachtvolle Knight, der Knight meiner Liebe, aufſprang, durch den ganzen Sal auf mich zuſchritt, mir beide Hände faßte und ſchüttelte, daß ſie ſchmerzten, und rief: „Na, das iſt ja armsdicke Poeſie!“ Der Mann hieß Theodor

Fontane: „and blessed be his bonnie face.“ So hat mich nie zuvor und kaum je wieder — ausgenommen etwa von Rückert und von Bismarck — ein Lob meiner Dichtung beglückt.

XXXVI.

Ich beſuchte alſo nun als „Waiblinger“ ganz regelmäßig den Tunnel, las auch noch ein oder zweimal — nicht ohne die ſpäteren Male für einige in der That unglaublich ſentimentale Gedichte — ich verbrannte ſie Tags darauf! — gar tüchtig zerzauſt und mit ſehr ſchlechter Note bedacht zu werden. Die leidenſchaftliche Begeiſterung für Fontane's Balladen hat vorgehalten bis heute: ich habe Viel von ihnen gelernt und gar manchen Geſellſchaftsabend an Iſar, Main, Pregel und Oder durch Vortrag dieſer prachtvollen Gedichte verſchönt.

Außer den genannten Tunnel-Gliedern traten mir näher der junge Architekt Lucae und deſſen Bruder, der Germaniſt: wir fühlten uns gegenſeitig lebhaft angezogen: manchen Abendſpaziergang habe

ich mit ihnen der ſinkenden Sonne entgegen durch das Brandenburger Thor hinaus in den Thiergarten gemacht: liebe, lautere, treffliche Menſchen! Beide nun auch ſchon lange dahin! —

Zu dieſem engeren Kreiſe gehörte auch ein junger Sydow, Sohn des allgemein geliebten Predigers. — Seltſam. Ich war doch ſo viel jünger als alle drei: und gleichwohl muß das in mir verhaltne Liebesgewoge, das in ſo vielen (ſchlechten und guten) Verſen durchbrach, eine ſeltſame Anziehungskraft geübt haben: ich ward der Vertraute des Liebesſehnens dieſer drei mir an Alter und Reife Ueberlegenen; — Keiner wußte von des Andern Liebe noch daß ich des Andern Vertrauter war: — und wie innig hingen doch dieſe Fäden zuſammen! Der Tod zweier Mädchen hat frühe die Knoten gelöſt. — Auch ſpäter bin ich in gar vielen Fällen Liebesvertrauter geworden: oft in den ſeltſamſten Verſtrickungen Anderer und — meiner, des Vertrauten, ſelbſt. Es geht nirgends ſo ſeltſam zu wie in der Welt! Aber

Schweigen iſt meine beſte Kunſt: — viel beſſer als Reden verſteh' ich ſie oder gar Schreiben.

Meinen guten Fritz Eggers und Emmaleine zuſammen zu bringen ſcheute ich mich, nachdem ich ſeine raſche Entflammbarkeit kennen gelernt. Aber Piloty's entzückte Schilderungen machten Fritz ganz durſtig nach Emmaleine. Auf einem Balle ſtellt' ich ihn vor: — und das Unglück war fertig. Es ging ihm tief in ſein weiches, allerdings ſchon oft getroffnes Herz. Und Emmaleine? Du lieber Gott, ſie durfte gar nicht wagen, an ſo was zu denken, wenn ihr — was ich durchaus nicht weiß — mein lieber Fritz auch gefallen hätte. Der Herr Geheimrath Keller vom Steinbock (ab Ibice) und ſeine einzige Tochter einem armen Kunſtkritiker geben!

Nun konnte ich dem wunden Herzen ein wenig wohl thun durch inniges Mitempfinden und durch Anhören ſeiner Lieder. Er liebte mich immer zärtlicher. Wohl zweimal des Tages kam er die drei Treppen herauf zu dem Achtzehnjährigen, ſchalt über die Kälte in

dem ungeheizten Raum (ſ. unten), wo kein Menſch aushalten könne, und blieb — ſtundenlang. Obwohl wahrlich knapp an Mitteln, ſchenkte er mir zum Geburtstag Percy's Relics in der ſchönen Ausgabe London 1847: — er hatte feinfühlig bemerkt, daß ich ſie ſo gern beſeſſen hätte und doch gar nicht daran denken konnte, ſie zu kaufen. Noch prangt das Buch mit ſeiner lieben Handſchrift in meiner Bücherei.

Wir führten den regſten Gedankenaustauſch. Es zeigte ſich, daß mir viel, viel mehr Balladenſtoffe einfielen, als ich, durch die Wiſſenſchaft ſehr ſtark in Anſpruch genommen, je verarbeiten konnte. Ich erzählte ihm viele Dutzende, die er dann wohl bearbeitete. Auf einmal meinte er, er beute mich wucheriſch aus! Und es ward nun vereinbart, daß fortab die Balladenſtoffe nicht verſchenkt, nur verkauft werden dürften: — gegen eine Taſſe Chocolade bei Stehely (auf der Stechbahn, wenn ich nicht irre). Einen ähnlichen Vertrag hatte Einer von uns mit Otto Roquette von der „Ellora".

Ellora! Wie feierlich, wie monumental das klingt! „So indiſch!“ Ganz recht, lieber Leſer. Es war die Felſeninſel Ellora in Indien, welche dem Bunde den Namen gab.

Franz Kugler hatte ſich in ſeiner Kunſtgeſchichte mit beſonderer Vorliebe mit dieſen Alterthümern befaßt, und danach benannte ſich ein ganz kleiner Kreis, deſſen Haupt er war und als deſſen Mitglied er gütevoll mich „kindjungen“ Knaben zuließ. Außer ihm gehörten zur „Ellora“ Wilhelm Lübke, der ſpäter ſo berühmte Kunſtgeſchichtsforſcher, damals ein „bildſchöner, baumlanger Kerl“ in der Fülle der Kraft, Eggers, Zöllner, Lucae, und — Otto Roquette.

Dieſer kleine ſchwarzhäutige, ſchwarzäugige, ſchwarzkrauſe Franzoſe aus Oſtpreußen war das reine Queckſilber. Er ſtand auf der wohlverdienten Höhe des Ruhmes, die er auf einen Schlag mit ſeinem köſtlichen Gedicht „Waldmeiſters Brautfahrt“ gewonnen, und hielt ſich nun in allerlei Arbeiten in Berlin auf. Die Liebenswürdigkeit und die Leichtbeweglichkeit

ſelbſt! Er ſprühte in einem fort, ohne es zu wiſſen, ſangbare Lyrik von ſich aus, meiſt Vorzügliches, manchmal auch Schwächeres. Aber ſingen konnte man Alles, was er ſchrieb, vortrefflich ſingen, man mußte es gleichſam ſingen. Das war nun aber auch ſein „Auf und Ab", ſagt man in München. Alles ſollte ſingbar ſein, ſonſt war's ihm keine Poeſie. Wir brachten ihm auf, er verwerfe die Ilias und den Fauſt, weil man ſie nicht ohne Weiteres ſingen kann. Er war bon garçon et bon camarade im beſten Sinn des Wortes. Auch er verkehrte gar gütig mit mir „tumbem" Knaben: nur konnte ſein franzöſiſch-lyriſch-waldmeiſteriſches Blut ſchlechthin die Pedanterie nicht begreifen, mit der ich ausnahmslos in jede Vorleſung ging, und überhaupt die feſtgeſtellte Arbeits- und Stundenordnung einhielt. Gar oft, wann nach Mittag drei Uhr die Sonne lockend zum Spazierengehn die „Linden lank" und in den Thiergarten mahnte, kam er, mich abzuholen aus dem gräulichen Speiſehaus in der Königs-

ſtraße (ſ. unten) oder von meiner „Bude“: und recht laut ſchalt er, entſchuldigte ich mich immer wieder mit der Collegpflicht.

In meiner Bücherei ſteht noch ein ergetzliches Zeugniß ſeiner Wuth über ſolche „Eſelei“. Er hatte mir mit gleicher Verführungsabſicht ſeinen eben erſchienenen „Tag von St. Jakob“ auf die „Bude“ gebracht: als ich, bei allem Danke für die Gabe, auf dem Beſuch der Vorleſung beharrte, ſchrie er in ſeiner von ewigem Singen arg heiſeren Stimme ganz giftig: „Na warte! Dann ſollſt du auch 'ne ſchöne Widmung in das Buch kriegen.“ Rief's und ſchrieb mir mit Bleiſtift auf das Vorblatt: „Otto Roquette ſeinem lieben Felix Dahn dem kleinen Eſel“.

Dieſes wahrheitgemäße Zeugniß bewahre ich nun ſeit neununddreißig Jahren. Der Erfolg hat es mehr als beſtätigt. Denn ein nur kleiner Eſel hätte die Leiſtungen von Thorheit, deren ich mich berühmen darf, nicht fertig gebracht.

XXXVII.

Tübke und Roquette waren nun die belebenden Kräfte in der „Ellora“, welche zwar auch bei diesen und bei Eggers, am häufigsten aber und am liebsten tagte in dem so unschilderbar reizvollen Heim von Franz Kugler.

O wie herrlich war der Mann! Und Frau Clara! Und Margarethe, die einzige Tochter: von den beiden jungen Gymnasiſten Bernhard, jetzt Professor in Tübingen, und Hanns, früh als Maler verstorben, ward nicht viel, aber mehr von dem letzteren, dem jüngeren, im Hause gesehen.

Das war ein Berliner Geheimraths- und Professoren-Haus der „guten alten Zeit“ im besten, edelsten Sinne dieses Wortes: so einfach, so anspruchlos in allem Aeußeren und so vollendet gediegen dem

geiſtigen und ſittlichen Gehalte nach: und welch unendliche Anmuth goſſen Mutter und Tochter über jede kleinſte Form des Verkehrs aus. Die Wohnung lag ganz nah dem Halliſchen Thor auf der Weſtſeite der Friedrichs(?)ſtraße: mehrere, ich glaube drei ſteile, unbequeme Treppen hoch, in einem recht altväteriſchen Hauſe. Die Räume, die ganze Einrichtung nichts weniger als „elegant“ oder „modern“ oder „ſtilvoll“ (Japan war damals noch nicht der Wonnetraum der Germanen). Aber welche Traulichkeit und Vollübereinſtimmung in den kleinen oder mittleren Räumen! Man ſah: hier leben, hier arbeiten ſinnige, anmuthige, fleißige Menſchen. Hier wird dem Gaſt nicht die Lüge eines „Salons“ vorgegaukelt, — nie werden wir das den Franzoſen mit Erfolg nachmachen — der nur beſteht, ſo lange der Gaſt da iſt, ſondern hier verlebt die Familie heute wie jeden Tag die Mußeſtunden ihres Abends und der Gaſt tritt lediglich ein in das Leben, das ſich hier jeden Abend ebenſo zwanglos und doch von feinſter Sitte gebunden vollzieht. Dadurch ge-

winnt der Gaſt das köſtliche Gefühl der Wahrheit, des Natürlichen: er fühlt ſich heimiſch und giebt ſich ſelber wie daheim. Vater Kugler, ein Geheimrath und Profeſſor, der um zu „imponiren“ es nicht nöthig hatte, ſich, wie ſo viele Geheimräthe und Profeſſoren, aufzublaſen (wie mein ſeliger Gutruat in den „Batavern“, in dem ich dieſe „Pompoſo's“ dargeſtellt), ſondern durch die Gediegenheit ſeines Wiſſens, die Ueberlegenheit ſeiner Bildung und die warme Güte ſeines Herzens ſofort gewann und beherrſchte, war gegen mich von ganz beſonderer Herzlichkeit. Und Frau Clara, die liedergefeierte Freundin Geibels, damals noch von ſtrahlender Schönheit, hatte bei aller Feinheit und allem Geiſt genug hausfräuliche Güte für mich, zu fragen, ob denn auch meine Verpflegung und Bedienung „auf dem neuen Markt“ genügend ſei? Fritz Eggers klage immer über die Kälte bei mir. Und ſie werde wohl ſelbſt mal nach dem Rechten ſehen müſſen!

Und Margarethe Kugler! Sie war die Braut Paul

Heyſe's, der damals in Italien weilte. Wie war ſie hold und freundlich, anmuthreich und gütevoll! Ich ſah ſie dann als junge, ſtrahlend glückliche Frau in München wieder. Und ich war ſpäter in Meran, als ſie ſtarb. Die Braut — die Gattin — die Sterbenskranke! Ein ſolches Geſchöpf in dieſen drei Erſcheinungen geſehen haben: — es genügt, die ganze Poeſie, das ganze Glück und den ganzen Jammer der Menſchheit in Einem Bild geſpiegelt in ſich aufzunehmen. —

Aber damals, 1852, war eitel Freude und Freundlichkeit um Margarethe Kugler her! Wir ſchrieben ihr — vielleicht unverdient! — das Verdienſt zu, daß es bei Kuglers allein im ganzen damaligen Profeſſoren-Berlin nach dem Thee Bier gab, ganz vortreffliches — aus einer kleinen Schänke am Halle'ſchen Thor holte es das winzig kleine Dienſtmädchen — und zwar genug: — ſo viel der Durſt verlangte.

Ich gedenke noch heute mit Schmerzen, wie ſchwer ich unter der Bierloſigkeit (und den zweifeligen Weinen!) der anderen Berliner Abendgeſellſchaften gelitten

habe! Kurz, wir glaubten Fräulein Margarethe, die wohl einmal unſer Schelten über andere Geheimräthe mochte gehört haben, die Ueberraſchung zu danken, daß eines Abends nach dem Thee „Bier ohne Ende“ auftauchte. Und Otto Roquette, ſtets liedbereit (wir behaupteten, er ſinge im Schlafe), dichtete alsbald jenes Lied: „das beſte Bier im ganzen Neſt, das ſchänkt Margreth am Thore“: — freilich ſchänkte das Geheimrathstöchterlein nicht ſelbſt (obwohl ſie es zierlich darreichte), und auch alles Andre iſt dichteriſche Erfindung: aber das Lied ward in Roquette's eigener Tonſetzung alsbald bei Kuglers geſungen: — es iſt noch gar oft componirt worden, auch von mir: aber Roquette behauptete unter Schneeballwürfen durch die ganze Friedrichſtraße, meine Compoſition ſei ja die Seine!

Ich gedenke noch der Geburtstagsfeier Kuglers in der Ellora: Roquette hatte ein beſonderes Elloralied gedichtet und (natürlich!) componirt: die erſten Zeilen lauten:

„Brüder, wie wir hier uns finden
Frohvereint zu guter Stund,
Soll die Freude uns verbinden
Recht aus tiefstem Herzensgrund.“

Unter diesen Klängen zogen wir im Gänsemarsch an das von Kugler und Frau Clara eingenommene Sofa: wir alle trugen Gaben und Schatzung, wie auf altägyptischen Denkmälern, und Lübke als Protagonistes überreichte eine altindische Torte, seine Rede beginnend mit „Nämlich!“ Dann ward Kuglers Lied „an der Sale grünem Strande“ in Travestie gesungen mit dem Schlußkehrreim: „Hildebrand und Alpenglühn“. —

Mir geht's schon bald wie dem seligen Attinghausen: die Meisten von denen ich zu erzählen habe, „mit denen ich gewaltet und gelebt“, sind todt: todt der gütige weise Mann, todt die wundersame Frau Clara, todt die junge blühende Frau Margarethe: — es ist ein traurig Geschäft, so merke ich nachgerade, was ich da treibe in diesen „Erinnerungen“. Durch einen Friedhof führe ich meine Leser!

XXXVIII.

Nachgerade wird es aber Zeit, den Leſer zu überzeugen, daß all das bisher Geſchilderte — Familie Keller, Birch, Tunnel, Ellora — eben doch keineswegs die Hauptſache, ſondern in dem allerdings für einen Achtzehnjährigen erſtaunlich reichen Berliner Leben die Nebenſache war.

Die Hauptſache war ein ſehr ſtrenges Arbeiten, wie nachſtehende Tagesordnung und Berichterſtattung über die damals entſtandenen Schriften zeigt.

Ich ſtand im Winter lange vor 7 Uhr auf, da ich um 8 in der Vorleſung bei Trendelenburg über Pſychologie ſein mußte. Dieſelbe hatte ſehr viel Stoff, war ſtreng gelehrt, ſorgfältigſt vorbereitet: — aber da ſie großentheils abgeleſen ward, wirkte ſie ſchwächer als ihr inhaltlicher Werth verdiente. Ob-

wohl ich keine Stunde fehlte, gab mir der Kurzſichtige nur die Note: „fleißig beſucht".

Darauf folgten zwei Stunden Deutſches Privatrecht und Handelsrecht bei Karl Freiherrn von Richthofen (von 9—11: „ausgezeichnet fleißig", ſagt mein Anmeldebogen): der Mann, der, wie ich ſpäter erfuhr, ſchwer an den Augen litt, hatte die ſeltſame Gepflogenheit, ſo wie er auf dem Lehrſtuhl ſaß, dem Fenſter den Rücken, den Zuhörern die Längsſeite des Geſichts zuzuwenden und nun, ohne Augenverwenden, geradezu auf die Seitenwand loszuſprechen. Der Vortrag war lichtvoll und eindringlich: ich lernte aber auch viel außerhalb der Vorleſung von ihm, da ich ihn häufig vor und nach derſelben begleiten durfte: mein ausnahmsloſes Erſcheinen war ihm aufgefallen: er ſprach mich an: ich mußte ihm von den oberbaieriſchen Bauern erzählen, er ſprach mir dafür von ſeinen Frieſen! Was wußte ich damals davon, daß der Claſſiker der Frieſen-Mundart und des Frieſen-Rechts mit mir redete. Später hab' ich

oft bereut, ihn damals nicht gründlicher ausgefragt zu haben!

Von 11—12 Logik und Encyclopädie der Philosophie bei Werder („ausgezeichnet fleißig!"). Wie anders wirkte dies Zeichen auf mich ein!

Ich konnte die Stunde kaum erwarten, da das zierliche, säuberliche Herrlein den Lehrstuhl bestieg, die goldne Uhr vor sich legte und nun, ohne die mindeste Aufzeichnung zu benutzen, völlig frei, ohne Unterbrechung, drei Viertelstunden sprach mit vollendeter Sicherheit des Ausdrucks und feinster Durchbildung der Form. Was er vortrug, war mir ja durchaus nicht neu: eben die Hegel'sche Logik und Encyclopädie, deren Begriffsfolgen ich inwendig und auswendig wußte. Aber es war ein geistiger Hochgenuß, den begeisterten Jünger die Lehren des Meisters vortragen und durch gar manche Zuthat eigener Gedanken bereichern zu hören. Werder hat bekanntlich auch eine schöne dichterische Begabung: sein Trauerspiel „Columbus" ist hervorragend: und er verfügte

über eine Kunſt des Vortrags, wie ich ſie auf deutſchen Lehrſtühlen ſehr ſelten zu bewundern hatte. Die nicht eben ſtarke, aber biegſame Stimme behandelte er im Anſchwellen und im Flüſterton wie ein vollendeter Meiſter etwa ſein Tonwerkzeug: das bleiche, ſo ausdrucksfähige Geſicht vergeiſtigte ſich immer feiner wie er ſprach, und die klugen durchdringenden dunklen Augen, mit welchen er die Gedanken und die Blicke der Hörer verſammelte und einem Zauberer gleich bannte, konnten gar wunderbar leuchten. Ganz unheimlich konnte Einem werden, ſprach der Magier von der Maulwurfsarbeit des Gedankens in der Weltgeſchichte und in dem Kopf des Einzelnen: „haben Sie ſchon einmal darüber nachgedacht, meine Herren, was es ſagen will: der Gedanke lebt und wirkt?“: die Worte, obwohl mir nichts Neues bringend, machten ſo großen Eindruck auf mich, daß ſie mir immer noch unwillkürlich zu allererſt einfallen, denke ich an Werder. Auch er knüpfte Geſpräche mit mir an, ich durfte ihn öfter

nach Hauſe begleiten: er wunderte ſich, daß ich ihm immer vorausſagte, welche Begriffe nun in der nächſten Stunde der dialektiſche Proceß entwickeln werde, bis ich ihm, verſchämt, die Schrift für Prantl überreichte. Werders Einfluß verſtärkte noch einmal meine Begeiſterung für Hegel und ſchob die Zeit noch um einige Monate hinaus, die mir endlich aus den (oben S. 33) angeführten Gründen für immer die Selbſtbefreiung aus dem Banne des Dialektiſchen Proceſſes bringen ſollte.

Von Werders Philoſophie ging es (von 12—1) in die Geſchichte des Mittelalters bei Leopold von Ranke, deſſen Sal Hunderte füllten. Bei aller Bewunderung, die ich für den großen Forſcher und Darſteller mitbrachte und im Laufe der Vorleſung wachſen fühlte, kann ich doch nicht behaupten, daß der Vortrag bedeutende Einwirkung auf mich geübt hätte. Dazu widerſprach er doch allzu ſtark meinen Forderungen an die Form. Es war gar ſeltſam, wie der große Meiſter ſprach.

Das kleine Männlein mit dem mächtigen, wie es ſchien, für den winzigen Rumpf allzu ſchweren Kopf hatte etwas Elbiſches. Mit kurzen, knappen Trittlein kam es herein getrippelt, beſtieg eilfertig, aber nicht ohne Anſtrengung, die hohen Stufen des Lehrſtuhls, lehnte ſich in eine Ecke der Brüſtung und hob nun — ebenfalls ohne irgend welche Aufzeichnung — auf das Lebhafteſte zu ſprechen an. Er zog wohl das Taſchentuch, ſpielte damit, zerrte daran, während er in Eifer gerieth — ja, er warf es gelegentlich wohl ein wenig in die Luft und fing es behend wieder auf: — ich erinnere mich ganz genau, daß er das that, als er auf die Kreuzzüge zu ſprechen kam („die Kreuzzüge — ja, meine Herren! Die Kreuzzüge — die ſind wieder einmal ein Stück Weltgeſchichte — nicht nur Landesgeſchichte!"). Dann machte er wohl mitten in dem Hervorſprudeln der reichſten, anregendſten Gedanken plötzlich Halt — verſchränkte die Arme auf der Bruſt, ſchloß die Augen — und ſchwieg. Schwieg geraume Zeit: endlich

ſchlug er die klugen, blitzenden, hellen Aeugelein wieder auf und fuhr ebenſo haſtig fort wie vorher. Dieſes Hervorſprudeln von ſich überſtürzenden Gedanken, ohne Rückſicht auf Form und Ausdruck, erinnerte mich lebhaft an Leonhard von Spengel (oben S. 15): es war faſt unmöglich, nachzuſchreiben und ein gutes Heft mit nach Hauſe zu bringen. Ich ward ganz beſtürzt durch dies Wirbelgeſtöber von Gedanken, das das Männlein da oben mir an den Kopf warf: lange bevor ich den erſten geiſtig verdaut, war er ſchon beim ſechſten und ich lief immer wie ein langſam Hündlein hinter dem windſchnellen Gedankenreiter drein, ohne ihn einholen zu können. So war der Erfolg nicht der, den bei einem ſo geſchichtsgierigen Schüler ein ſolcher Meiſter hätte von Rechts wegen bewirken ſollen. Der Fehler war, daß ich nur die Vorleſung hörte, nicht die Uebungen beſuchte, in denen der Altmeiſter ſein Größtes leiſtete. Aber als Juriſt wäre ich wohl kaum aufgenommen worden. Auch überwog damals die Begeiſterung für

Philoſophie in mir noch gar ſehr den Sinn für Geſchichte.

„Mit rühmlichem Fleiße beſucht“, ſchrieb mir Ranke mit ſeiner zierlichen Handſchrift am 14. III. 52. in meinen Anmeldebogen.

Später — von Königsberg aus — trat ich mit dem großen Meiſter in Briefwechſel: zumal über meinen Prokop ſprach er ſich ſehr freundlich aus, obzwar wir in der Beurtheilung der „Geheimgeſchichte“ nicht ganz übereinſtimmten: er nahm zwar wie ich Echtheit des Ganzen an, jedoch mit zahlreichen Einſchiebungen eines Fälſchers. Wie hiermit die von mir ſtatiſtiſch nachgewieſene Einheit der Sprache der Geheimgeſchichte und der der zweifellos echten Werke Prokops zu vereinbaren ſei —, auf dieſe Frage wie überhaupt auf meine ganze Beweisführung aus der Sprache iſt der Altmeiſter in ſeinen Briefen an mich ſo wenig eingegangen wie in ſeiner „Weltgeſchichte“.

War es nun 1 Uhr, ſo eilten Piloty und ich nach fünf Stunden Vorleſungen ſelbander zu der

„Fütterung“. Sie ward verabreicht in einem Speiſehaus an der Königsſtraße (Südſeite), koſtete in Vorausbezahlung für einen Monat — man erhielt ſtark abgegeßne Speiſemarken — 4 Silbergroſchen (= 14 baieriſche Kreuzer = 40 Reichspfennigen) und war unglaublich ſchlecht.

Suppe, Fleiſch mit „Beiſatz“ (d. h. gekochte Pflaumen oder ſaure Gurken: Obſt zum Fleiſch zu eſſen war unſern bajuvariſchen Magen ganz unerhört!) und eine ſogenannte „ſüße Speiſe“: d. h. ein „Wonnekleiſter“ (das ſchöne Wort hab' ich aber erſt in Königsberg gelernt) von rothgefärbtem Gries mit einer ſauer-ſüßen dicklichen gallertartigen Weinbrühe: ich rührte ſie nie an, ſondern lief mit dem letzten Happen Fleiſch im Munde — an Bier oder Wein kein Gedanke! — auf meine Stube, ein Stündlein Poeſie zu leſen oder die aus München gekommenen Briefe.

Es iſt kein Wunder, daß ich bei ſolcher Koſt und ziemlich angeſtrengtem Lernen und aufregendem Dichten nicht ſonderlich gedieh — trotz der ſonntäg-

lichen Kalbsbraten der guten Mutter Birch! — und als ich nach München zurückkehrte, die Leute durch mein hohlwangiges und abgemagertes Geſicht erſchreckte. Ich hätte wohl mehr Geld als 4 Silbergroſchen auf den Mittagstiſch verwenden können: aber ich verwandte allzuviel von meinem Monatsbezug auf den Ankauf von Büchern, — davon bald mehr.

Von Raſt und Ruhe war keine Rede: denn vor 3 Uhr ſtürzte ich ſchon wieder in das Erbrecht von Keller. Dieſe Vorleſung war nun ebenſo ausgezeichnet dem Inhalt als ungenügend der Form nach: es war gar kein „Vortrag", ſondern ein Dictat von der erſten bis zur letzten Sylbe! Der Geheimrath — ebenfalls ein kleines Männlein — eilte ſchlag Viertel durch den dichtgedrängten Sal, zog auf dem Lehrſtuhl das Heft hervor und dictirte nun ziemlich raſch drei viertel Stunden lang in eintönigſter Weiſe, ohne Hebung oder Senkung der Stimme, ohne Abſatz, in Einem fort, wie ein Waſſerfall gießt.

Er ſah niemals auf von dem Heft: kein Blick ſtreifte je die par hundert Hörer vor ihm: Schlag vier packte er ſein Heft wieder ein und verſchwand ſo eilfertig wie er gekommen.

Das iſt nun genau das Vorbild wie ein Vortrag nicht ſein ſoll!

Dem gegenüber haben Schwänz-Studenten, ſchwache Väter und Einpauker recht, wenn ſie den Profeſſor und den Vorleſungsbeſuch als überflüſſig (oben S. 93) boycotten: hätte Keller ſein Erbrecht gedruckt oder autographirt vertheilen laſſen, wär's ebenſo gut geweſen. Aber freilich: dann hätte er die Vorleſung nicht mehr halten können!

Oft ſagte ich mir, wann draußen der Februar- und Märzenſonnenſchein lockte — die für meinen Fleiß gefährlichſte Vorfrühlingszeit! — und Roquette zum Schlendern die „Linden lank“ in den Thiergarten minder zart lockte mit allerlei Scheltworten über die „dumme Colleg-Eſelei“, dann ſagte ich mir: „wenn er erſt wüßte wie recht er hat, wie ich kürzer und bequemer

das Dictat aus dem Heft eines Andern abſchreiben könnte, als es dem geſprochenen Wort nachſchreiben". Aber aus lauter beſchränktem Pflichteifer ließ ich den goldnen Sonnenſchein leuchten und locken und ſtürzte in das Colleg, neben Piloty gedrängt im dumpfen Sal und Sylbe für Sylbe dasſelbe nachſchreibend wie der. Allerdings: das Heft war dann ſo muſterhaft klar und knapp, daß das vielberüchtigte römiſche Erbrecht, auch ſeine vielverwurzelte Geſchichte, mir ſo geläufig ward, als irgend ein leichteſter Theil des Pandektenrechts.

Um vier Uhr „ſtürzte" ich ſofort nach Hauſe: denn jetzt ging das Arbeiten ja erſt an. Eine Taſſe Kafe oder Chocolade — bei Stehely oder Spagnapani — gönnte ich mir (aus Zeit-, nicht aus Geldgeiz!) nur an den Sonnabenden, an welchen Nachmittags keine Vorleſung gehalten ward: dann ſpielte ich auch wohl mit Piloty, Roquette, Eggers, Lübke Schach oder ging mit ihnen in den Thiergarten, wo damals ganz im Norden, dem heutigen Zoologiſchen

Garten entgegengesetzt, ein par Thiere in Käfigen gehalten wurden: das zog mich lebhaft an: gab es doch weder in München noch sonstwo etwas den heutigen zoologischen Gärten Aehnliches. Ich gedenke, wir beschenkten einen Wärter reich mit Cigarren, der einem Lieblingslöwen einen kranken Zahn (ohne Chloroform! das gab es damals auch noch nicht) ausgezogen hatte. Derselbe Wärter erstaunte uns nicht wenig, als er eines Abends in eine kleine Schänke, wo wir Weißbier tranken, ein klein munter Thierlein mitbrachte, das wir, als er damit eintrat, im Dunkel des Oellichts für einen Jagdhund hielten, zumal es auf seinen Ruf „Caro, hopp!“ auf die Bank sprang und aus seinem Glase Weißbier schlürfte, gleich einem alten Berliner Droschkenführer, während es doch weder ein Jagdhund noch ein „Droschkerich“ war, sondern vielmehr im Gegentheil ein junger zahmer Jaguar.

In dem Bärenzwinger jener alten Thiergesellschaft verrichtete ich ein kleines „Heldenstück“, das

erzählt werden darf, weil von Muth und Wagniß gar keine Rede dabei war, also der Verdacht der Ruhmrede nicht auftauchen kann. An einem sonnigen Märznachmittag umstanden zahlreiche Kindermädchen mit den „diesbezüglichen“ (hieher gehört das unglaublich dumme und nebenbei sprachlich grundfalsche Wort zur Strafe: an den Pranger des Spottes!) Unteroffizieren den weiten Bärenzwinger, in dem sich ein kahler Baum bis an den oberen mit einem Gitter eingefriedeten Rand erhob. Auf einmal ein vielstimmiger Schrei: ich sehe auf: das etwa vierjährige Mädchen einer solchen Magd, die nur an ihren „Gegenstand“ dachte, war unbeachtet die äußere Treppe hinauf gewatschelt, welche zu dem oberen Rand führte, war unter dem Gitter durchgeschlüpft und ging nun innerhalb des Gitters an den Stäben weiter! Es sah grauslich aus, weil ein Fehltritt das Kind zu den Bären würde hinunter geworfen haben: und das Gefährliche wurde — scheinbar — dadurch gesteigert, daß eines der braunen Ungethüme mit erstaunlicher Geschwindigkeit

den kahlen Baum hinauf geklettert war und nun mit der rechten Pranke — mit der Linken ſich an dem Stamm feſt haltend — nach dem Kinde, das jetzt zu ſchreien anhob, hinüber zu langen anfing. Es war ſelbſtverſtändlich keine Gefahr, daß das Thier die Kleine hätte erreichen können: der Abſtand war weit genug gemeſſen: ſonſt hätten ja die Bären ſtets entſpringen können. Aber es ſah grauslich aus, das iſt wahr. Und es begreift ſich, daß das Grauen einen Augenblick den Zuſchauern die Kniee lähmte. Der Erſte, der oben war, war zufällig ich — ich war eben dem Aufſtieg am nächſten geſtanden — und ohne die mindeſte Gefahr für mich ſelbſt zog ich das weinende Kind am Aermchen unter dem Gitter heraus und brachte es — dem „diesbezüglichen" Unterofficier, der der Nächſte nach mir oben war. Ich ſah ihn nur an, ohne ein Wort: aber ich glaube, das Kind war fortab auch unter ſeiner Obhut.

XXXIX.

Allein ſolche Ausſchweifungen wie einen Nachmittagsgang in den Thiergarten gönnte ich mir nur ganz ausnahmsweiſe: vielmehr regelmäßig ſaß ich um $4^1/_4$ ſchon an meinem Arbeitstiſch am neuen Markt Nr. 9 und war — ſo undankbar es gegenüber der vielen Güte erſcheint, die dem jungen Knaben von allen Seiten unverdient entgegen getragen wurde — am allervergnügteſten, wenn keinerlei Beſuch ſtörte und keine Abendeinladung, die ich an Werktagen faſt ausnahmslos ablehnte, die Zeit verdarb. Dann arbeitete ich von $4^1/_4$ bis Mitternacht, oft bis eins: und zwar meiſt ohne irgend welche Abendkoſt zu mir zu nehmen, nicht einmal Bier trank ich: anfangs war ich ſo um 9 in eine gerade gegenüber liegende Conditorei gelaufen und hatte eine Taſſe Chocolade

genommen: aber ſie war ſo ſchlecht, daß „der Geſcheutere bald nachgab".

Dann geſchah es freilich oft, daß ich gegen Morgen vor eitel Hunger aufwachte und gierig den Schlag ſieben herbei ſehnte, wann mir Frau Bauer die Taſſe Kafe mit Einem Brödchen brachte, welcher, wie ich mich dunkel, aber unangenehm erinnere, über alle Beſchreibung hinaus dünn, ſchwach und elend war. Auch dieſes Faſten beruhte nicht auf Geldgeiz, ſondern auf Zeitgeiz und einer gewiſſen mönchiſchen Verachtung aller körperlichen Bedürfniſſe.

Dagegen war es allerdings ſchon der Ausfluß einer gewiſſen Sparſamkeit d. h. genauer des Wunſches, viele Bücher kaufen zu können, daß ich den ganzen Winter faſt nie heizen ließ. Das Holz: Fichten- und Kiefern-Stücke, in kleinen Körben, auf dem Neumarkt gekauft von Frau Bauer, war recht theuer: — von Kohlenheizung war keine Rede! So zog ich denn zu Hauſe bei der Arbeit über meinen Tuchrock einen Hamſterpelz, den ich ſchon

mit 12 Jahren geſchenkt erhalten hatte und um deß willen ich in Walhall höchſt unzoologiſcher Maßen „Zobel“ genannt worden war, ſteckte meine Füße in zwei gewaltige alte Filzüberſchuhe, — Spreekähnen waren ſie an Umfang vergleichbar — welche mir Herr Bauer aus Mitleid geliehen hatte — und ſo ſaß ich nun acht bis neun Stunden hintereinander, trank unſinnig viel Waſſer, je eine gewaltige Caraffe mit Einem Gläslein Kümmel verſetzt, aß gar nichts, ſtudirte, daß ich einen brennend heißen Kopf bekam, fror dabei auch wohl, leugnete mir das aber beharrlich ab, obgleich mir zuletzt die ſteifen Finger an der Feder verſagten.

Lieber Gott, welche Grob- „beziehungsweiſe“ Bos-heiten hab ich mir über dieſes Weſen von Otto Roquette ſagen laſſen müſſen! Während der gute Clemens, deſſen ſchwache Bruſt ſtets ein überwarmes Zimmer forderte, geduldig bei mir ſchnatterte, Fritz Eggers ſchweigend, doch mit vorwurfsvollem Blick aus den ſeelenvollen Augen, ſeinen

blauen Radmantel, den er beim Eintreten abgelegt hatte, wieder überwarf und nun bemantelt dem Bepelzten gegenüberſaß, nur manchmal vor Kälte mit den Lippen zuckend, während mein guter Oheim Wilhelm, der es anfangs nicht recht glauben wollte, daß ich alle die vielen Abende, in denen ich ſeine Einladungen ablehnte, wirklich ſtudirend zu Hauſe verbrachte, deßhalb einigemale überraſchend um 9 oder 10 Uhr noch auftauchte und ſichtlich überraſcht war, mich „allein“ zu treffen (er äußerte ſich ſtark über die Geſellſchaft, in der er mich vermuthet hatte, was mich mit Purpur der Entrüſtung übergoß) — ſpäter ſchickte er mir mit ſpöttiſchem Erbarmen ein par Körbe Holz! —, verhielt ſich Otto Roquette viel mehr angreifend gegen mein Nicht-Heizen.

„Das iſt ja eine Hunde-, genauer geſagt eine Schweine-Wirthſchaft bei dir,“ ſchalt er, in ſeinem kurzen polniſchen dunkelgrünen, mit ſchwarzen Schnüren beſetzten Röcklein mit zugehöriger Zottelmütze elend

frierend. „Du ſitzeſt da in deinem Pelz: — deine Gäſte können vereiſen. Weiß du, was ich glaube? Es iſt nicht einmal anſtändiger Geldgeiz: — es iſt wieder dieſer miſerable eſelhafte Zeitgeiz. Du denkſt dir argliſtig: wenn ſie recht frieren, gehen ſie bald wieder.“

Gott verzeihe mir die Sünde: der Kleine hatte nicht ganz Unrecht!

Neben der Erſparniß war es mir allerdings darum zu thun, meine Beſuche . . . . nun ſagen wir: nicht allzu lang zu feſſeln! — — —

XL.

Was war es denn nun aber, was den Achtzehnjährigen wirklich — ich muß so ungalant sein, es zu sagen! — stärker anzog und mehr beglückte als Emmaleine's Liebreiz und Minna's Schwung und der Gesippen Gastlichkeit und Güte?

Es war nicht das Recht, auch nicht die Dichtung, es war die Philosophie: — aber freilich zugleich die kampfdürstende Begeisterung für den geliebten Lehrer, für Prantl, den auf's Neue sehr gefährlich angegriffnen. Denn der bloße wissenschaftliche Eifer — ich will mich hier wie in diesen Erinnerungen überhaupt wissentlich gewiß nicht besser machen als ich war und bin: — hätte mich doch wohl schwerlich im achtzehnten Jahre dahin gebracht, nach 6 Stunden Vorlesungen noch etwa 8—9 täglich

Philoſophie zu treiben: — unerachtet ſo ſtarker, ſchöner, berechtigter Abziehungen.

Allein um Weihnachten (den Abend brachte ich ſelbſtverſtändlich bei Mutter Birch zu: noch beſitze ich das ſchwarzſeidne Halstuch, das ſie mir damals vor 38 Jahren geſchenkt, und noch trage ich die Uhr, die meine Mutter mir damals nach Berlin ſandte!) ſchickte mir Prantl zwei Streitſchriften, welche von zwei ultramontanen Studenten, dem Theologen Johannes Huber und dem Naturforſcher Arno Grimm zu München, wider meine „Entgegnung“ waren veröffentlicht worden[1]: alſo Vertheidigungen Diſchingers, Bekämpfungen meiner Schrift, neue Angriffe wider Prantl!

Nun kann man ſich meine Aufregung denken!

---

[1]) Grimm, Arno, die poſitive und die negative Philoſophie. Eine Widerlegung des Rechtfertigungsverſuches des Prantl'ſchen Anthropologismus. München 1853. — Huber, Johannes Nepomuk, der Anthropologismus des Dr. Karl Prantl und ſeine jüngſte Bevorwortung (vermuthlich ſollte das ſoviel als „Befürwortung“ bedeuten!). München 1853.

Oder vielmehr, lieber Leſer, du kannſt ſie dir wahrſcheinlich nicht denken. Denn ſchwerlich biſt du 18 Jahre alt, haſt ſo eben deine erſte Schrift veröffentlicht, liebſt einen theueren Lehrer ſo leidenſchaftlich und biſt (ich will es dir wünſchen!) überhaupt nicht ſolch ein heißblütiger wirbelköpfiger „Hotſpur“ wie dein gehorſamer Schriftſteller damals war und leider noch recht lange geblieben iſt: böſe Menſchen ſagen, bis heute.

Der ganze Felix der Ritterſpiele loderte helllicht in mir auf, als ich die beiden Schriften las. Am liebſten wär' ich ſpornſtreichs nach München gefahren und hätte die beiden Herren auf Tod und Leben gefordert. Der gute, friedliebende Piloty (der von Philoſophie ſoviel verſtand, wie ich vom Citherſpielen!) hatte damals eine ſchlimme Zeit! Sehr mit Recht hob er hervor, daß ſich Johannes Huber, der Theolog, gar nicht ſchlagen dürfe, daß Herr Arno Grimm eine völlig unbekannte Größe ſei, daß in den beiden Schriften — denn auf Grobheiten verſtehe er ſich auch, wenn auch nicht auf

Ariſtoteles — doch eigentlich eine Beleidigung gegen Prantl oder mich nicht enthalten ſei, daß es aufhaltſam für mich werden müſſe, wolle ich jeden, der über Prantl anderer Meinung ſei als ich, erſtechen oder erſchießen, und endlich — last, not least! — daß mein Geld und das Seinige dazu gerade zu dem mittäglichen Wonnekleiſter, aber durchaus nicht zu einer Kriegsfahrt an die Iſar ohne Wiſſen der Aeltern ausreiche.

Ich fürchte, der letzte Grund wog am ſchwerſten bei mir.

Aber bald kam ein zweiter Brief Prantl's, der, in Beantwortung meines erſten Kampfgeſchreis, ſich in dieſer Fehde ſehr kräftig jede andere Waffe als die Feder verbat: „mit Rückſicht auf ſeine ohnehin gefährdete Stellung". Das entſchied.

Ich ſchluckte alſo meine Rapiergelüſte hinunter, ſetzte mich hin und ſchrieb, buchſtäblich Tag und Nacht, ohne andere Unterbrechung als durch die Vorleſungen, je eine Widerlegung von Herrn Huber und

von Herrn Grimm, Seite für Seite, nein: Satz für Satz!

Daß ich in dieser Aufregung und bei der widervernünftig fastenden, frierenden, schlafarmen Lebensweise nicht krank wurde, ist erstaunlich. Was machte es mir schon körperlich für Mühe, all' die Quellen und die Literatur aus den Bibliotheken auf den Neumarkt zu schleppen! Denn unser Schlachtfeld erstreckte sich ja von Pythagoras und Herakleitos bis Prantl und Dischinger. Dazu brauchte ich denn auch mehr Bücher zu eigen — denn bei den Bibliotheken mußte ich gar oft warten, bis die ausgeliehenen Werke zurück kamen — als ich auch bei äußerster Sparsamkeit von meinem Monatsgeld kaufen konnte: — das Bedürfniß führte mich dann zu einer Erwerbsquelle, die und deren merkwürdige Einwirkungen später zu erörtern sind.

Endlich waren die beiden „Widerlegungen" fertig — zwei dicke Abhandlungen, zusammen acht Druckbogen — (sie stehen jetzt mit der „Entgegnung" Bausteine IV. 2. Berlin 1883. S. 95—201) —

auch die säuberlichen Abschriften, und mit brennendem Kopf schickte ich sie an Prantl.

Alsbald kam eine sehr abkühlende, aber sehr weise Antwort. Mein — keineswegs etwa in eigner Sache milder — Lehrer billigte zwar (unter kleinen Ausstellungen im Einzelnen, namentlich des „kampfgierigen" Tones) durchaus die beiden Antworten vom wissenschaftlichen Standpunkt aus: — er meinte, ich habe mich meinen Gegnern an Wissen und zumal an Methode weit überlegen gezeigt: — aber er bat mich, um seinetwillen von Veröffentlichung abzusehen. Die Wogen gingen sehr hoch in München: es handle sich darum, ob die Ultramontanen bei König und Minister durchsetzen würden, daß ihm die Abhaltung philosophischer Vorlesungen völlig verboten werde. Zeigten nun meine beiden Erwiderungen, daß die Aufregung unter der Studentenschaft noch im Zunehmen begriffen sei — man sprach schon vom Fenstereinwerfen! — so werde das seinen Feinden den erwünschten Vorwand geben.

Selbſtverſtändlich war mir dieſer Wunſch Befehl.

Aber abgewehrt hat das Opfer, das meiner feurigen Kampfluſt nicht leicht wurde, den ſchmählichen, nie zu vergebenden Streich doch nicht von des geliebten Lehrers Haupt. Es geſchah das Unglaubliche, daß man den erfolgreichſten Lehrer der Münchener Hochſchule für viele Jahre mundtodt machte in der Philoſophie. Und zwar in welcher Weiſe! Zu einem Disciplinarverfahren hatte man weder Muth noch Möglichkeit: aber auch ein offnes Verbot wagte man nicht: — man ſchämte ſich doch wohl vor ganz Deutſchland, da ja gerade damals München zu einer „Hochwart der Wiſſenſchaft“ erhoben werden ſollte: man hatte auch nicht die Geiſteskraft und nicht das Wiſſen, dem Manne geradezu beſtimmte Lehren als bedenklich zu bezeichnen: ſondern man — ein Unterrichts-Miniſterium! — machte den Philoſophen mundtodt gleichſam hinterrücks, und wie ohne Anklage ſo ohne Vertheidigung.

Als Prantl gleich allen Lehrern der Hochſchule

das Verzeichniß ſeiner Vorleſungen für das folgende Halbjahr einreichte — er las neben den philoſophiſchen auch philologiſche —, ſagte man ihm bei Leibe nichts. Wie er aber das gedruckte Vorleſungsverzeichniß in die Hände bekam, ſiehe, da fehlten ſeine philoſophiſchen. Er eilt zum Rector: — der verweiſt ihn an den Decan der philoſophiſchen Facultät; er eilt zum Decan: — dieſer betheuert, ebenſo überraſcht zu ſein wie der Gemaßregelte. Er eilt zu dem Miniſterialreferenten, dem höchſt wohlwollenden Dr. Völk: — dieſer erwidert achſelzuckend: „eigenhändiges Eingreifen des Miniſters.“ Er eilt zu dem Miniſter Herrn von Zwehl: — dieſer iſt überhaupt nicht zu ſprechen!! Nach wiederholten vergeblichen Verſuchen wendet ſich Prantl ſchriftlich an den Miniſter und bittet um Auskunft: er hat auf keines der wiederholten Schreiben jemals im Leben Antwort erhalten. Aber Halbjahr für Halbjahr, ſehr viele Jahre fort, wiederholte ſich dieſe — Unwürdigkeit: jedes Halbjahr zeigte Prantl neben den philologiſchen ſeine

philoſophiſchen Vorleſungen an, und jedes Halbjahr waren ſie in dem gedruckten Verzeichniß geſtrichen, ohne daß der ſo mißhandelte Gelehrte auch nur Ein Wort der Begründung erfahren hätte. So ward dem für Philoſophie ungleich mehr als für Philologie begeiſterten Mann in den beſten Jahren, der beſten Kraft jede Thätigkeitswirkung auf die Jugend ſtillſchweigend, ohne Rechtsverfahren, abgeſchnitten.

Er litt unſäglich darunter! Der Verhaltene klagte nicht leicht: aber mir gegenüber kam doch die tiefe Empörung, die bittere Gekränktheit durch eine ſo rechtloſe Mißhandlung heraus und der Gram, ſein Beſtes nicht verwerthen zu dürfen. Dieſer Schmerz und Groll hat an ſeinem Lebensmark gezehrt.

Aber, fragt der erſtaunte Leſer, unter welchem König konnte denn das geſchehen? Unter demſelben König Max II., der ſich gleichzeitig den wohl begründeten Ruhm erwarb, durch Berufungen von außerbaieriſchen Gelehrten die Hochſchule München ganz bedeutend gefördert zu haben, demſelben König, der

ein Schüler Schelling's und Ranke's, ohne Zweifel lebhaften Sinn für Wiſſenſchaft und Dichtung hegte und, von den edelſten Beweggründen geleitet, das wüſte Wuthgeheul der Ultramontanen und der äußerſten bajuvariſchen Sonderthümler gegen jene Berufungen länger als ein Jahrzehnt ſtandhaft über ſich ergehen ließ.

Der ſcheinbare Widerſpruch erklärt ſich ſehr wohl: gewiß hatte der König die beſten Abſichten: allein er war in gewiſſen Richtungen ängſtlich und dann von außeramtlichen Einflüſſen ſtark abhängig.

So war es auch durchaus nicht etwa der Miniſter (von Zwehl), welcher die Mißhandlung Prantls gewollt hätte.

Der Befehl kam unmittelbar aus dem Cabinet: hier hatten Leute, welche die Univerſität gar nichts anging, beeinflußt durch die geiſtlichen Oberen von Diſchinger, das Ohr des guten Königs mit geheimen Anklagen wider Prantl erfüllt: Prantl lehre Pantheismus, Pantheiſten aber könnten nicht gute Unter-

thanen ſein, da ſich jeder von ihnen für einen Gott halte.

Wie konnte, wird man zweifeln, der Schüler Schellings auf ſo plumpe Reden hören?

Ja, König Max war eben nicht der Schüler jenes jugendlichen Schelling, der weiland in ſeiner Identitätsphiloſophie ſelbſt einen kühnen Pantheismus verkündet hatte, ſondern der Schüler des von ſich und der Philoſophie in theiſtiſche Myſtik abgefallnen Schelling. Der Miniſter aber? — Freilich hätte der lieber ſein Amt aufgeben als den Gelehrten — in ſolcher Weiſe! — verfolgen ſollen: allein der Miniſter rechtfertigte das (ihm doch wohl ſelbſt nicht unbedenkliche) Verfahren vor ſich dadurch, daß dem ſtreng kirchlich geſinnten die Prantl'ſche Wiſſenſchaft in höchſtem Maße zuwider war.

Es iſt ein ſchönes Verdienſt Heinrichs von Sybel, daß er, freilich nachdem koſtbare Jahre für Prantl verloren waren, dieſem unwürdigen Zuſtand ein Ende machte und bei dem König die Auf-

hebung jenes ſtillſchweigenden Bannes durchſetzte. Man erwäge: nicht der Miniſter, ſondern ein Amtsgenoſſe kommt dem mißhandelten Profeſſor zu Hilfe: wie außeramtliche Verläumdung das Unrecht geſchaffen, ſo ſchafft es außeramtliche Vertheidigung des Verfolgten aus der Welt. Derſelbe Miniſter aber vollzieht das Eine und das Andere!

Ja, es war nicht alles Gold, was da glänzte in München unter dem ſo wohlwollenden König Max II. Wir werden ſehen, ein junger Privatdocent, der „die Könige der Germanen" ſchrieb, war an höchſter Stelle geraume Zeit mit Erfolg verdächtigt worden, das Werk bezwecke, den Beruf Preußens zur Vorherrſchaft in Deutſchland zu beweiſen! Du lieber Gott! Das Werk hört mit 843 auf, mehrere Jahrhunderte bevor von den Hohenzollern und Preußen ein Wort verlautet.

Allein die Bedrohung ſeiner Souveränität auch nur mit leiſer Beſchränkung war dasjenige, was der König mit regſtem Argwohn ſcheute: um deßwillen führte der

an ſich ſo ſanfte (— und ſo kranke! —) Mann unter ſeinen Miniſtern von der Pfordten und Graf Reigersberg lange Zeit einen ſo erbitterten Kampf mit ſeiner Volksvertretung, bis ſchließlich die Herzensgüte in ihm in dem ſchönen Wort Ausdruck fand: „ich will Frieden haben mit meinem Volk," und er endlich nachgab in einem Streit, in welchem von Anfang das klare Recht auf Seite der Volksvertretung geſtanden hatte.

Daher kam es auch zum Bruch mit dem von ihm ſo hochgehaltnen und ſo lange gegen den Anſturm der Ultramontanen und Ultra-Bajuvaren geſtützten Herrn von Sybel, als dieſer zuletzt mit einem Freimuth, der ihm alle Ehre macht — viele ſeiner Geſinnungsgenoſſen hielten es anders! — in einer Denkſchrift rund heraus erklärte, er könne ſich die Zukunft Deutſchlands allerdings nur unter preußiſcher Führung denken. Ganz anders würde ſich Max II. 1866 nach Sadowa und 1871 gegenüber den preußiſchen Vorſchlägen verhalten haben, als der

jugendliche Ludwig II., deſſen hoch idealer, damals noch von keinem Wahn umdüſterter Sinn für deutſche Einheit begeiſtert — oder doch begeiſterungsfähig — war.

Aber zurück zum Jahre 1852 und zu den drei jungen Degen Johannes, Arno und Felix.

Wenn ich heute — nach 39 Jahren! — die damals gewechſelten Streitſchriften leſe, habe ich allerdings manchmal den Eindruck, als höre ich drei Blinde über die Farben zanken! Selbſtverſtändlich tragen all unſere Abhandlungen die Spuren der Unreife.

Aber es iſt doch andrerſeits ein friſcher jugendlicher begeiſterter Zug darin, auch wahrlich in denen meiner Gegner.

Herrn Arno Grimm hab' ich nie kennen gelernt, weiß auch nicht, was aus ihm geworden iſt.

Das Verhältniß zu Johannes Huber aber hat ſich, wie wir ſpäter ſehen werden, in Folge einer wunderſamen Wandlung, die ſich in ihm vollzog, zu einem ſchönen harmoniſchen geſtaltet, was ſelbſtver-

ſtändlich auch dann ſcharfe Gegenſätze nicht ausſchloß, die ſich aus unſeren ſehr verſchiednen Anlagen und Neigungen ergaben.

Allein es gereicht mir zu höchſt wohlthätiger Befriedigung, daß ſich die anfangs wenig erfreuliche Beziehung zu dem reich begabten Gegner ſo menſchlich ſchön entwickelte: denn mir iſt, wie ſchon wiederholt geſagt, Zwieſpalt und Mißklang gegenüber Menſchen, die ich nicht durch Verachtung mir von der Seele halten kann, die größte Gemüthspein und ich leide ſo ſchwer darunter, daß ich ſchon wiederholt, nur um jenes mir unerträglich Häßliche aus der Welt zu ſchaffen, ſelbſt zuerſt die Hand zur Verſöhnung geboten, ja, um ſie zu erzwingen um Vergebung gebeten habe, obwohl ich feſt überzeugt war, das Recht liege völlig oder doch überwiegend auf meiner Seite. Huber aber kam von ſelbſt aus dem feindlichen Lager wenigſtens auf neutralen Boden in Folge innerer Umwandlungen, die man ihm (ſehr mit Unrecht!) von ultramontaner Seite zum Vorwurf

gemacht hat: — dieſelben, unter ſchweren Gewiſſens- und Gedanken-Kämpfen vollzogen, gereichen ihm viel mehr zu wahrer Ehre. Es iſt übrigens, als hätte ich die ſpäter eingetretne Wandelung in dem mir von der Schulbank (I, S. 210) her wohl Bekannten im Voraus geahnt: wir hatten uns ſchon auf dem Gymnaſium zugleich angezogen und abgeſtoßen; er zog mich an, weil er ganz hervorragend begabt und im Wortſtreit beſonders gewandt war: eine gewiſſe Neigung und Begabung für dialektiſches Streiten war ihm angeboren: freilich — nach meiner Auffaſſung! — auch zur Rabuliſterei und ſcholaſtiſchen Klopffechterei, lange bevor dieſe ja ganz beſonders jeſuitiſchen Künſte ihm durch theologiſche Abrichtung beigebracht und jene Anlagen zu üppigſter Wucherung getrieben wurden. Er behielt immer das letzte Wort, mochte er auch — nach meiner Meinung! — noch ſo tief im Unrecht ſtecken. Hätte ich dann — als letztes Beweismittel — gern den Kampf, den Fehdegang ſtatt des Redegangs gewählt, ſo hielt mich doch ſtets die

Rückſicht auf die nicht eben kräftige Natur des vielfach und früh Leidenden zurück.

Jene Rabuliſterei alſo ſtieß mich ab: — ſie waltete auch ſehr lebhaft in ſeiner Streitſchrift! — und eine gewiſſe Vernachläſſigung der Formen im weiteſten Sinne. Er hatte ſich mit eigener Kraft aus nicht günſtigen Verhältniſſen heraus gehoben und entwickelt, und ein gewiſſer „Erdgeſchmack", wie ſpäter einmal Bluntſchli treffend von ihm ſagte, war an ihm haften geblieben. Ihm dagegen war meine übertriebne Zartfühligkeit und krankhafte Ueberfeinerung mit vollem Recht zuwider.

Dazu kam, daß wir einander in dem „Fortgang" in der Claſſe ſtets hart auf dem Nacken waren: war ich der ſechſte, ſo war er der fünfte oder umgekehrt, und derſelbe Wettkampf, der zwiſchen dem theueren Julius und mir die Liebe ſteigerte (I, S. 176, 221), wirkte nicht gerade ähnlich unter den von Natur wie Waſſer und Feuer verſchiednen Ringern Johannes und Felix. Uebrigens hat er mir ſchon damals auch

wohl grade durch ſeine Knorrigkeit gefallen: ſo als er mir bei dem (I, S. 206) erzählten Anlaß nachträglich erklärte: er habe ja gewußt, daß alle Andern in der Claſſe für mich ſtimmen würden; er aber habe gegen mich ſtimmen müſſen um ſeiner Ueberzeugung, um der Gerechtigkeit willen, und er habe das gethan, obwohl er den Schein häßlicher Selbſtſucht auf ſich geladen habe, da gerade er mein nächſter Nachmann war. Und ich reichte ihm gerührt die Hand und ſagte ihm, daß ich ihm jedes Wort glaube. Zwei merkwürdige Buben: Feinde und Freunde zugleich. Jene Schulgeſchichte war das knabenhafte Vorbild ſpäterer Vorgänge heftigſter Abſtoßung und doch auch unwillkürlich zwingender Wiederanziehung.

Wie geſagt, in meiner 1852/53 zu Berlin geſchriebenen Erwiderung taucht ſchon eine Ahnung ſpäterer Aenderungen in dem leidenſchaftlich bekämpften Gegner auf: ich ſuchte zu zeigen — und ich glaube, das iſt mir gelungen! — daß, was Huber Philoſophie nenne und als ſolche treibe, überall nicht Wiſſenſchaft

ſei, ſondern ein ſtets von dem Dogma der Kirche abhängiges Hin- und Hergerede, bei welchem das zu erreichende Ziel: die Uebereinſtimmung der „Forſchung“ mit dem Dogma, ſtets im Voraus unabänderlich feſt ſtand. So ſchloß ich denn meine Abwehr wider Huber, den ich bei aller Schärfe doch mit ungleich mehr Anerkennung behandelte als „den grimmen Arno“, mit folgenden Worten[1]):

„Kant und Anthropologie d. h. pſychologiſche, geſchichtliche und phyſiologiſche Erforſchung der menſchlichen Geiſteskräfte und Natur, ihrer Mittel und ihrer Schranken werden die Grundlage bilden müſſen aller künftigen deutſchen Philoſophie: nicht die „Uebereinſtimmung mit der Wirklichkeit“, welche wir ja doch nur mit menſchlichem Erkennen aufnehmen. Dieſe Wirklichkeit d. h. Natur und Geſchichte — unter letztere fallen auch die Religionen — ſind alſo nicht Maßſtab, nur Gegenſtand der Wiſſenſchaft.“

---

[1]) Bauſteine IV. 2. Berlin 1883. S. 205.

Uebrigens will ich von meinem ehemaligen Schulgenoſſen Johannes Huber, deſſen außergewöhnliche Begabung ich nur mit Bedauern in Dienſt und Zwang unwiſſenſchaftlicher, ja wiſſenſchaftfeindlicher Mächte mißbraucht erblicke, nicht ſcheiden ohne einen guten Rath:

„O Huber, Johann Nepomuck,
Auf's Dogma warf ich dich zuruck:
Denn, was du haſt gepredigt hie,
Iſt Dogma, nicht Philoſophie.
Es kommt vielleicht die Zeit,
Da werden dir die Dogmen leid:
Kannſt du vor Dogmen nicht mehr ſchnaufen, —
In's Freie komm — zu uns! — gelaufen."

Buchſtäblich ſollte ſich das erfüllen!

Schon 1854/55 konnte der Eifrige einen ganzen Haufen von Dogmen nicht mehr ertragen: wir werden ſehen, wie ſich das auch äußerlich darſtellte, und es iſt ja bekannt, wie ihn, neben und unter Döllinger einen Hauptverfaſſer des „Janus" im Jahre 1870/71, das neue vaticaniſche Dogma vollends aus der

römiſchen Kirche trieb: — zwar nicht ins „Freie", aber in jene Halbfreiheit, welche Alt-Katholicismus genannt wurde.

Ich füge das „Schlußwort" bei, welches ich damals den beiden Erwiderungen gegen Huber und Grimm anhängte, nicht wegen ſeiner beſonderen ſachlichen Weisheit, ſondern weil es immerhin bezeichnend iſt für die damaligen Anſchauungen des Verfaſſers: — wolle man dabei gütigſt erwägen, daß dieſer Verfaſſer kaum neunzehn Jahre alt war und daß die Ereigniſſe von 1864, 1866, 1870/71 noch zwölf bis neunzehn Jahre auf ſich warten ließen:

„Es eignet jeder unwiſſenſchaftlichen Polemik, die reine und ruhige Sprache der Wiſſenſchaft zu trüben und zu ſtören durch leidenſchaftliche, gehäſſige, grobe Wendungen. Letzterer Schmuck der gegneriſchen Rede — er iſt reich ausgeſchüttet! — möge es vor dem Leſer entſchuldigen, wenn wir manchmal zwar nicht wieder grob, aber heiter geworden ſind. Es ſcheint uns, im Sinne Leſſings, würdiger, die Grobheit des

Gegners mit Humor, als ſie mit gleicher Grobheit, dem Zeichen der Unbildung, zu erwidern.

Die Repliken des „Beleuchters“ (Huber) und des „Widerlegers“ (Grimm) haben noch klarer als meine „Entgegnung“ ſelbſt meinen Grundgedanken dargethan, daß dieſe ultramontanen Angriffe wiſſenſchaftliche überhaupt nicht ſind: ſie gelten in Wahrheit nicht Prantl oder mir, ſondern der Philoſophie an ſich: ſie vertreten den alten Anſpruch des Dogma's, Norm und Schranke der Forſchung zu bilden.

Die Kernfrage, um die es ſich handelt, lautet: iſt Uebereinſtimmung mit dem Dogma Maßſtab philoſophiſcher Wahrheit?

Die ganze Geſchichte der Philoſophie iſt eine großartige Verneinung dieſer Frage und der endliche Sieg des Gedankens über ſolche Tyrannei des Denkzwanges iſt ſo gewiß als die Exiſtenz der Vernunft. Ja, der Sieg iſt ſchon in jedem Augenblick des Kampfes entſchieden: er iſt vollendet durch die immanente Freiheit, deren ſich das Selbſtbewußtſein der

Philoſophie gerade in der Verneinung ſolcher Anmaßung erfreut.

Man konnte Ketzer im Rauch erſticken, aber nicht den Geiſt. Man konnte Bücher — und deren Verfaſſer dazu — verbrennen, aber nicht die Logik.

Man kann auch heute noch Profeſſoren „ſuspendiren", aber nicht den Gedanken.

So wäre ich denn mit meinen Herren Gegnern fertig, und ein Student darf wohl fröhlich ſchließen mit dem Lied:

„Es bleibt dabei, die Gedanken ſind frei."

Herrn Arno Grimm kenne ich nicht und ich darf wohl, ohne zu ſtarke Unhöflichkeit, beifügen, ſeine Schrift hat mir weder den Wunſch erweckt, ihn kennen zu lernen, noch ein Intereſſe an ſeiner Zukunft! Ich wünſche ihm für dieſe alles Gute und wollte ihn nicht beleidigen: nicht ihm vergelten ſeine Worte vom „Tollhaus" ꝛc. —

Anders ſtehe ich zu Johannes Huber, meinem alten Schulcameraden, mit dem ich mich zwar ſchon

auf den Schulbänken viel häufiger geſtritten als vertragen, aber auch beim Streiten nicht ſchlecht unterhalten habe. Ich mag es nicht glauben, daß dieſer glänzend begabte Geiſt für alle Zukunft ſich wohl fühlen kann unter den Fahnen der Jeſuiten. Schüttelt er dies Joch einmal ab, dann mag er an vielen Einzelheiten ſeiner Schrift gegen mich feſthalten, aber deren Princip — Unterwerfung der Philoſophie unter das Dogma — wird er dann verwerfen.

Zum Schluß noch ein Wort an und über mein theures, bairiſches Vaterland. Denn es handelt ſich hier nicht blos um eine Fehde zwiſchen Studenten, die alle drei noch recht viel zu lernen haben: es gilt vielmehr dieſe Frage sub specie aeterni zu würdigen, das heißt hier: in ihrer Bedeutung für das Allgemeine, dem wir angehören: Baiern und Deutſchland.

Ich vernehme ſoeben aus München, daß die gegen Prantl eifernde Partei größte Ausſicht auf Erfolg im Miniſterium oder doch bei'm König hat, daß dieſer Lehrer, der wie kein Anderer an der

Münchener Hochſchule auf die Jugend wirkt, mit Maßregelung bedroht ſein ſoll.

Iſt es denn möglich? Unter der Regierung eines Königs (Max II.), welcher, ohne Zweifel edeln Sinnes und beſten Willens voll, gerade für die Wiſſenſchaft begeiſtert iſt!

So übel ſollte ein fein angelegter, gebildeter, aufgeklärter Herrſcher berathen ſein?

Soll denn in Baiern auch im XIX. Jahrhundert, unter guten Fürſten, fortdauern jene Unterdrückung der Geiſter, der freien Forſchung, welche ſeit dem Sieg der Gegenreformation in Baiern und Oeſterreich den hochbegabten deutſch-öſterreichiſchen Stamm ſo ſchwer geſchädigt hat? Nach den Alamannen am Meiſten begabt unter allen deutſchen Stämmen an Phantaſie und Schwung des Geiſtes ſtand er bis zum XVI. Jahrhundert wahrlich hinter keinem der Bruderſtämme zurück: die ganze mittelalterliche deutſche Poeſie wird überwiegend von Oberdeutſchen (Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach) getragen.

Wenn leider, leider ſeit Ende des XVI. und dem Lauf des XVII. Jahrhunderts dieſer Stamm in Baiern und in Oeſterreich in wichtigen Gebieten von der früher behaupteten Höhe nicht herab geſunken, aber herab gedrückt worden iſt, ſo daß er in Wiſſen, Lehre, Schule hinter den Leiſtungen anderer wahrlich nicht an Begabung überlegener Stämme zurückgeblieben iſt, ſo verſchuldete ſolchen Druck und ſolches Unheil nicht etwa der Katholicismus — dieſer hat Jahrhunderte lang die Gleichſtellung im Verhältniß zu andern Stämmen durchaus nicht gehemmt! — wohl aber das bösartige ſpaniſch-italieniſche Gift, welches man Jeſuitismus nennt.

Was für geiſtig und ſittlich ausgezeichnete Männer giebt es noch heute unter den katholiſchen Geiſtlichen der alten Schule zu Baiern!

Wenn aber die neue, jungkatholiſche d. h. eben jeſuitiſche Schule in Baiern zur dauernden Herrſchaft gelangt, wie ſie unter Anderem in der hier geforderten Unterdrückung der freien Forſchung hervortritt, —

dann geht die Gleichstellung unseres Volksstammes mit den übrigen Deutschen unwiederbringlich verloren. Und das würde Niemand schmerzlicher empfinden, als ich, der ich, nun Monate lang in der preußischen Hauptstadt lebend und lernend, bei Anerkennung aller Vorzüge norddeutscher Eigenart, die ergänzenden des eigenen Stammes immer liebevoller würdige. Siegen aber in Baiern auf die Dauer die Jesuiten, — dann heißt es: „finis Bavariae“! (Geschrieben 1852/53!)“

Schon als ich im Jahre 1855 Hubers vortreffliches Buch über die Kirchenväter beurtheilte, konnte ich feststellen[1]): „Huber hat seinen Uebertritt in die Reihen der Gegner des Ultramontanismus vollzogen. Unsere Weltanschauungen blieben zwar im Uebrigen sehr verschieden (er blieb Theist, ich Monist): aber er verwarf ausdrücklich Standpunkt, Maßlosigkeit und Methode seiner Schrift gegen Prantl. Meine

[1]) Jetzt Bausteine a. a. O. S. 262.

Antwortſchrift ging ich Punct für Punct mit ihm durch und milderte auf ſeinen Wunſch mehrere Ausdrücke; zum Theil hielt er im Einzelnen ſeine Anſichten lebhaft aufrecht, aber Princip, Methode und Ton verwarf er ſelbſt; ich ſage das zu ſeinem Lobe."

XLI.

Die Abfassung jener beiden Erwiderungen neben täglich sechs Stunden Vorlesungen nahm meine Zeit und Kraft völlig in Anspruch.

Andere als die belegten Vorträge zu hören, fand ich nicht Muße: doch gastete ich einige Male mit lebhaftester Befriedigung in den Vorlesungen von Gneist und dreimal ging ich auch in die „Rechtsphilosophie“ von Julius Stahl (oder führte die Vorlesung einen anderen Namen?). Bei aller Bewunderung des wahrhaft „virtuosen“ Vortrags erfüllte mich der Inhalt dessen, was ich da zu hören bekam, mit Erbitterung: ich ahnte damals noch nicht, daß die Bekämpfung der Stahlschen Rechtsphilosophie mit ihrem Mißbrauch der unsterblichen Gedanken der echten geschichtlichen Schule zu einem durch und durch erlogenen Pseudohistoris-

mus, mit ihrer Knechtung des States durch die Kirche, der Sittlichkeit durch die Religion, und des Rechts durch jene verkirchlichte Sittlichkeit, dieſer durch und durch unwahren Rabuliſtik der Begriffe, in welcher der ſemitiſche Talmudgeiſt unverkennbar waltet — er war durch das Taufwaſſer nicht abgeſpült! — dereinſt eine meiner mir wichtigſten Lebensaufgaben werden würde.

Herr Stahl hatte Unglück mit mir: zufällig ſprach er in jenen 2—3 Stunden über Macchiavelli, den ich — und zwar eben nicht nur den principe, ſondern auch die discorsi, die Briefe, die Geſandtſchaftsberichte, kurz den ganzen Macchiavelli — gründlich ſtudirt hatte: und nun mußte ich mit anhören, wie Stahl Macchiavelli dahin verläumdete, daß ſein principe jene verwerflichen Mittel (es iſt eben der Jeſuitismus im Dienſte des States, wie der Loyola's im Dienſte der Kirche!) lediglich aus Selbſtſucht anwenden dürfe, während Macchiavelli doch die salus publica die suprema lex bildet und der prin-

cipe ſich nur deßhalb behaupten ſoll, weil ſeine Dictatur allein die Wohlfahrt des Ganzen befördert. Macchiavelli wollte eben **Italia unita** und ſah die Papſtherrſchaft als Haupthinderniß dieſes Zieles an. Stahl verfolgte mit ſehr wohl begründetem Haſſe den Mann, der allerdings, wie ſpäter Hobbes, als ein ſtärkſter Keil das Gebäude der mittelalterlichen Lehre vom Verhältniß von Stat und Kirche, Recht, Sittlichkeit und Religion auseinander ſprengte. Ich aber ſagte mir damals grimmig: entweder hat dieſer Profeſſor den principe nie geleſen — und das iſt doch wohl undenkbar — oder er hat ihn geleſen und ſtellt trotz beſſerer Einſicht — denn Mißverſtändniß iſt kaum denkbar — nicht das Wohl des Ganzen, ſondern die Selbſtſucht des principe als Zweck der hier empfohlenen, allerdings verwerflichen Mittel hin. Später, als ich dann die Geſchichte der Rechtsphiloſophie in Stahls Buch an der Hand der Quellen prüfte, fand ich denn freilich ſolche — Künſte gar häufig.

In Philoſophie und Recht ging in jener Zeit

meine Arbeit auf: ich wußte nichts davon, daß damals in Berlin der Mann wirkte, dem ich in der Folge schriftlich mich näherte und dem ich neben Prantl unter allen Menschen für die Wissenschaft am Meisten verdankte: Jakob Grimm, mein großer Meister.

Erst nach der Rückkehr nach München ward mir, wie sich zeigen wird, der Sinn für die Germanistik im umfassendsten Sinne — nicht nur das germanische Recht — erschlossen. Wie beklagte ich alsdann, in Berlin zwei Halbjahre studirt zu haben, ohne jenen Herrlichen aufzusuchen, zu sehen, zu hören!

Auch im Uebrigen ließen mir die angeführten Arbeiten keine Zeit, von Berlin Ausgiebigeres an Genuß oder Belehrung davon zu tragen.

Ich arbeitete in der That, wann ich nicht bei Mutter Birch oder Mutter Keller war, unausgesetzt. Nur der Sonntag vor Mittag war damals — wie schon früher in München und auch in der Folge regelmäßig — der Dichtung zugetheilt: regelmäßig! Ach, wie viele Löcher haben in diese schön gedachte Regel

der Sonntagsheiligung im Laufe der Jahrzehnte überflüſſige Beſuche — leidend und thätig! — geriſſen oder unaufſchiebbare Prüfungen von Doctor- oder Seminar- oder Referendarien-Arbeiten oder Berichte und dergleichen Acten-Elend!

Der Dichtung zugetheilt: im Sinn des Genießens oder des Schaffens. Denn es iſt mir noch nie begegnet, daß ich ein Stündlein in meinen großen Lieblingen: Homer, Edda, Percy's Relics, Shakeſpeare, Schiller, Goethe, Sir Walter Scott, Rückert, Scheffel geleſen hätte, ohne ſelbſt zum Dichten angeregt zu werden.

So beſtand denn der ſonntägliche Vormittags-götterdienſt regelmäßig darin, daß ich zuerſt eine Weile mir laut, mit möglichſt gutem Vortrag, etwas aus jenen Werken vorlas, worauf ich dann unwillkürlich jedesmal ſelbſt irgend ein par Verſe — ſchlechte oder gute, viele oder wenige — zu ſchreiben begann.

In dieſer Weiſe habe ich faſt ohne Ausnahme alle Sonntage vor Mittag des Berliner Jahres ver-

bracht: ſo laut declamirend im Zimmer auf und ab wandernd, daß in den erſten Wochen die gute Frau Bauer ganz beſorgt gelaufen kam, vermeinend, ich ſtreite mit einem Beſuch auf Tod und Leben. Nur wenige Bände hatte ich in dem Kofferlein von der Iſar mitgebracht: ſo waren es denn immer wieder Rückert (oben S. 134), Elze's und Wolff's Sammlungen engliſcher Gedichte und — Dank der Güte von Fritz Eggers! — Percy's Relics: ich las die Lieblingsſtücke ſo oft, bis ich ſie auswendig wußte.

Um dieſe Zeit — Sonntag gegen zehn Uhr — ergriff mich wohl oft ſehr ſtark das Heimweh nach Didoſa: — es war die Stunde, da ich ſie in den letzten Monaten zumeiſt geſehen hatte (oben S. 322) —: dann kam die Sehnſucht nach dem engelſchönen Geſicht, — nach der Heimath: — dann fühlte ich mich plötzlich ſo fremd in dem Häuſermeer: — der Schmerz um den verlornen Frieden des Aelternhauſes, um den Garten brach, lang zurückgedämmt, aus tiefer Bruſt hervor, und wenn nun die Glocken dazu anſchlugen, dann

dachte ich an die fernen Münchener Glocken von Sanct Ludwig und brach mitten im lauten Leſen in Schluchzen, in heiße Thränen aus!

So fand mich einmal, bevor ich mich zu faſſen vermochte, der gute Oheim Wilhelm, der immer wieder zu unvermutheten Stunden nach mir ſah: — er wollte es nämlich durchaus nicht glauben, daß ich „auch nicht das kleinſte Schätzchen“ hätte. Er wirklich hätte mich nicht deßhalb verurtheilt oder gar verrathen! Ich hatte große Mühe, ihm zu erklären, daß ich eigentlich um ein Reh weine und um einen ſchönen Ahornbaum und um ein Mädchen, das ich nie geſprochen. „Biſt verrückt, mein lieber Jung, rein verrückt,“ meinte er kopfſchüttelnd. „Aber ein guter Jung. Komm' mit. Heute giebt es Bierkarpfen!“

In Folge jener ſtreng eingehaltnen Tagesordnung lernte ich auch ſonſt von Berlin nicht eben viel kennen: die Mußeſtunden gingen in den genannten Familien hin.

So ſah ich nicht viel von den Theatern: ein anderes als die beiden Königlichen beſuchte ich nie; indeß das Münchener ſchien mir — aber das mag ja Voreingenommenheit geweſen ſein — in Schauſpiel und Oper bedeutend überlegen: in der Oper machte mir nur Johanna Wagner (Eglantine, oben S. 414) einen ganz außerordentlichen Eindruck, und im Schauſpiel, — zumal im neuzeitlichen Luſtſpiel der geniale Döhring, ſowie Liedke: aber an Herrn Hendrichs vermißte ich Mark und Mannheit: von den Damen gefiel mir nur Fräulein Viereck: im Ganzen ſtand mir das Berliner Schauſpiel ſo fern, daß ich nur mit Widerſtreben — aus Höflichkeit gegen Mutter Birch — und ſo ſelten wie möglich hinein ging: da hatten meine Münchener einen andern „Stil am Leibe".

Von den Concerten beſuchte ich, durch Piloty gezwungen, nur manchmal die des Stern'ſchen Geſangvereins: ich fürchte, ich fürchte, ich folgte nur deßhalb ein par Mal dahin, weil Emmaleine in der

erſten Reihe ſtand, mir holdſelig zunickte und ſang — ſo ſilberkehlig wie die Lerche.

Großen Eindruck dagegen machten die in dem Muſeum verſammelten Schätze der Bildhauerei und Malerei: Lübke und Eggers waren hier die berufenſten Führer. Daß ich den Münchener Theken den Vorzug gab, mag wohl auch Voreingenommenheit geweſen ſein: indeſſen räumten meine beiden norddeutſchen Führer und Belehrer ein, daß die durch Mangel an Raum (1852) erzwungene allzugehäufte und zu wenig gegliederte Aufſtellung zu dem minder günſtigen Eindruck erheblich beitrug.

XLII.

Zu Ende des Winterhalbjahrs machte ich, lediglich behufs meiner inneren Befriedigung, Prüfungen bei Trendelenburg, Werder, von Richthofen und Keller — alle mit der ersten Note: und schickte mich nun an, heimzukehren an die ersehnte, die rauschende Isar.

Aber es kam anders.

Bei dem Aufbruch nach Berlin und während des ganzen Winters war immer nur von diesem einen Halbjahr, das ich in Berlin verbringen solle, die Rede gewesen: jetzt — schon war mir die Seele von Freude auf die Heimath geschwellt — erhielt ich die Weisung, auch das Sommerhalbjahr noch in Berlin zu bleiben.

Es wirkten wohl viele Gründe zusammen: da-

runter die höchſt verſtändige Abſicht, die offenbar günſtigen, den Geſichtskreis erweiternden Einflüſſe von Berlin noch länger auf mich wirken zu laſſen; auch mochte man wohl gern die hochgehenden Wellen der Erregung in der Münchener Studentenſchaft für und wider Prantl noch durch Ablauf von acht Monaten beſchwichtigt wünſchen, bevor ich, der alleinige Kämpfer auf Prantl'ſcher Seite, mich wieder in das Gewoge würfe: denn daß ich darauf brannte, den Streit nicht blos mit der Feder zu führen, wußte man.

Aber ſo weiſe und wohlmeinend der Beſchluß war: — er traf mich doch ſehr hart.

Die Thränen des Heimwehs floſſen nun erſt recht heiß und bitter. Ich hatte mich ſo gefreut auf das alte, liebe München, auf Didoſa, auf den engliſchen Garten, auf die Iſarhöhen, auf „Walhall" und die Freunde! Und nun noch fünf Monate — von März bis Anfang Auguſt — fern bleiben! Ich kam mir wie verbannt vor.

Piloty, der treue, der glückliche, durfte nach

Haus: ich, des lieben Pylades beraubt, mußte noch fern bleiben. Es that weh.

Seltsam war es nun freilich, daß mich auch die Sehnsucht nach dem Anblick Didosa's so arg peinigte, daß ich dieses Weh auf das Lebhafteste klagte — wem? Minna! Ihr, die zwar nicht so eigentlich und rechtsförmlich mit mir verlobt, die aber doch mit einem über bloße Freundschaft recht erheblich hinaus gehenden Bande mit mir verknüpft war! Die Gute tröstete mich, daß ich nun noch länger bei ihr bleiben müsse! Verrücktere, verzwicktere Seelenstellung eines jungen Mannes zu einem jungen Mädchen läßt sich wirklich kaum denken! Es kam eben die seltsame Wahrheit zu Tage, daß meine zweite Beziehung zu einem Mädchen ganz ebenso wenig gesunde, natürliche, echte Liebe war, wie meine erste! Ich weiß nicht, ob das oft vorkommt. Aber es ist recht schlimm gewesen, daß sich diese Selbsttäuschung — und unwillkürliche Täuschung Anderer! — auch später noch öfter wiederholt hat: zum bittersten Schmerz für andere und für

mich: — und bei dem ehrlichſten guten Glauben auf beiden Seiten. Ich kann es mir um ſo weniger erklären, als mein Blut ja durchaus nicht kühl und ſchläfrig, ſondern leider vielmehr ganz im Gegentheil recht munter, heiß und lebhaft iſt. Es muß mir wohl gar oft die dichteriſche Einbildungskraft Gefühle vortäuſchen, die nicht da ſind. Und mit dieſem Fehler hängen recht traurige, widernatürliche, ungeſunde Geſtaltungen meines Lebens zuſammen, unter denen, wie geſagt, leider nicht blos ich Qual und Pein zu tragen hatte. —

Hätte mir Minna damals geſagt: „ich danke dir für ein Herz, das ſolches Weh ausſteht, weil es ſich noch länger an meine Nähe gebunden ſieht," — ſie hätte voll Recht gehabt. Aber ſtatt deſſen tröſtete ſie mich ganz ſchweſterlich, ich würde ja Didoſa im Auguſt wieder ſehen. Verrückte Geſchichte!

Das Sommerhalbjahr geſtaltete ſich nun aber für mich völlig anders als der Winter.

Nicht nur Piloty brachte ich — weinend den

Weinenden! — Mitte März auf den Anhalter Bahnhof, auch Birchs reiſten bei Beginn des Sommers ab, desgleichen (ſpäter) Tante Keller und Emmaleine: der Tunnel und die Ellora hielten ſeit Mai keine Sitzungen mehr, auch die Frauen der Häuſer Kugler, Herbig, Böckh verſchwanden, ebenſo Eggers, Lübke, Roquette. Ich war viel mehr als im Winter auf mich ſelbſt angewieſen.

Der Sommer in Berlin war damals — es gab noch kein „Weſtend“ — viel minder ergetzlich als ſpäter. Heiß brannte die Sonne auf den neuen Markt, deſſen Gerüche dadurch nicht gewannen, und auf meine gen Süden blickenden Fenſter. Es war recht öd, häßlich, einſam. Ausflüge in die Umgegend machte ich nicht: ich habe das nie geliebt während des Semeſters, habe ſie auch als Docent und Profeſſor in München und ſogar in Würzburg nicht unternommen: nur Charlottenburg beſuchte ich, wo mir die in marmorner Schöne ruhende Königin Louiſe einen für das ganze Leben tief in der Seele haftenden Eindruck

machte; und einmal ſah ich mir Potsdam, Sansſouci, die Havellandſchaft an: — ebenfalls mit tiefer Ergriffenheit. Aber das war Alles: nur noch ein oder zweimal habe ich die Landſchaft an der Havel durchſtreift (ſ. unten). Sonſt ſaß ich ohne Unterbrechung durch Geſellſchaften, welche nun aufhörten, von Mitte März bis Anfang Auguſt faſt ganz allein auf dem neuen Markt. Es war harte Schule. Nichts als Arbeit: — unſinnige Arbeit, bis zum Umfallen, das zuletzt auch buchſtäblich eintrat.

Ich hatte längſt beſchloſſen, den philoſophiſchen Doctor zu machen. Dieſe fünf Monate in Berlin ſollten mich dazu vorbereiten, im Herbſt in München wollte ich dann promoviren: — wie ſich nach meinem Lebensplan dieſe philoſophiſchen zu den juriſtiſchen Studien verhalten ſollten, werden wir ſpäter ſehen. Ich belegte deßhalb für den Sommer nur zwei Vorleſungen: Polizeiwiſſenſchaft bei Dieterici und Wechſelrecht bei dem Claſſiker des Sachſenſpiegels, dem greiſen Homeyer.

Dieterici führte mich durch die unglaubliche Fülle ſeines ſtatiſtiſchen Stoffes in Gebiete ein, von deren Vorhandenſein im Weltall ich gar keine Ahnung gehabt hatte: was wußte ich großer Philoſoph und Dichter von „Marktpolizei“, obwohl der Neumarkt zehn Monate vor meinen Fenſtern lag? Der gütevolle Herr faßte Theilnahme für mich: es hat mich gefreut, faſt vierzig Jahre ſpäter ſeinen Enkel und deſſen liebenswürdige junge bataviſche Frau an der Oder willkommen heißen zu dürfen.

Homeyer, mit dem ich ſpäter bezüglich ſeines Hausmarkenwerkes in regen Briefwechſel trat, war nicht eben ein fortreißender Lehrer: immerhin machte ich am Schluſſe des Sommerhalbjahrs auch bei ihm wie bei Dieterici die Prüfung mit der erſten Note: es iſt mir rührend, während ich das ſchreibe, auf den wohl verwahrten Anmeldebogen die Handſchriften all' meiner Lehrer verzeichnet zu finden: zu meinem Stolze ſteht bei jeder ein ehrendes Wort der Zufriedenheit mit meinem Fleiße.

Abgesehen von dem Besuch dieser beiden Vorlesungen wandte ich aber nun in dem Sommerhalbjahr und den vorausgehenden etwa fünf Wochen österlicher Freizeit alle Zeit und Kraft auf die Ausarbeitung meiner philosophischen Doctorschrift.

Ich war bei dem wiederholten Studium des ganzen Platon schon in München auf eine Frage gestoßen, die mir neu und wichtig schien und für die ich in dem Phädon die Andeutung einer Antwort gefunden zu haben glaubte. Es handelt sich um die Auffassung der menschlichen Seele bei Plato: ohne hier näher auf die ziemlich schwierige Untersuchung einzugehen, hebe ich nur das auch für einen weiteren Leserkreis Verständliche, vielleicht sogar Anziehende hervor.

Bekanntlich unterscheidet Plato die überirdische Welt der Ideen und die irdische der Erscheinungen: jene sind einheitlich und unvergänglich, diese mannichfaltig und vergänglich.

Zu welcher Gruppe nun zählt die Seele des Menschen?

Sie kann nicht eine Idee sein: denn sie ist ein Einzelwesen und weilt, wenigstens nach der Geburt und vor dem Tode des Menschen, auf Erden. Sie kann aber auch keine Erscheinung sein: denn sie ist nach Plato sonder Zweifel unsterblich, sie schaute ja schon vor der Geburt die Ideen im Himmel und wird nicht mit dem Leib untergehen. Sie ist also ein Mittelwesen, das zwischen der geistigen Idee und der leiblichen Erscheinung steht. Diese nothwendige Folgerung fand ich in einer Stelle des Phädon angedeutet. Prantl, dem ich den Gedanken mittheilte, ermunterte mich, diesen Gegenstand in meiner Doctorschrift zu behandeln. Ich arbeitete schon in München daran und vollendete nun, wie gesagt, die Abhandlung in Berlin, nachdem ich die beiden „Widerlegungen" erledigt. Zu meiner unbeschreiblichen Freude war der verehrte Lehrer mit der Schrift, die ich ihm im Juli sandte, so zufrieden, daß er erklärte, sie würde als Doctordissertation ohne Zweifel mit der ersten Note zugelassen werden. Es ist aber anders gekommen:

ich habe darauf verzichten müſſen, in Philoſophie zu promoviren: die Schrift iſt erſt 1883 im IV. Band der Bauſteine (S. 1—84) veröffentlicht worden.

Uebrigens hörte ich ſpäter von Prantl und von meinen lieben Amtsgenoſſen, den Philoſophieprofeſſoren Julius Walther in Königsberg und Jakob Freudenthal in Breslau, daß die hier behandelte Frage ſeither wiederholt aufgeworfen und ziemlich in meinem Sinne beantwortet worden ſei.

XLIII.

Nicht eben viel mehr iſt aus dieſen letzten fünf Monaten meines Berliner Lebens mitzutheilen: ich lebte, recht vereinſamt, nur Platon.

Doch ſeltſam genug ſollte gerade der Eifer für dieſe Forſchung mich in einige nicht unerhebliche äußere Erlebniſſe in ganz anderer Richtung ſtürzen.

Ich war von jeher und bin geblieben ein guter Wirth, d. h. ein ſogar überaus vorſichtiger, der gewiß keine Ausgaben macht, die er nicht verantworten und nicht decken kann.

Ja, ja: ich muß mich hier wieder einmal ein wenig loben: es iſt ja ſchon ſeit den Ritterſpielen (I, S. 119) nicht mehr geſchehen. Solche Vorſicht, vielleicht angeboren, ward durch höchſt verſtändige Erziehung hierin gepflegt und ein zufälliger Anblick

und Eindruck befestigte tief in der Seele des Knaben schon den ängstlichsten Abscheu gegen Schuldenmachen, gegen leichtsinniges, vergeuderisches Wirthschaften überhaupt.

Ich war etwa zwölf Jahre, als ich mit meinem Vater an der Wohnung von entfernten Bekannten vorüber kam, welche — so viel wußte ich — ganz außerordentlich üppig und geldausgeberisch lebten.

Da — welch seltsam Schauspiel! — standen auf der offnen Straße die kostbaren Sammt-Sofas und Lehnstühle, ein Flügel — allerlei Betten, Kissen, Bilder — mitten im Regen: — der Hauswirth hielt ein par Stück fest, ein Gerichtsdiener in der Dienstmütze wollte sie ihm entreißen — der üppige Herr, seine geputzte Gattin standen scheltend dazwischen, ein par Kinder weinten: ich erschrak: „Was bedeutet das, Vater?“ sagte ich ganz ängstlich im Vorbeigehen: „Schulden bedeutet das, lieber Sohn. Mehr ausgeben als man hat: — Pfändung.“

So oft ich später von solchen Leuten hörte,

die mehr ausgaben, als ſie hatten, trat jenes Bild von den im Regen ſtehenden Pfand-Sofas vor mein inneres Auge: — dieſe Scheu vor „ungeordneten“ Verhältniſſen, vor dem Geld andrer Leute ſollte in meinem ganzen Leben zwar im Allgemeinen ſehr ſegensreich wirken (ich habe in allen meinen Tagen niemals auch nur die geringſten Schulden gehabt, außer in dem oben (S. 339) angeführten Fall), aber die vielleicht übertriebne Furcht hat mir doch ſpäter einmal ſchöne Lebensjahre verdüſtert: — um das in der Folge zu erklären, mußte hier ſchon der in mir ſehr mächtige Zug ſo eingehend geſchildert werden.

Mein lieber Vater hat mich oft und oft laut dafür gelobt, daß ich von jeher, bis ich mich völlig ſelbſtändig machte, ſo ganz erſtaunlich wenig gebraucht habe. Auch dafür rühmte er mich gar gern, daß ich in dem Berliner Jahr mit monatlich 50 bairiſchen Gulden, etwa 28 Thalern = 84 Mark auskam: das Zimmer allein koſtete 5, das einfache Mittag-

essen 12 Thaler. Es war bei meiner bedürfnißlosen Lebensweise ganz gut gegangen.

Nun aber brauchte ich für die drei Abhandlungen, zumal für die platonische, und zwar auf Monate, eine Menge Bücher, die von den öffentlichen Bibliotheken, waren sie nicht überhaupt verliehen, doch höchstens auf je vier Wochen zu haben waren. Ich mußte sie also kaufen: — mit 11 Thaler Ueberschuß vom Monat war das nicht zu bestreiten: von München mehr Geld erbitten, als mir einmal als ausreichend zugemessen war, — dazu hätte ich mich nun und nimmer gebracht: ein Zug meines Wesens, der, vielleicht übertrieben und thörig, mir in späterer Zeit noch gar bitteren Kummer bereiten, ja meine ganze wissenschaftliche und dichterische Laufbahn geradezu in Frage stellen sollte.

Damals aber hieß es nur: etwa 50 Thaler verdienen.

Wodurch? An Schriftstellerei wagte ich nicht zu denken. Kein vernünftiger Mensch hätte mir auch was

gegeben für meine Lyrik und meine Philoſophie. Da hörte ich, daß viele Studenten in Berlin durch Lehrſtunden ſich eine hübſche Nebeneinnahme verdienten. Ich erkundigte mich nach dieſen Dingen zufällig einmal in Gegenwart eines jungen Engländers, den die Leute mir ſehr ähnlich fanden und dem ich im Winter ſchon eine ſeltſame Verwechſelung zu verdanken gehabt hatte. Ich ging von einem Studentenball, den ich nur Emmaleine's willen beſucht hatte, vor Mitternacht hechtnüchtern nach Hauſe, als mir über die Treppe noch ein par offenbar vom Dunſt des Bacchos Umnebelte nachriefen, wo ich denn nun alſo wohne? Ich ſah mich um, kannte keinen der Helden, und ſagte: „ich wohne neuer Markt Nr. 9, drei Treppen.“ Unverſtändliches, vermuthlich auch Unverſtändiges dröhnte mir nach in die Nacht.

Am andern Morgen ſaß ich ganz harmlos über meinem ach! ſehr harmloſen Cafe nebſt Platon, als die Thüre aufgeriſſen ward und zwei Farbenſtudenten herein polterten: ſie ſtaunten mehr als ich.

Dann rief der Eine: „Was? Was iſt denn das? Sie ſind et ja jar nich!“

„Doch, ich bin es!“

„Sie ſagten ja . . . — Sie wohnten neuer Markt Nr. 9.“

„Und hier wohn' ich.“

„Aber Sie ſind ja jar nich der Rechte.“

„Wo wohnt der Andere?“ zürnte der Zweite.

„Es giebt zu viele Andere, als daß ich dieſe Frage ohne Unterſcheidung beantworten könnte.“

„Wie können Sie . . ?“

Allein ſein Genoß beſchwichtigte ihn und brummend zogen ſie ab.

Doch damit war es noch nicht zu Ende.

Ein par Tage darauf faßte mich, wie ich aus der Nachmittagsvorleſung kam, ein „Conſtabler“ (ſagte man damals) an der Univerſität ab, und bat mich höflich, aber beſtimmt, ihn auf die Stadtvogtei zu begleiten: — unerachtet ich meine Studentenkarte vorwies. Dortſelbſt ward ich von dem Unterſuchungsrichter (?)

belehrt, „ich hätte mich Tags zuvor um 1 Uhr Mittags im Grunewald auf Piſtolen geſchlagen“ (was ſeltſam ausſehen muß!) und ich möchte nun gefälligſt vorläufig auf unbeſtimmte Zeit Gaſt des Königs von Preußen bleiben.

„Das war mir nun zu dumm,“ wie man in München ſagt, und ich lachte: denn ich konnte einen glänzenden „Anderwärts“-Beweis erbringen, Dank dem unvergleichlichen Bierkarpfen des unvergleichlichen Oheim Wilhelm, welch erſteren ich geſtern — denn es war Sonntag geweſen — in der Barnimſtraße mit eitel Familienglück und Punſch vor vielen Zeugen zu derſelben Stunde verzehren geholfen hatte, in der ich drei Stunden weiter weſtlich zweimaligen Kugelwechſel ſollte gepflogen haben.

Sofort ward auf mein Verlangen der Oheim aus ſeiner Steinpappe in der Spandauerſtraße durch einen preußiſchen Sajo herbeigeholt: auf das eidliche Zeugniß dieſes Berliner Bürgers und Hauseigners ward ich mit der väterlichen Ermahnung entlaſſen,

fortab keinem jungen Engländer mehr ähnlich zu ſehen. Einige Flaſchen Wein, die der Oheim zahlte und der Neffe — übrigens wahrlich nicht allein! — trank, beſchloſſen erfreuſam das kleine Luſtſpiel der Irrungen.

Mehrere Monate ſpäter nun ſuchte mich der junge Engländer auf: — man hatte ihm damals auch nichts beweiſen können, und wir wurden von gemeinſchaftlichen Bekannten, des Spaßes halber, ſpäter einander vorgeſtellt, die dann beharrlich jenen „Felix“ und mich „Harry“ nannten.

Er forderte mich nun — etwa im April — auf, die von mir früher gewünſchten Lehrſtunden in einem ihm befreundeten ſchottiſchen Hauſe zu geben, in das er mich einführen wolle. Ich ging gern darauf ein. Es war eines der ſtolzeſten Adelsgeſchlechter Schottlands, deſſen ruhmreicher Heldenname in gar vielen Balladen von Percy's Sammlung (und — ſpäter — in den meinen!) erklang. Es waren ganz herrliche Leute! Eine Mutter von etwa ſieben und dreißig Jahren, immer noch prachtvoll ſchön, Wittwe, zwei Töchter

von fünfzehn und siebzehn, ein Sohn von achtzehn Jahren: wunderfeine, vornehme und doch so natürliche Gestalten, lauter an Leib und Antlitz wie an Namen und Sitten adelige Menschen — „Aristokraten“ im besten Sinne des Wortes — wofür ich nun einmal eine weitgehende Schwäche habe. Und wie hervorragend schön waren sie alle vier! Und — nachdem sie einmal den Fremden in Haus und Herz eingelassen, — von welcher Güte, von welcher offnen Vertrauensseligkeit!

Es waren prächtige Stunden, die ich da verlebte, am Glanz der Schönheit und echt adeliger Sitte mich sonnend.

Ich gab Unterricht in deutscher Sprache und deutscher Literatur, durfte aber außer den Lehrstunden ausnahmslos englisch sprechen, was wohl dazu beitrug, mich in dieser meiner alten Lieblingssprache erheblich zu vervollkommnen.

Die hohe feine Poesie dieses Verkehres erhöhte für mich der Reiz des Geheimnisses: denn weder in

München noch in der Barnimſtraße ließ ich davon verlauten: — man ſollte nicht wiſſen, daß ich mir noch Geld hinzuverdiente: — und meine übrigen Bekannten hatten Berlin faſt Alle verlaſſen. Ich lernte recht viel von ſchottiſch-engliſchem Weſen und lernte vor Allem, wie der ſtolzeſte und doch zugleich unverkünſtelt einfachſte, eben wahrhaft „vornehmſte“ Adel der Erde denkt, fühlt, handelt, ſich benimmt. Dank und Segen über eure vier ſchönen Häupter: „God bless your bonnie faces!“ Daß ich Burns halb auswendig wußte, das war mir eine warme Empfehlung in dieſe ſchottiſchen Herzen hinein geweſen.

Nun ergab ſich aber eine drollige, eine humorvolle Selbſtauflöſung — völlig im Sinne des „dialektiſchen Proceſſes“ — meines ganzen Planes.

Ausgeſprochenermaßen um Geld zu verdienen hatte ich jene Lehrſtunden übernommen: irgend einen Ehrenſold zu vereinbaren fiel mir jedoch gar nicht ein. Nachdem ich aber nun etwa einen Monat mit jenen

herrlichen Menſchen gelebt hatte wie ein Sohn — oder: ſagen wir lieber wie ein Neffe und Vetter — des Hauſes, wär' es mir doch ganz unmöglich geweſen, aus der weißen, langen, ſchmalen Hand dieſer Frau Geld anzunehmen. Ich habe einen angebornen Ekel wider Schmutz — inneren und äußeren — jeder Art: vielleicht eine manchmal zu weit gehende Scheu vor dem nun einmal doch unentbehrlichen Erdenhaften: am peinlichſten aber war ich von jeher in Geldſachen. Der Gedanke, dieſe Menſchen, denen ich innerlich ſo nahe getreten, mit denen ich durch ſo zarte Bande, durch unausgeſprochene, aber tief empfundene Neigung verknüpft war, könnten — nothgedrungen — mit meinem Verkehr in ihrem Hauſe die Vorſtellung verbinden, noch andres als Ideales, Poetiſches, — ſchmutzige Geldgedanken beſeelten mich dabei: — das war mir unerträglich! Ich hatte gar nicht mehr an das Honorar gedacht und war daher ganz beſtürzt, als mir nach Ablauf des Monats die Lady eine verblüffend hohe Summe zuſchickte: — ich hatte in

meinem Leben noch nie ſo viel Geld geſehen, geſchweige beſeſſen! —

Augenblicklich ſandte ich es ihr zurück mit der Erklärung, ich könne nur als ihr Gaſt und Freund in ihrem Hauſe verkehren oder gar nicht. Sie antwortete weder ſchriftlich noch mündlich: doch als ich wieder über die Schwelle trat, fiel mir jung Arthur um den Hals. Und auch die Mädchen hatten von der Sache erfahren: — ich merkte es an ihren Blicken, an ihrem Händedruck: — wenigſtens an Ellens. — —

Ich kam dann — durch einige Einſchränkung — auch ohne weitere Einnahme aus: ich verzichtete auf den Ankauf mehrerer theueren Werke und „frettete" mich durch mit den aus den Büchereien entliehenen. Ja, ich hielt nun ſo gut Haus, daß ich, wie wir ſehen werden, auf der Heimreiſe mir ſogar noch einen beſonderen Genuß verſtatten konnte.

XLIV.

Aber nach einigen Wochen dieſes innigſten, ja zärtlichen Verkehrs fragte ſich der junge deutſche Sprachmeiſter, ob es nicht gerathen, ja Pflicht ſei, den Umgang, ſo tief poetiſch er ihn beglückte, ja berauſchte, — abzubrechen.

Es koſtete mich bittere innere Kämpfe: ich zog mich ein wenig zurück. Da drang die Mutter in mich, ob ich durch irgend etwas verletzt ſei? Sie könnten mich alle vier nicht mehr entbehren. „Ellen war neulich ganz melancholiſch, als Sie am Sonnabend nicht wie gewöhnlich zum Thee kamen. Bitte, thun Sie das Ihrer Schülerin nicht wieder an. Sie ſind ja doch, wie Sie ſagen, ſo ſehr mit ihrem Fleiß zufrieden.“ —

Nun, da kam ich denn wieder wie früher. Und

öfter! Denn ich ſagte mir, da ich mich in meinen Empfindungen nicht ganz klar zurecht fand, keinesfalls ſei ich doch vermuthlich ein ſolches Scheuſal, daß ich Didoſa, Emmaleine, Minna und Lady Ellen zu gleicher Zeit liebe! Ich hatte Recht darin: eine vierköpfige Göttinnengeſtalt thronte keinesfalls in meinem Herzen.

Nur Emmaleine, die kluge, die feine, war meine Vertraute in dieſen höchſt poetiſchen, aber wahrlich nicht ungefährlichen Wirrungen. Ich folgte meinem eignen Fein- und Pflicht-Gefühl und zugleich Emmaleine's leiſen Winken. So ging es denn mit einem Mindeſtmaß von Schmerzen für alle Betheiligten ab: ohne Verſchulden und mit einer edeln, hoch poetiſchen und köſtlichen Erinnerung, die das ganze Leben weihevoll begleitet. — —

Und die menſchlich ſchöne Beziehung fand auch äußerlich einen ſo ſchönen, dramatiſch wirkſamen Abſchluß! Genaueres kann nicht berichtet werden, da dramatis personae noch leben: und im Eingang

„dieſer wahrhaftigen Geſchichte", wie Cervantes ſagt, iſt vorverkündet, das zwar nur Wahrheit, aber doch nicht alles was geſchehen, werde erzählt werden.

Das Drama hatte aber — ungefähr — folgenden Verlauf: Perſonen: die oben genannten und ein recht übler Sprößling aus den intereſſanten Balkanvölkern (aber kein Rumäne, wie ich auf Verlangen eines lieben Rumänen ausdrücklich bemerke). Letzterer machte einer der ſchönen blonden Ladies in einer Weiſe den Hof, die, ſo ſchroff ihn die Reine abwies, dem deutſchen Sprachlehrer mißhagte.

Gefährlicher war, daß er, der uns (d. h. Harry und mir) höchſt Unheimliche und Verdächtige, den jungen Lord in einer Art an ſich zu feſſeln verſtanden hatte, die uns bedenklich und bei der großen Verſchiedenheit der beiden — der Schwarze hatte etwas Schleichendes, etwas Weichlich-Süßliches, der Blonde war die Offenheit und Friſche ſelbſt — unerklärlich ſchien. Bald entdeckte Harry — er war viel älter und reifer und welterfahrener als der

deutſche Sprachlehrer — die Urſachen jenes dämoniſchen Einfluſſes: der Sohn des Balkans hatte den jungen Angelſachſen in eine Spielhölle gelockt, wo eine üble Bande aus der Nachbarſchaft der „ſchwarzen Berge“ ihn gewerbemäßig rupfte. Harry theilte mir die ſchlimme Entdeckung mit („they are plucking the boy!“): wir waren darüber einig, daß der Bethörte wider ſeinen Willen gerettet werden müſſe: — denn bloßes Ermahnen half bei dieſem jungen Eiſenkopf nicht — und daß vor allem ſeine Damen nichts von dem Ganzen erfahren durften. Das war nun nicht eben leicht ins Werk zu ſetzen: aber es gelang über Erwarten. Nachdem Harry auch den Ort der Ausplünderung erkundſchaftet, drangen er und ich eines Abends ſpät plötzlich in jenes Hinterzimmer eines Gaſthauſes: es waren etwa acht ſolcher Spitzbuben: wir trafen unſeren Arthur auf friſcher That: wir hielten ihm vor ſeinen Spielgeſellen das „ungentlemanlike“ vor, das in ſeinen Täuſchungen gegenüber der edeln Mutter lag, und forderten ihn

auf, uns zu folgen mit dem Ehrenworte, nie wieder zu kehren. Ganz zerknirscht willigte er sofort ein: aber nun wurden die acht Fremdlinge, die schon vorher eine drohende Haltung angenommen, im Gefühl ihrer Ueberzahl unangenehm, bis wir ihnen unsere Meinung von ihnen sagten und mit der vor der Thüre stehenden Polizei drohten. (Natürlich war keine Polizei da: — denn wir mußten Arthur schonen.) Diese unsere Meinung schien ihnen nun nicht ganz zu gefallen: zwei von ihnen forderten uns, darunter der Verführer mich. Sehr thöriger Weise ließ ich mich mit dem Herren ein: aber ich hatte einen Zahn auf ihn wegen Lady Ellens: da der Edle, von Odhin verblendet, als Waffe den Degen vorschlug, ging es mir bei dem Handel vortrefflich, ihm aber beinahe ganz so schlecht als er es verdient hatte. Sobald er sich wieder rühren konnte, verschwand er aus Berlin.

Rührend war die dankbare Liebe, mit der fortab jung Arthur an uns hing. Ich glaube,

er hat ſeiner Mutter und der älteren Schweſter — eben Lady Ellen — Alles in ſchöner Wallung geſagt: denn nur ſo kann ich mir die gegen Ende unſeres Verkehrs hervortretende ganz überwältigende Güte und Zärtlichkeit von Mutter und Tochter genügend erklären: unſer Abſchied war herzergreifend.

Jene edeln Menſchen hielten ſich an das mir oft und oft abgedrungne Verſprechen, ſie doch gewiß in ihrer Heimath aufzuſuchen: es wäre roh geweſen, nein zu ſagen.

Aber felſenfeſt ſtand bei mir, daß ich ſie nie wieder ſehen, daß wenigſtens ich ſie nie aufſuchen würde. Sie ſchrieben ſpäter noch oft.

Ich aber habe ſie alle vier, dieſe ſchönen, hochpoetiſchen Menſchen, in gar mancher Ballade dargeſtellt: und ſo ſind ſie auf immerdar — ſchieden wir auch äußerlich damals, — innerlich und in der Seele mein eigen geworden und geblieben. Iſt auch, was! —

XLV.

Bei einem der wenigen Ausflüge über Potsdam hinaus und in die Havellandschaft hinein (oben S. 514) begegnete mir ganz gegen Ende des Berliner Aufenthalts ein hübsches Abenteuer: — das erste und das letzte derartige meines Lebens.

Ich war bis nach Einbruch der späten Dämmerung des Julitages allein herumgewandert dem Fluß entlang, meist ohne Weg, zuweilen auch durch kleine Gehölze. Schon in Potsdam waren mir einige Zigeuner aufgefallen, die sich übrigens den sie anhaltenden „Constablern" gegenüber, wie ich im Vorübergehen hörte, durch Pässe hinreichend auswiesen; ich erfuhr dabei auch, ein Theil der Horde treibe sich noch, vom Weg abgeirrt, vor der Stadt umher.

Ich hatte der Zigeuner und der Schutzleute

lange vergeſſen, wie ich den Fluß abwärts ſtundenlang weiter gewandert war; Phädon, Prantl, Huber, auch wohl Minna oder Didoſa oder Lady Ellen füllten meine Gedanken. Wie ich nun, nach Sonnenuntergang, umkehrte und flußaufwärts zurück ging, rechtzeitig zu dem Abendzug nach Berlin noch die Stadt zu erreichen, hörte ich plötzlich aus einem der kleinen, aber dichten Gehölze zu meiner Linken gellendes Geſchrei, zweifellos lauten Hilferuf.

Sofort rannte ich über die bereits abgeherbſteten Stoppelfelder gerade aus auf den nahen Hag zu: bald war er erreicht und nun ſah ich in dem Buſchgeäſt ein junges Geſchöpf in bunter Tracht, offenbar eine Zigeunerin, im Verzweiflungskampf mit zwei auch noch ſehr jungen Strolchen: der eine mochte ein par Jahre älter ſein als ich, der andere kaum meines Alters: es waren nach Kleidung und Ausſehen Lehrlinge oder Burſche des Handelsgeſindes: niedergeworfen erwehrte ſich das Mädchen kaum noch der Gewalt: ich führte keine Waffe, aber einen ſogenannten Geologen-

ſtock, d. h. an dem tüchtigen Schaft einen ſtarken Hammer und ein Beil, mit welchem ich an dem Chiemſee gar manchen Haifiſchzahn aus dem zuſammengebacknen Alpen-Kalk geklopft hatte. Zu meinem Glücke hatten die beiden Lumpen keinerlei Waffen und ebenſo wenig Muth, waren wohl auch durch das plötzliche Erſcheinen eines Gebildeten arg abgekühlt: kurz, nachdem ich, überraſchend, dem Jüngeren einen ſauſenden Beilhieb auf den bloßen Kopf und dem Anderen einen derben Hammerſchlag auf die Fauſt gegeben, — ſofort ließ er los und ſofort ſprang das Mädchen auf — rannten beide, ſo raſch ſie konnten, tiefer in das Gehölz, während ich meine Gerettete haſtig aus dem Gebüſch ins freie Feld hinaus riß.

Nun ſah ich ſie mir an: ihr Gewand war in dem Ringen mit den Nöthigern ſo zerriſſen, wie es nur irgend das altgermaniſche Recht als Anzeichen des verſuchten Verbrechens vorſchreibt: ſie war zwar ziemlich ſchlecht gewaſchen, aber ohne Zweifel ganz außergewöhnlich ſchön: üppig — obwohl kaum ſech-

zehn Jahre alt, — mit blauſchwarzem Har, pfirſich-braunen Wangen und mit Augen, Augen — wie ich ſie im ganzen Leben nicht wieder geſehen habe. Freilich haben auch niemals wieder Weibesaugen Urſache gehabt, ſo dankbar zu mir empor zu ſchauen. Das Ganze war wie eine Ballade: — aber nicht wie von Felix Dahn, ſondern wie von Lord Byron oder Hamerling, mit ſehr ſtarkem „pathologiſchen" Zuſatz. Sie war verwirrend ſchön in ihrer glühenden Dankbarkeit. Deutſch ſprach ſie kaum verſtehbar: doch entnahm ich ihren ausgeſtoßnen Worten, daß ſie von dem „großen Haufen" abgekommen ſei, ſich im Walde verirrt habe und, bevor ſie wieder den Weg an dem Fluß gewonnen, von den beiden „Mördern", wie ſie ſagte, niedergeworfen worden ſei. Ich konnte nicht verhindern, daß ſie mir aus Dankbarkeit wahrſagte: aus der Hand, die ſie dabei durchaus küſſen wollte, was ich aber nicht litt. Sie war überzeugungstreu und offenherzig genug, mir zu ſagen, ich würde das vierzigſte Jahr nicht erreichen: eine Weiſſagung, deren Erfüllung in

meinem 35—39 Jahr höchſt wahrſcheinlich werden ſollte. Jedoch dieſe Verkündigung machte mir damals — 1852 — gar keinen Eindruck: abergläubiſch war ich nie und dann — 40 Jahre! Dieſes Alter ſchien dem Achtzehnjährigen ſo greiſenhaft, daß er keinen Wunſch hegte, es zu erleben: der Maßſtab ändert ſich ſpäter gar ſehr.

Auch beſchäftigte mich im Augenblick die ſtürmiſch andringende, verwirrende Dankbarkeit meines jungen Schützlings ſo peinlich, daß ich an meinen Tod in 21 Jahren zu denken nicht Ruhe genug fand.

Sie hing ſich mit dem vollen, braunen Arm ſo ſchwer an mich: — ich fühlte ihr heißes Blut bis durch Rock und Hemd: ſie hemmte, ſich vorbeugend, in immer wieder hervor geſprudelten Worten meinen Schritt, ſo daß ich ihr in die weit geöffneten Augen ſchauen mußte. Das ging wohl mehrere hundert Schritte ſo fort: — mir ſchien es damals ſehr viel länger. Mir ward ganz heiß. Zu meiner wahren Erlöſung kamen endlich querfeldein, aber noch ziem-

lich weit, mehrere Leute daher — Weiber und Männer —: ich ſah ſie nun winken, Tücher ſchwenken.

„Das ſind die Meinen," ſagte ſie, faſt traurig.

„Gott ſei Lob," erwiderte ich. „Nun wie — wie heißt du eigentlich?"

„Thama."

Oder Thamma? Oder Thamar? — ich verſtand nicht recht.

„Nun gut, Thama, du bleibſt jetzt hier: — bald ſind die Deinen da."

„Und du?"

„Ich? Ich muß in die Stadt — ganz geſchwind. Leb wohl."

„Und ich? — Kann ich gar nix thun — dir zu danken?"

„Genug gedankt, Kind. Willſt du mir danken, ſo lauf' nie wieder allein in die Wälder. Und — und bleib brav!"

Ob ſie letzteres ſo verſtand, wie ich es meinte, weiß ich nicht.

Ich eilte mit langen Schritten in die Stadt und in der Eiſenbahn machte ich eine Ballade, die ich im Anhang abdrucke,[1]) mag auch mancher Leſer darüber ſpotten. Ich weiß ſchon, daß ich nicht ſo herrlich war wie jener edle „Ritter“: aber ich ſpielte eben immer und ſpiele heute noch in Gedanken wenigſtens gern „Ritter“. Auch zeigt der kleine Vorfall deutlich, wie mir Balladen entſtehen, wie mir das Proſaiſche in die Höhe der Dichtung gehoben werden kann lediglich durch — die Phantaſie. Dieſe, nicht Leidenſchaft, hat die kleine Dichtung hervorgebracht.

[1]) Von dem Abdruck der Gedichte ward Umgang genommen: ſ. die Bemerkung im Anhang: die Ballade „Thamar“ ſteht Gedichte, II. Sammlung, 3. Auflage, Leipzig 1883. S. 202.

XLVI.

Bald darauf — Anfang Auguſt[1]) — verließ ich Berlin, nach warmem dankbaren Abſchied von den wenigen damals noch in der Stadt weilenden Freunden und Freundinnen, und reiſte nach München zurück.

Ich hatte, Dank meiner guten Wirthſchaft, ſo viel Geld zurück gelegt, daß ich mir verſtatten durfte, den kleinen Umweg über Dresden zu nehmen, deſſen Sammlungen mich lebhaft anzogen. Auf das Lebhaftigſte und Manchfaltigſte beſchäftigte mich „das grüne Gewölbe“: zumal die mittelalterlichen Waffen wirkten gewaltig auf den unverbeſſerlichen „Ritter“: hatte ich doch nie eine ähnliche Sammlung geſehen:

---

[1]) Meine Eintragung in Berlin war am 16. October 1852 erfolgt, mein Abgangszeugniß (unterſchrieben von Stahl [als Rector], Lehnert, Heydemann und Enke) iſt vom 4. Auguſt 1853.

das germaniſche Muſeum zu Nürnberg und das baieriſche Nationalmuſeum zu München beſtanden noch nicht, oder jenes war mir doch noch unbekannt. Ich verbrachte faſt alle für das Gewölbe beſtimmte Zeit in dem Waffenſal und manche Ballade, ja ganze geſchichtliche Novellen ſprangen mir aus den prachtvollen und zahlreichen Rüſtungen und Trutzwaffen entgegen.

Als ich nun aber in das Muſeum gelangte, da geſchah an mir ein Wunder, faſt dem zu vergleichen, welches der erſte Anblick Didoſa's an mir gewirkt hatte: abermals „erging über mich der Schönheit heilige Macht": als ich vor die Sixtiniſche Madonna trat, gerieth ich in eine Verzückung, in eine dichteriſche, religiöſe — und wohl auch Liebes-Schwärmerei, wie ich ſie in dieſer Miſchung nie empfunden.

Ich dichtete ſie an, betete ſie an, liebte ſie an, dieſe jungfräuliche Mutter, dieſes ſchlichte reine Erdenweib, das zugleich die hehre Himmelskönigin iſt, dieſe unſagbare Majeſtät der Einfalt. Wahrlich, das

iſt kein Bild: das iſt eine Offenbarung und vollbegreiflich iſt die Künſtler-Sage, die Madonna ſei Rafael erſchienen, von Angeſicht zu Angeſicht habe er die Himmliſche erſchaut und ihren bambino, der das Unmögliche vereint, ein Säugling und zugleich ein mit ſeinen himmeltiefen Augen das Weltall beherrſchender Gott zu ſein.

Kein Gemälde hat jemals auch nur annähernd den Eindruck auf mich gemacht wie dieſes: denn, wie geſagt, das iſt gar kein Bild, das iſt ein Wunder, ein Myſterium.

Erſt als ich dreiundzwanzig Jahre ſpäter zu Paris (1876) die Venus von Melos ſah, empfand ich Aehnliches; und Aehnliches auch, als ich im gleichen Jahre die erſte Aufführung des Rings der Nibelungen zu Bayreuth hörte und ſah: dieſe drei Eindrücke ſind für mich art-bezeichnend für Malerei, Bildhauerkunſt und Tonkunſt geworden: es liegt in dem Weſen der Letzteren an ſich — wohl nicht nur Richard Wagners! — begründet, daß allerdings der des Muſik-

drama's eine „dämoniſch-pathologiſche", „elementare" Beimiſchung enthält, welche der Chriſten-Göttin d. h. dem herrlichen Menſchenweib, das Mutter ward und rein blieb, fehlt, und der großartigen Heidengöttin, von welcher ich[1]) damals geſagt habe:

Nicht nackt biſt, keuſche Göttin du:
Denn deine Schönheit deckt dich zu,

und von der der große Philologe, der alte Lehrs in Königsberg, zu mir geſprochen hat: „wiſſen Sie, warum ſie ſo todesernſt blickt? Weil es um die Liebe eine todesernſte Sache iſt." Wie man die Mutter Gottes von Holbein — die echte wie die nachgebildete! — mit der Sixtina an Schönheit vergleichen mag, iſt mir, der ich doch auch nicht ohne Sinn für das eigenartig Germaniſche und deſſen Schönheit bin, unvorſtellbar.

Aber zurück zu dem Studentlein, das Anfang Auguſt 1853 aus Dresden nach München heimkehrte.

[1]) Balladen und Lieder. Leipzig 1878. S. 295.

Ziehen wir die Ergebniſſe des Berliner Jahres: Erhebliche Erweiterung der Kenntniſſe im Recht durch Keller und von Richthofen, in der Philoſophie durch Trendelenburg und Werder, auch, noch beträchtlicher, durch eigenes Studium in Plato; Steigerung der Gewandtheit im Ausdruck durch Abfaſſung der beiden Streitſchriften: erſtes Auftauchen des Humors in meiner Schreibweiſe: Arno und Johannes in ihrer ſcholaſtiſch-unfehlbaren Ernſthaftigkeit forderten ihn geradezu heraus: ſie haben ihn in mir geweckt und ich bin ihnen dafür zu lebhaftem Danke verpflichtet. Der Humor iſt nicht das Schlechteſte von jenen beiden Schriften: und darin wenigſtens bin ich den Gegnern zweifellos überlegen: denn ſie hatten beide gar keinen! Bei Arno ſollte die Grobheit den Witz erſetzen.

Viel wichtiger aber war die Erweiterung des Geſichtskreiſes, welche das Berliner Jahr brachte. Der weltfeindliche Schwärmer, Träumer, Grübler, der bis zur Fleiſchesabtödtung weltflüchtige Jüngling,

— oder Knabe? — der Genuß und Freude für tugendgefährlich gehalten hatte, war in dieſe Welt hineingeſtoßen worden aus ſeinen Wolkenträumen heraus: und ſiehe da, er hatte es in dieſer Welt ganz erfreulich und gar nicht ſittenverderblich gefunden. Ich war aus der Einſamkeit der Natur oder der Dichter- oder der Forſcher-Stube eingetreten in die Geſellſchaft und hatte, mit verblüffender, alle meine Erwartungen überſteigender, mir heute noch unerklärlicher Liebenswürdigkeit aufgenommen, alsbald gelernt, in dieſen ſo angenehm tragenden Wellen ganz munter und vergnügt zu ſchwimmen: das war eine Erlernung dauernd für's Leben: obzwar wir ſehen werden, daß das nun folgende letzte Univerſitätsjahr in München einen gewaltigen Sprung aus aller Geſellſchaft heraus und in die Einſamkeit angeſtrengteſter Arbeit darſtellte: es trat denn auch — vorübergehend — ein heftiger Rückſchlag in jene mönchiſche Fleiſchabtödtung ein: allein das währte eben nicht lang und nach Abſchüttelung des Joches der drohenden Prüfung begann das maßvolle, aber

unbefangen heitre Leben in der Gesellschaft — auf einige (kurze!) Jahre — von Neuem.

Im Zusammenhang mit dem befreienden Einfluß der Berliner Gesellschaft stand nun aber auch die für mein inneres Leben hochwichtige Erkenntniß, daß meine Schwärmerei für Didosa nicht echte Liebe war. Der Verkehr — der wirkliche, nicht nur in Versen und Träumen verduftende — mit wirklichen lebendigen Mädchen wie Emmaleine, Minna, Lady Ellen hatte mich — sehr wider Willen und zu meinem höchlichen Erstaunen! — überzeugt, daß doch noch ganz andere Dinge in mir lebten und Befriedigung erheischten, — wenn auch nur in Wort und Blick und Händedruck und Rundtanz — als jenes Schmachten an eine Unbekannte hin.

Ich wußte nun, daß ich Didosa nicht liebte.

Nach München zurückgekehrt suchte ich nicht mehr Gelegenheit, sie zu sehen. Und sah sie nie wieder bis — 1872 (I, S. 278). Allerdings hatte mich von dem Wahn, Didosa zu lieben, nur der Glaube

befreit, Minna zu lieben und von ihr geliebt zu ſein.

Daß auch dieſer Glaube ein Wahn war, — der Erfolg hat es gelehrt.

Denn echte Liebe iſt ewig und weiß wahrlich noch ganz andere Schranken zu überſtürmen, als zwiſchen den Quaſi-Verlobten von jenen neun Monaten beſtanden.

XLVII.

Das letzte Jahr an der Hochschule München (1853/54) stand unter dem Zeichen der allerhärtesten, ja, — jedesfalls der Menge, leider auch vielfach der Art nach — der unsinnigsten juristischen Arbeit: der Vorbereitung für die Abgangsprüfung von der Universität.

Ein Wort, das ich erst zwanzig Jahre später in Königsberg vernahm, ist ein gutes Wahrwort. Ein ostpreußischer Student von unzähligen Halbjahren schrieb einem Fuchs auf dessen Bitten in das Stammbuch (ähnlich wie der selige Mephistopheles weiland dem jungen Schüler): „mein Sohn! Der Suff ist ein Laster, aber süß. Die Liebe ist eine Thorheit, jedoch die Jugend entschuldigt ihr. Aberst das Examen ist immer eine Gemeinheit.“ Der biedere Kraxte-

peller, der überhaupt nur dieſe drei Vorſtellungen kannte, hatte wenigſtens für die erſte und die dritte Recht: für die zweite nicht, weil die Liebe nicht eine Thorheit, ſondern die höchſte Weisheit iſt und nur derjenige Junge oder Alte der Entſchuldigung bedarf, der ihrer enträth. Das Examen aber iſt wirklich „eine Gemeinheit", und zwar nicht für die Prüflinge nur, auch, wie ich ſpäter, als vielgeprüfter Prüfer,[1]) lernte, für die Prüfer. Das Läſtige liegt darin, daß auch der Hochſtrebende zu dem niedrigen Mittel des Auswendiglernens herabgedrückt wird: das Begriffenhaben allein thut es nicht: „es muß denn doch auch die Hexe (des Einhämmerns) dran." Deßhalb hat man aber doch nicht nöthig, es d. h. das Auswendiglernen ſo maßlos bis in's Aeußerſte zu treiben wie ich es that in jenem Jahre, das meine Geſundheit ſehr ernſtlich angriff.

---

[1]) „Nicht nur für die Schliefenden, auch für die Geſchloſſenen", wie einmal eine polniſche Gräfin zu mir ſagte — um auszudrücken, im Theater ſei das zu ſpät Kommen auch für diejenigen unerfreulich, die rechtzeitig ſitzen und an denen nun die Verſpäteten vorbei „ſchlüpfen" (= ſchliefen) wollen.

Der letzte, mir selbst damals kaum bewußte Grund jenes übermäßigen Lernens lag wohl in einer Regung des Gewissens: ich spürte, daß ich in den ersten sechs Halbjahren der Philosophie viel mehr an Kraft, an Zeit und namentlich an Liebe zugewendet hatte als der Rechtswissenschaft: — trotz des nie unterbrochenen Besuches auch dieser Vorlesungen. Hier ist nun der Ort, auszuführen, mit welchen Absichten für die Zukunft ich denn eigentlich die Hochschule bezogen hatte.

Ach, hier fehlte es durchaus an Bestimmtheit, Klarheit, praktischem Verständniß!

Mein lieber Vater, die edelste Seele von der Welt, hatte von den Aussichten der Berufsarten im damaligen Baiern gar keine Vorstellung. Er that das Schönste und Beste: er ließ mich nach freier Wahl gewähren, vertrauend, ich würde schließlich schon das Rechte finden.

Das war nun nicht ungefährlich. Allein wir waren doch nicht völlig unberathen: Nachbar Zenger

(I, S. 30) und der junge Professor des Strafrechts, Walther, Sohn des berühmten Arztes, ein Freund des Hauses, hatten schon 1850 sehr verständig gerathen, da ich zu den Naturwissenschaften (bei aller dichterischen Begeisterung für die Natur, ja auch bei eifrigster Beobachtung des Kleinlebens von Pflanze und Thier) keinerlei Neigung zeige, wohl aber für Geschichte, Sprachen, Philosophie, und da ich Professor werden wollte, Lehrer, wofür ich Redebegabung zu haben schien, solle ich trachten, in einem dieser Fächer mich zu habilitiren. Da jedoch Vermögen nicht vorhanden war und ich aus vielen Gründen darauf brannte, so rasch als irgend thunlich den Aeltern nicht mehr zur Last zu fallen, da ferner die Laufbahn des Hochschullehrers auch bei ämsigstem Fleiß und bei zweifelloser Begabung eine höchst zweifelige war (und ist: wie oft habe ich später als Professor die nämlichen Warnungs-Runen raunen müssen!), so ward beschlossen, ich solle — vorbehaltlich späterer Entscheidung und in einstweiliger Befolgung der höchst

ſegensreichen baieriſchen Vorſchrift, acht philoſophiſche Vorleſungen zu hören — jedesfalls die juriſtiſche Abgangsprüfung machen, um, für den Fall des Scheiterns in der Laufbahn als Docent der Philoſophie oder Geſchichte, einen Rückhalt für mein Fortkommen zu gewinnen.

Ich war's zufrieden. Was wußte ich vom Recht? Nicht das Allermindeſte! Ich ahnte gar nicht, um was es ſich im „Recht" eigentlich handle. Es zog mich daher ſelbſtverſtändlich nicht an: aber es ſtieß mich auch nicht ab, im Gegentheil: ſofern es mit der Geſchichte zuſammen hing, reizte es mich, ſo wenig fortreißend Dollmanns erſte Einführung in das neue Gebiet geweſen war (I, S. 49) und ſo wenig ſogar auch Bluntſchli mich für das deutſche Recht entzückt hatte (I, S. 58). Die Geſchichte, die mich, nach meinen Knabenbegeiſterungen und wie ich mich ſpäter ſelbſt kennen lernte, wohl am Meiſten hätte anziehen müſſen, fiel einfach weg, weil 1850—52 kein Lehrer der Geſchichte zu München wirkte, der

dieſe alte Liebe hätte befriedigen mögen. So zog mich denn am Recht zuerſt nicht das Geſchichtliche an, das nicht begeiſternd vorgetragen wurde, ſondern das Logiſche, das begrifflich Scharfe, Klare, Helle.

Allein die erſten drei Jahre waren, wie geſagt, ganz überwiegend der Philoſophie gewidmet geweſen: Dank Prantls übermächtigem Einfluß, dem lechzenden, ringenden Bedürfniß des eigenen Geiſtes und — der Abweſenheit jedes zwingenden Gegengewichts von geſchichtlicher oder juriſtiſcher Seite. Ich trieb die Juriſterei ohne Widerwillen, ja vielfach mit lebhaftem Wohlgefallen, zumal mit der Befriedigung, welche ämſig erfüllte Pflicht gewährt: — aber die Liebe meiner Gedanken galt drei Jahre lang der Philoſophie: — ſogar mehr als der Poeſie, welche mit dem abnehmenden Didoſa-Dienſt ſelbſt abgenommen hatte. Die Poeſie, welche Lady Ellen einflößte, kam gleichſam verkleidet nur in engliſch-ſchottiſchen Balladen zum Ausdruck.

Hätte ich ausreichendes Vermögen gehabt, ohne

Rückſicht meiner Neigung folgen zu können, ſo wäre ich jedesfalls Privatdocent der Philoſophie, zumal der Rechtsphiloſophie, geworden. Aber es kam ganz anders.

Als ich nach München zurückkehrte (Auguſt 1853), war mein Vater wieder verheirathet (oben S. 144). Ich bezog in der Löwen- (jetzt Schellings)ſtraße Nr. 31 zwei Treppen (Nordſeite) ein klein Zimmerlein: zweifenſterig, aber doch ziemlich ſchmal: — ich ſetzte alſo das Lebeweſen vom Neuen Markt Nr. 9 in Berlin an der Iſar fort.

Ein Bett, mein Schreibtiſch, ein uraltes Sofa aus der Königinſtraße, ein Kleiderſchrank, ein Schrank, der oben meine Bücher, unten meine Wäſche barg: — das war Alles. (All dieſe „Alterthümer der deutſchen Vorzeit" ſtehen heute nach 40 Jahren noch hier neben mir an der Oder.) Meine Vermiether waren das Ehepar Köhler, der Mann Beamter in der Kanzlei des Cultusminiſteriums, die Frau eine Schweſter der berühmten Sängerin Frau Clara Vespermann.

Die Zeit, — anderthalb Jahre — die ich in ihrem Kämmerlein verbrachte, war wohl die mönchiſcheſte meines Lebens: ein ſehr ſtarker Rückſchlag gegen die zwei Halbjahre in Berlin mit ihrer manchfaltigen, auch durch allerlei Reiz des „ewig Weiblichen“ bunt gefärbten Geſelligkeit. Jetzt, in der Löwenſtraße, vereinſamte ich völlig: die Cameraden ſcheuchte ich ab, damit ſie mir nicht die Arbeitszeit verdarben: und ſonſt kam faſt keine Seele zu mir.

Der ganz ausſchließende Zweck dieſer Zeiten war, die noch fehlenden Rechts-Vorleſungen zu hören und anzueignen und die früher aufgenommenen Rechtskenntniſſe ſo ſtets gegenwärtig zu geſtalten, daß auf jede Frage ſofort der Antwort-Schuß erfolgen konnte. Von Philoſophie, von Literatur irgend welcher Art außer dem Recht, aber auch von Poeſie war gar keine Rede mehr: ich glaube, in jenem Jahr ſind nicht drei Gedichte entſtanden.

Ich hörte nun im Winterhalbjahr 1853/54

bürgerliches Streitverfahren, im Sommerhalbjahr ſummariſches und Concursverfahren und Proceßpracticum bei dem „Reichs-Hieronymus“ d. h. dem Reichsrath Hieronymus von Bayer: ganz ausgezeichnete Vorleſungen, aus denen ich ſehr viel lernte, zumal auch in der Geſchichte des kanoniſchen und des gemeinen Verfahrens. Der alte Herr war ein echter Characterkopf: die ganze Geſtalt ſchien aus einem Bilde von ca. 1750 herausgeſchritten: man meinte, er habe ſelbſt noch den Reichskammergerichtsproceß zu Wetzlar „inſtruirt“, den er ſo eifrig vortrug: die ſpärlichen ſilberweißen Haare trug er ſorgfältig über den Kopf gekämmt, die zierliche goldene Brille, das ſchneeweiße, in einen breiten Knopfen tadellos geſchlungene weiße Batiſt-Halstuch, der ein wenig altmodiſche Frack, das dünne Stöcklein mit ſilbernem Knopf und zumal die unabläſſig beſchäftigte goldene Tabakdoſe, welche bei dem lebhaften Vortrag immerfort aus einer Hand in die andere wechſelte, die helle, dünne, ein bischen hohe Stimme, der niemals fehlende

Cylinder: — all' das paßte höchſt „ſtilvoll" zuſammen. Und auch den Zug hätte ich in dem Bilde nicht miſſen mögen, daß der alte Herr jeden Morgen um 8 Uhr — wie oft hab ich's, hinter ihm her kommend, beobachtet! — bevor er die Vorleſung hielt, in die Ludwigskirche ging, ſich bei dem Eintritt andächtig bekreuzend und mit dem Weihwaſſer beſprengend, ein kurzes Gebet zu verrichten, eh' er ſeine Arbeit begann.

Er war gar fromm, aber nicht unduldſam: und dieſe Frömmigkeit, die ihm aus tiefſtem Herzen kam, ſtand ihm gut. Sein Vortrag litt vielleicht an dem Fehler allzu breiter Deutlichkeit: wahrlich, wer ihm nicht folgen konnte, der mußte aus Viechtach ſein!

Aber abgeſehen hiervon war ſeine Lehrweiſe muſterhaft. Dabei konnte ſich das leibarme Männlein in einen nahezu heiter wirkenden Feuereifer hineinreden: ganze kleine Schauſpiele führte er auf ſeinem Lehrgerüſt, bald nach links, bald rechts vordringend oder zurückweichend, auf: ſo, wenn er die

provocatio ex lege si contendat vortrug, dann ſagte er: „denken Sie, meine Herren, behauptet da ein Menſch — ich kenne ihn gar nicht! — ich ſei ihm Geld ſchuldig. Ich!! („Der Reichshieronymus!“ fügten wir böſen Buben bei.) Er habe eine Forderung gegen mich, berühmt er ſich.“ („Der Elende!“ dachten wir, ſo entrüſtet war das hoch ehrenwerthe Männlein.) „Das laß ich nicht von mir ſagen! Ich ſpreche zu dem Mann“: — und nun ſah er ſcharf in die rechte Ecke des Hörſals, als ob der Freche dort ſtecke, krümmte den Zeigefinger der rechten Hand, winkte den Aufgeforderten lebhaft heran — „tritt hervor, tritt hervor mit deiner Klage binnen 30 Tagen — oder“ (und nun — nach längerem Schweigen, — mit tiefer feierlicher Stimme) „oder ſchweige damit auf ewig!“

Da überlief es uns ganz kalt! —

Prantl's Monismus war ihm ſelbſtverſtändlich „Gift und Oppernent“: er begreife nicht, meinte er, wie dieſe Weltanſchauung mir „Troſt“ gewähren

könne [„Odhins Troſt“ hätte ihn freilich nicht getröſtet! —]: gleichwohl bezeigte er mir vielfach, auch ſpäter noch, ſein Wohlwollen: in den Uebungen erhielt ich wiederholt die nur ſelten verliehene „erſte Note“.

Ferner hörte ich im Winter baieriſch Landrecht, im Sommer Strafverfahren bei Dollmann: zwei ſehr tüchtige, durch klare Ueberſichtlichkeit, Beſtimmtheit und Knappheit des Ausdrucks ausgezeichnete Vorleſungen: die praktiſchen Uebungen im Sommerhalbjahr regten an und förderten im juriſtiſchen Denken.

Aber erheblich bedeutendere Wirkung auf mich übten die Vorträge über baieriſches Statsrecht im Winter und die ſtatsrechtlichen Uebungen (im Sommer) von Pözl.[1] Dieſer vortreffliche, durch

[1] Nicht gehört habe ich Encyclopädie: — ich ſtudirte ſie nach Arndts — Kirchenrecht: — ich ſtudirte es nach dem Lehrbuch von Richter und dem Heft des jovialen, geiſtvollen, grundgelehrten, aber nicht immer an die Canones ſich bindenden Profeſſor Kunſtmann: Völkerrecht (ſtudirt nach Heffter), baieriſchen Civilproceß und baieriſches Verwaltungsrecht und gerichtliche Medicin.

Weſen und Wiſſen, Schulung und Geſinnungsart gleich ausgezeichnete Mann, ein Oberpfälzer, war ein echter Sohn des bajuvariſchen Stammes, deſſen beſte Vorzüge er vereint darwies. aus ſchweren Anfängen rang er ſich empor, um dann Jahrzehnte lang an der Hochſchule, deren Stab er wiederholt geführt hat, ferner in der Kreisverwaltung, in der zweiten Kammer, zuletzt als Reichsrath in der erſten Kammer eine ganz hervorragende, vielfach Ausſchlag gebende Stellung einzunehmen.

Er war ruhig, nüchtern, ohne Phantaſie, aber auch frei von jeder gefährlichen Geiſtreichigkeit: klar, lichtvoll, wohlgeordnet führte er ſeine Gedankenreihen — nicht eben leicht beweglich, vielmehr mit häufigen Stockungen — in's Gefecht, leidenſchaftslos, auch dem Gegner gerecht werdend, frei von der in Deutſchland ſo häufigen Unterſchiebung geheimer ſchlimmer Beweggründe für eine entgegengeſetzte Meinung: von lauterſtem Herzen, war er von tiefem, weichem Gemüth, treuherzig, offen, ein Feind jeder Redensart, ein nie

wankender Freund. Schwer litt der ſo ganz auf häus liches Glück Angewieſene durch die Seelenkrankheit, welche ſehr bald nach der Hochzeit ſeine junge Frau ergriff und bis zu ihrem Tod gefangen hielt. Es war, als ob ſein Herz in dem Drange, Liebe zu ſpenden, ſich nun erſt recht eifrig der Freundſchaft zu wandte. Mir ward er bald und blieb bis an ſein Ende ein väterlich liebevoller Freund, ein wohl= wollender Berather: nicht einmal meine Dichterei konnte mir bei ihm ſchaden, ſo wenig Sinn der ſtreng Nüchterne für derlei hatte.

Seine Vorleſung, ſeine Uebungen und ſeine Geſpräche haben ganz entſcheidenden Einfluß auf mich geübt: ſie haben den Grund gelegt meiner ſtatsrecht= lichen Denkweiſe, ſie haben mir für das Statsrecht ungleich lebhaftere Neigung als für das Privatrecht erweckt: Bluntſchli hatte mehr dazu angeregt, das öffentliche Recht in der Wechſelwirkung mit den Volksſeelen und mit den bildungsgeſchichtlichen Ent= wickelungen, mit den wechſelnden Geiſtesſtrömungen

der Jahrhunderte zu betrachten: bei Pözl aber lernte ich zum erſten Mal auch auf den Stoff des öffentlichen Rechts die gleiche, ſcharfe, beſtimmte Begriffslogik anwenden, wie ich ſie bisher nur etwa im römiſchen Civilrecht bewundert hatte. Der Aufbau, die Gliederung des Verfaſſungsrechts bei Pözl machte mir ſolchen Eindruck, daß ich ſpäter bei der Eintheilung des Stoffes in den „Königen der Germanen“ vielfach ſeiner Führung folgte: ja, als ich bei der Berufung nach Königsberg die nicht leichte Aufgabe übernahm, gleich für das erſte Halbjahr die Vorleſung über Reichsverfaſſungsrecht (— damals 1872! — da noch ſehr wenig wiſſenſchaftliche Verarbeitung desſelben vorlag! —) und für das zweite die über preußiſches Verfaſſungsrecht fertig zu ſtellen, da holte ich — für die Gliederung des gewaltigen Stoffes — die alten Hefte hervor, welche ich vor 18 Jahren bei Pözl nachgeſchrieben. Es war nicht Zufall, ſondern der Ausdruck innerer Vorliebe für Verfaſſungsrecht, daß die Wahl der umfaſſendſten Arbeit meines Lebens

— „die Könige“ — das Statsrecht, nicht das Privatrecht traf. Ungünstige Zufälle dagegen waren es, äußere Hemmnisse, welche mich abhielten, schon lange vor Königsberg das öffentliche Recht zum Gegenstand auch meiner Vorträge zu machen: wir werden sehen, welche Umstände in Würzburg mich von dem übrigen öffentlichen Recht absperrten: nur Völkerrecht las ich mit Eifer und Liebe und nicht ohne Erfolg: die Erfahrungen in Frankreich führten mich dann auch dazu, jene Abhandlungen über neu auftauchende kriegsrechtliche Fragen zu veröffentlichen, welche nun in den Bausteinen (V. 1. Berlin 1884) zusammengestellt sind.

Aber ich sollte Pözl noch viel mehr verdanken als jene grundbauenden Belehrungen im Statsrecht. Er, Bluntschli und Konrad (von) Maurer zogen mich alsbald in einen kleinen Kreis von Studenten der letzten Halbjahre, welche sie, die fleißigeren und begabteren, die sie als solche in den Uebungen kennen gelernt, wöchentlich einmal des Abends in einem Gasthause (bei Grosdemange, in der Residenzstraße)

um ſich verſammelten und in zwangloſer Unterhaltung über rechtswiſſenſchaftliche Fragen ganz außerordentlich förderten. Rechts-Seminarien gab (und giebt es heute noch) an den baieriſchen Hochſchulen nicht: neben jenen „Uebungen“ erſetzten nun aber dieſe „juriſtiſchen“ Abende gewiſſermaßen die fehlende ſtatliche Anſtalt, welche Baiern, das ſonſt in der Einrichtung des Rechtsſtudiums (mit einziger Ausnahme der fehlenden ſchriftlichen Arbeit) ſo viele Vorzüge vor Preußen aufweiſt, dringend zur Einführung zu empfehlen iſt: Unentgeltlichkeit (jene Uebungen wurden, ähnlich wie Curſe der Mediciner, hoch bezahlt), beſondere Büchereien, ſchriftliche Aufgaben und Geldpreiſe für ſolche (letztere in Preußen leider abgeſchafft).

Außer mir wurden noch etwa fünf Studirende zugezogen, darunter Karl Riſch, der ſpäter in Würzburg mein Amtsgenoſſe werden ſollte, und Georg Pfeil, ein grundgeſcheuter, ein wenig zur Diftelei neigender, aber glänzend begabter Kopf: ich verkehrte gar gern und mit reicher Anregung mit ihm: er ward

Magiſtratsrath in ſeiner Vaterſtadt Augsburg, ferner der Freiherr von Godin (oben S. 66, unten S. 582), von dem wir bald noch mehr hören werden.

Von grundtief wirkendem Einfluß auf mich ward nun aber ſchon damals und noch mehr in den nächſten beiden Jahren die hochbedeutende Perſönlichkeit Konrad Maurers, des Claſſikers des Nordgermaniſchen (Sohnes des Statsrathes Ludwig von Maurer), der dieſe Quellen ſo meiſterhaft beherrſcht, daß ihn die Hochſchule Chriſtiania berief, den Norwegern Vorträge über ihr eigenes Recht zu halten: leider verhinderten mich Zufälle, Vorleſungen bei ihm zu hören. Aber gleichwohl darf ich mich ſeinen Schüler berühmen, ſo viel hab' ich von ihm gelernt, ſo reiche Anregung empfangen, nicht nur durch ſeine Werke (ſeine „Bekehrung des Norwegiſchen Stammes" I. II. München 1855. 1856. ward mir eine Fundgrube, nicht nur für wiſſenſchaftliche Belehrung, ganz beſonders auch für dichteriſche Stoffe) — auch durch mündliche Mittheilungen, die er mir zumal in den

nächſten Jahren reichlich ſpendete: er hat wie Prantl eine entſcheidende Wendung in mir herbei geführt, mir eine ganze Welt neu erſchloſſen: eben die des germaniſchen, zumal des nordgermaniſchen Alterthums: er wies mich auf Jakob Grimm, auf die unerſchöpflichen Schätze für Geiſt, Gemüth, Einbildungskraft, welche in den „deutſchen Rechtsalterthümern“, der „deutſchen Mythologie“, der „Geſchichte der deutſchen Sprache“, der „deutſchen Grammatik“, ſpäter dem „Wörterbuch“ aufgeſpeichert liegen für jeden Jünger, deſſen Auge nicht blind, deſſen Herz nicht todt iſt. So hat aus allen meinen Lehrern Maurer neben Prantl den wichtigſten, ſegensreichſten Einfluß auf mich geübt. Jedoch, wie bemerkt, dieſe Einführung in die Germaniſtik erfolgte erſt im nächſten Jahr: in dem letzten Hochſchuljahr mußte alle Kraft und Zeit auf die Vorbereitung für die Prüfung verwendet werden.

XLVIII.

Ganz unſinnig — ich muß es wiederholen — ward damals gearbeitet: dem Maß und der Weiſe nach unſinnig.

Die Tagesordnung, welche ich von meiner Rückkunft nach München bis zu dem Tage der Prüfung (11. October 1854) unverbrüchlich Feiertags wie Werktags einhielt — ausgenommen vierzehn im Herbſt 1854 auf der Fraueninſel verbrachte Tage — war die folgende: im Sommer und Frühjahr mit Tagesanbruch etwa 4 oder 5 Uhr, im Winter und Herbſt um 6 Uhr ſtand ich auf, heizte im Winter und Herbſt höchſt eigenhändig das kleine eiſerne Oeflein, bereitete mir den Thee, den ich mir in Berlin angewöhnt hatte und in dieſem Jahre arg mißbräuchlich anwendete, und arbeitete bis

ich um 9 in die Vorleſung (von 9—11) mußte: dabei ward mit jeder Minute ſo gegeizt, daß ich erſt, wann die Ludwigsuhr 9 Uhr ſchlug, vom Buch aufſprang; fünf Minuten nach 11 ſaß ich ſchon wieder am Schreibtiſch: Schlag 12 Uhr ſtürzte ich fort in das Repetitorium bei Dr. Meyer in der Pferdeſtraße (ſ. unten): um $1^1/_4$ Uhr erſchien ich abwechſelnd bei meiner Mutter, die auf dem Karlsplatz Nr. 3, oder bei meinem Vater, der noch in der griechiſchen Caſerne (oben S. 320), aber jetzt im erſten Stock wohnte, zu Tiſch und ſchlang das wenige, was ich damals aß, mit größter Haſt hinunter, um ja von mir aus dieſen unvermeidlichen Zeitverluſt auf ein Mindeſtmaß herab zu drücken: ich gedenke noch, wie mich die Ungeduld innerlich verzehrte, währte einmal das Mittagseſſen etwas länger, weil etwa ein Gaſt zugegen war. Den letzten Happen im Munde ſtürmte ich die lange Türkenſtraße hinab wieder in mein Kämmerlein: es war mir ein Triumph, war ich mit dem Schlage 2 wieder dort, $2^1/_4$ galt ſchon als arge Verſpätung.

Dankbar gedenke ich, wie liebevoll man mich, der bei dieſer Lebensweiſe ſelbſtverſtändlich ſichtlich gar ſehr herunter kam an Kräften und Friſche und ſchlimm überreizt ward in den Nerven, mahnte, doch nach dem Eſſen wenigſtens eine kleine Erholungsfriſt eintreten zu laſſen, wenigſtens einmal die Bogengänge des Hofgartens zu durchwandeln: ich lehnte beharrlich ab und nur das Eine geſtand ich zu, jeden Montag nach Tiſch erſt die neue Wochenausſtellung in dem Kunſtverein mir anzuſehen. Das war in jenem Jahr mein einziger Kunſtgenuß. Denn nie ging ich damals in Theater oder Concert. Ich arbeitete dann von 2—8: thörigerweiſe ließ ich dies Jahr auch den ſonſt ſtets eingehaltnen einſtündigen Abend-Spaziergang ausfallen: um 8 trank ich — ſtets zu Hauſe — (Walhall beſuchte ich nicht mehr) meine erſehnte Eine Halbe, manchmal ein Maß Bier und aß dazu ein Stück trocken Schwarzbrod: nicht aus Geldmangel, ſondern weil ich nicht aufgehalten, auch nicht einmal mit den Gedanken an das Abendeſſen verwirrt wer-

den wollte: auch war die „Von- und Zu-Geherin" so plump und roh, daß ich sie so wenig wie möglich in das Zimmer ließ; ich studirte dabei ununterbrochen fort. Um 10 Uhr machte ich mir dann das erste Mal Thee und in den meisten Nächten nochmal um 12 Uhr, ja zuweilen zum dritten Mal um 1 Uhr und zwar unsinnig starken, um mich mit aller Gewalt wach zu erhalten.

Ach, manchmal erzwang doch die schlafbedürftige Jugend ihr Recht: ich schlief ein auf meinem Arndts und erwachte bei Tagesanbruch mit steifen, schmerzenden Gliedern. Einmal aber erwachte ich aus einem dem Ersticken nahen Zustand: um 1 Uhr nochmal Thee kochend hatte ich schlaftrunkenen Sinnes vergessen, Wasser in die Maschine zu gießen: die Spiritusflamme verbrannte den trockenen Thee zu Zunder und schmolz die Löthung der Kanne, welche in drei Stücke auseinander gefallen in einem dichten Qualme lag und Löcher in das Büchergestell, auf dem sie stand, geglüht hatte. So war mein Schlaf

damals auf höchstens fünf Stunden beschränkt. Es sollte sich bitter rächen. Meine Gesundheit und Kraft litten schwer bei dieser unvernünftigen und widernatürlichen Lebensweise.

Das Einzige, was von Nicht-Juristischem mich diese 14 Monate beschäftigte, war der Briefwechsel mit Minna, der, im besten Fall höchst aufregend, in den meisten Fällen nicht gerade wohlthätig, das heißt nicht befriedend wirkte. Nur eine Unterbrechung trat in diese schon durch ihre Eintönigkeit aufreibende Lebensführung: an Sonntag Abenden besuchte ich zuweilen von 7—9, streng nach der Uhr bemessen, „den Alten im Rosenthal" d. h. Minna's 60jährigen Vater, Dr. Christian Birch, der damals vorübergehend in München (im „Rosenthal") lebte: das Jahr darauf zog er wieder nach Berlin zu Frau und Tochter. Die beiden Gatten starben 1868 rasch nach einander. Dr. Birch, ein Däne oder doch in Kopenhagen geboren, war eine merkwürdige Persönlichkeit. Grundgescheut, glänzend begabt, die sämmtlichen Bil-

dungssprachen Europa's beherrschend, von den feinsten Sitten, von ausgebreiteter Belesenheit — er hat außer mehreren Erzählungen ein Buch über Louis Philipp geschrieben — fehlte ihm zur Erringung höherer Erfolge nur Eines: die straffe Zusammenfassung seiner ganz außergewöhnlichen Geisteskräfte zu Einer bestimmten ernsten Arbeit: so zersplitterte er sich in Dichtungen, für die ihm doch keine eigenartige starke Begabung eignete. Aber für mich Neunzehnjährigen war die Anregung eine erstaunliche, welche der welt- und lebenserfahrene Mann spendete aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen — er war so ein rechter Memoirenmensch — an den Verkehr mit unzähligen Statsmännern, Gelehrten, Schriftstellern, Malern, Bildhauern, Musikern, Schauspielern und Schauspielerinnen: er schüttete das zwei Stunden lang nur so aus sich heraus wie ein reich fluthender Fluß: ich hörte zu mit Staunen, trank Thee, sprang Schlag 9 Uhr auf und lief nach Hause, die versäumten zwei Stunden durch Arbeit nach Mitternacht einzuholen.

XLIX.

Und warum nun dieſes unſinnige Arbeiten?

Aus keinem ſehr ehrenvollen Grunde.

Nämlich, auf deutſch geſagt, doch eigentlich aus jenem ſchlechten Gewiſſen heraus (oben S. 554). Dieſes ſchlechte Gewiſſen rief nun mit aller Macht wieder jene krankhafte Vorſtellung in mir hervor (I, S. 292), daß ich bei allem Fleiß zum Mißerfolg im Leben vorbeſtimmt ſei; und wie ich erwartet hatte, durch die Abgangsprüfung vom Gymnaſium zu fallen — ich beſtand ſie dann mit der erſten Note — ſo war ich — aber diesmal nur noch viel ſchmerzlicher! — von der Ueberzeugung durchdrungen, ich würde die bevorſtehende „theoretiſche Prüfung der Rechtscandidaten“ nicht beſtehen. Und dann — welche Schmach!

Der Schüler Prantls, der ſich ſo vorlaut be-

reits in die Oeffentlichkeit gewagt — als „Philoſoph“! —

Dieſe Beſorgniß, dem geliebten Lehrer Schande zu machen, war die bitterſte. Nicht einmal die Vorſtellung that ſo weh, daß ein ſozuſagen Quaſi-Verlobter, der durch die Prüfung fällt, während ſeine zwei Jahre jüngere Quaſi-Braut als Künſtlerin zu Schwerin und anderwärts ſchöne Ruhmeskränze erwirbt, eine unmögliche Geſtalt iſt. Recht, recht ſchwer wog auch der Vorwurf, daß ich dann noch ein Jahr länger den Aeltern zur Laſt fallen müſſe, von denen mich ſo bald als nur irgend erreichbar wirthſchaftlich unabhängig zu machen ich mir ſeit 1848 ſchon tief eingrabend vorgenommen hatte: waren doch zwei ſo viel jüngere Geſchwiſter da, deren Erziehung und Ausbildung beträchtlich weniger gekoſtet hatte als die des um 11 und um 9 Jahre älteren Bruders.

Anſtatt nun aber ruhig nach beſten Kräften die Pflicht zu thun, — es war ja doch wahrlich nichts

verſäumt auch in dem Rechtsgebiet und unvergleichlich mehr als von den meiſten Andern hierin geleiſtet worden! — begnügte ich mich nicht mit dem Begreifen und der innerlichen Aneignung des Stoffes: — thörigerweiſe meinte ich, ich müſſe auf jede denkbare Frage ſofort die Antwort auswendig gelernt herunter ſchnurren können. Und ſo lernte ich denn auswendig bis mir der Kopf zu ſpringen drohte. Nicht nur alle meine peinlich nachgeſchriebenen Vorleſungshefte — ſie ſtehen heute noch ſäuberlich gebunden und wohlerhalten in meiner Bücherei — wußte ich auswendig von A bis Z herzuſagen, ganz ebenſo Arndts Pandekten, Bayers Civil- und Summariſche Proceſſe und Concursproceß, Bluntſchli's Deutſches Privatrecht (I. Auflage, in zwei Bändchen, nicht ahnend, daß ich die III. ſelbſt beſorgen würde!), den größten Theil von Puchta's Inſtitutionen, Richters Kirchenrecht, Pözls baieriſches Statsrecht: und zwar dergeſtalt, daß ich, im Schlaf aufgeweckt, ſofort die Stelle — oben oder unten — der Seite angeben konnte,

wo z. B. der Satz bei Arndts ſtand und ihn abzuleiern vermochte. Heute noch weiß ich in dieſem Sinne die Stelle im Buche, wo gewiſſe Lehren von Arndts und Bluntſchli und Bayer ſtehen. Um nun jenes Auswendigwiſſen zu erreichen und zu ſichern, ward immer und immer wiederholt, wiederholt, bis mir manchmal buchſtäblich vor Ekel an dem wiedergekauten Zeug körperlich übel ward, wann ich mich nun immer wieder und wieder überhörte — daſſelbe. Ich wußte im Voraus, daß ich es wußte! Und doch fragte ich mich wieder bis auf's Wort aus. So wie das eine Buch oder Heft fertig war, ward das andere wieder angefangen.

O um die ſchöne, für wirklich wiſſenſchaftliche Arbeit verlorene Zeit! Mit einem Hunderttheil davon hätte ich noch die Prüfung glänzend beſtanden!

Alſo — wie geſagt, ich will mich wahrlich in dieſen Blättern nicht beſſer machen als ich war und bin! — blaſſe Furcht und Scham, keineswegs nur Pflichtgefühl lagen zu Grunde. Sehr unrühmlich für

den „Ritter“, der vor Lebensgefahr wirklich „nie gebebt“ hatte. Aber das Wort „Durchfallen“ ritt mich wie ein drückender Elbe.

Daher beſuchte ich auch — es war ganz überflüſſig! — das Repetitorium bei dem Aſſeſſor Dr. Meyer.

Das war aber keine „Einpaukerei“: ſondern der begabte und vortrefflich eingeübte Mann ſetzte bei uns wiſſenſchaftliche Durchbildung voraus: — daher war ſeine Thätigkeit bei der Facultät ſehr gerne geſehen, nicht, wie heute von uns die Einpaukerei, verachtet: — er wollte nicht uns als ſchäbigen Erſatz für die fehlende Durchbildung „Routine“ in die leeren Köpfe hämmern: das iſt der Unterſchied. Nichtwiſſer, die bei ihm erſt lernen wollten, jagte er fort. Vielmehr begann er über die einzelnen Lehren ein Geſpräch, bei dem er zwar fragte, ebenſo oft aber gefragt wurde. Zweifel, die uns, nachdem wir den Stoff bemeiſtert, aufſtiegen und nicht zu löſen verſtanden, wurden ihm vorgetragen, von ihm nach

Kräften gelöst. Wir waren, wenn ich nicht irre, die Folgenden: Freiherr von Godin (oben S. 569, S. 661, später Notar zu Aibling), Ernst von Bomhard (später mein Quasi-Schwager, sofern sein Bruder meine liebe Schwester Constanze geheirathet hat, und Rath des Reichsgerichts zu Leipzig), Wilhelm Hacke (Rath des Oberlandesgerichts zu München), Clemens Piloty und auch Gustel Monten (I, S. 96) tauchte wieder auf! Dieser tapfere Degen hatte als ein Vorkämpfer der „Franken" mehr Schmisse ausgetheilt und wohl auch empfangen, als für die Vertiefung seiner Rechtserforschung erforderlich gewesen wäre, und auch seine glänzende Begabung, seine rasche Auffassung konnte doch in der Geschwindigkeit nicht gerade Alles nachholen, was in acht Halbjahren versäumt worden war. Der prächtige Mensch! Mit welch köstlicher Laune er sich in seinen hilflosen Zustand fand! Baumlang und baumstark erschien er bei den verzwickten Fragen der Latini Juniani so wehrlos, wie ein gestrandeter Walfisch! Nie werde ich vergessen, wie er nach der ersten

Stunde bei dem Repetitor — er war gar nicht aufgerufen worden — mit uns nach Hauſe ging, ſchweigend, der Fröhliche, tief ſchweigend, während wir noch eifrig über das Erörterte verhandelten. „Nun,“ rief ich ihn endlich an: „Guſtel, warum redeſt Du denn alleweil gar nix?“

„Warum?“ ſeufzte der Rieſe. „Weil ich Abgründe von Unwiſſenheit in mir entdeckt habe!“

Aber er füllte ſie ſo wacker aus, die Abgründe, daß er — ohne ſich wie ich halbverrückt zu „repetiren“ — die Prüfung ganz vortrefflich beſtand.

O Dr. Meyer, Pandektenmeyer, mit deiner blonden Axel, auch du biſt längſt vorangegangen. I wonder, ob wir im Jenſeits das „Repetitorium“ wieder anheben werden? Ich fürchte ſehr, ich habe ſeither manches vergeſſen.

Heiter war es, wenn wir in Streit geriethen. Ich hatte nämlich ſtets die „geſchichtliche Entwickelung“ bereit zur Hand — manchmal gründlicher als der Herr Lehrer! — und ſuchte alle Fragen auf die

Rechtsgeſchichte hinüber zu ſpielen: oder gar auf die Rechtsphiloſophie, wo ich dann freilich von dem Herrn Aſſeſſor bald — unter Zurechtrückung ſeiner goldnen Brille — darauf hingewieſen ward, daß Rechtsphiloſophie keinen Gegenſtand der Prüfung bilde! Da hatte ich meinen Hieb!

Ich glaube es iſt nicht allzu eitel, wenn ich meine, von Godin, von Bomhard und ich waren die Kenntnißreichſten. Franz war vor Allem groß in Volkswirthſchaft und Finanz, Ernſt in Proceß und römiſchem Recht, ich in Rechtsgeſchichte und deutſchem Recht.

Es war ganz drollig, wenn der Herr Repetitor, falls Einer der Andern in dieſen Gebieten nichts gewußt hatte, mit dem Ausdruck der Gewißheit, richtigſte Antwort zu erhalten, rief: „Nun, Herr Baron? Nun, Herr Bomhard? Nun, Herr Dahn?“ Aber oft wußten auch dieſe drei Weiſen nichts! Und dann hatte er doch ſeine kleine Freude, der Herr Aſſeſſor! —

Ach, damals hatte ich nicht den Humor für

Erfassung des Drolligen in diesen Dingen durchaus nicht.

Es war ein schweres, hartes, ungesundes, widernatürliches Jahr der Ueberhetzung: — nur Auswendiglernen, nur Recht, keine Philosophie, keine Poesie, keine Didosa mehr und auch keine Minna —, denn die war in partibus infidelium d. h. fast ganz ausschließend erfüllt von ihrer Kunst, — nur sehr wenig von ihrem „Quasi"-Verlobten — was sehr begreiflich war.

„Aber," sagt Shakespeare, „die Stunde rinnt auch durch den schlimmsten Tag." Wer sich das heldentapfre Wort stets gegenwärtig halten könnte! Es macht so stahlhart wie eine Schwertklinge.

Endlich ging daher auch dieses Jahr zu Ende, wohl das geistödeste, das ich seit 1846 durchlebt.

Freilich: im Sommer gab's noch einige Unerfreulichkeiten. Die Lösung des unmöglichen Verhältnisses zu Minna (oben S. 408—413), so nothwendig sie war, ging doch wahrlich nicht ab ohne tiefe, scharfe

Riſſe in der Seele eines Zwanzigjährigen: — das war nicht gerade die Ruhe, in der man ſich für eine Prüfung vorbereitet. Es that weh, arg weh! —

Und nun, nach einem unſinnig heißen Sommer, den ich ganz vereinſamt in der Stadt d. h. in meinem fünf Schritte breiten, drei langen Stüblein zu verbringen hatte — meine Mutter war mit den Geſchwiſtern auf der Fraueninſel, mein Vater in der Schweiz — brach in München eine ſehr bösartige Choleraſeuche aus: gerade in meiner Gegend, in der Löwen- und zumal in der Türkenſtraße ſtarben die Leute rudelweiſe: — ich aber ſah keine Seele als die Profeſſoren, Dr. Meyer und die Leidensgenoſſen. Es machte mir nicht den allergeringſten Eindruck, — obwohl ich ſo einſam und, wie ich deutlich ſpürte, körperlich recht angegriffen war.

Es eignet mir unmittelbar drohender Lebensgefahr gegenüber ein Verhalten, das ich ſchildern darf, weil dabei von Ruhmredigkeit oder Prahlerei mit Heldenſchaft gar keine Rede ſein kann: ſie

läßt mich durchaus gleichgiltig, ſie berührt mich nicht, ſie erregt mich weder mit Furcht noch mit Hoffnung: ich habe das in ſchon gar mancher See-, Felsſturz-, Eiſenbahn-, Sterbenskrankheits- (1861, 1889) und auch noch anderer Todesgefahr erprobt. Es iſt wohl eine Art von Fatalismus: — ich weiß es wirklich nicht zu beſtimmen. So machte es mir denn auch nicht den mindeſten Eindruck, daß monatelang jeden Vor- und jeden Nachmittag der ſchwarzverhangene Wagen die Leichen aus meiner nächſten Nachbarſchaft abholte, ſo häufig, — die Menſchen liefen auf der Straße zuſammen. Zumal wenn ich um $1^1/_2$ (— denn nun, da ich in Abweſenheit der Aeltern, im Wirthshaus [in der Türkenſtraße, es war eine gar elende Herberge!] geſchwind in einer Viertelſtunde die par Happen hineinſchlang, war ich um $1^1/_2$ ſchon immer zu Hauſe —) wieder in mein öd-einſam Kämmerlein der Selbſtfolterung kehrte, ſtanden ganz regelmäßig die Todtenwagen in der Ludwigs-, Türken- und Löwenſtraße: ich ging daran vorbei ohne Gefühl.

Eine „Aenderung üppiger Lebensweiſe“, welche die Aerzte empfahlen, brauchte ich wirklich nicht eintreten zu laſſen.

Da, eines Morgens, in der Vorleſung von Bayer von 9—10, erkrankte ich plötzlich: ich mußte mitten drin aufſpringen und nach Hauſe eilen. An den Anzeichen der Cholera zu zweifeln beſtand keine Möglichkeit: abgeſehen von andern Dingen hatte ich ein Gefühl der Eiſeskälte, von den unteren Gliedmaßen an aufſteigend, wie nie zuvor noch nachher. Ich kroch in's Bett, ließ mir warme Hafendeckel auflegen und ſchickte zu dem treuen Arzt, dem ausgezeichneten Hofmedicus Dr. Ludwig Koch. Der kam, legte ſein ernſtes Geſicht in noch ernſtere Falten und meinte, er wolle doch lieber meinen Aeltern ſchreiben. (Telegraphen gab es damals wohl noch nicht.) „Doctor,“ ſagte ich, „das iſt entweder überflüſſig oder zu ſpät. Uebrigens würde ich ungleich lieber ſterben als durchfallen.“

„Du ſollſt aber weder das Eine noch das Andere,“ meinte der Gute und behielt Recht.

Es ging bald vorüber: und ich ſetzte bei dem verſtändigen Manne, der mir eine beſondere väterliche Liebe zugewendet hat ſo lang er lebte, durch, daß er den Aeltern nach deren Rückkehr gar nichts von dem Anfall ſagte.

Endlich, Anfang Auguſt, waren die Vorleſungen zu Ende und ich ging auf zwei Wochen zu der Mutter und den Geſchwiſtern auf die Fraueninſel. Da entſatzten ſich Männlein und Weiblein über mein Ausſehen. Ich bewohnte das ſüdliche Eckzimmer des erſten Stockes in dem Neubau: — nie werde ich die kahlen vier Wände vergeſſen: denn hier lernte ich, Tag und Nacht auf und nieder wandelnd, nur das Mittag- und das Abendmahl mit den Meinen in der großen Wirthsſtube (oben S. 232, 246, 268) einnehmend, das Vorleſungsheft und das Lehrbuch des baieriſchen Statsrechts von Pözl (ich hole eben dasſelbe Buch, feſtzuſtellen, daß es 471 Seiten zählt) dermaßen auswendig, daß ich es Wort für Wort herſagen konnte. O sancta simplicitas! —

Ich haſtete ſobald als thunlich nach München zurück: denn zumal der prächtige Vater Haushofer (oben S. 230) mit ſeiner köſtlichen, gütevollen Grobheit — er liebte mich wirklich wie ein Vater! — machte es recht ſchwer, ſo viel zu „büffeln“ als ich wollte. „Schau, Herr Felixl,“ ſagte er wohl, „du haſt zwar als Poet und Philoſoph und allgemeiner Phantaſt die größte Ausſicht, durchzufallen, aber wenn du dir das bischen Verſtand auch noch gar hinweg gelernt haſt, dann ſpring nur lieber gleich in die Hachel ſtatt in das Prüfungsloch.“ So ſchalt er, wann's die Andern hörten: aber des Nachts, ſah er noch ſpät das Unſchlittlicht in meinem Stüblein brennen, drang er herein, nahm mir Licht und Streichhölzer und trug ſie hindann! Ja, der hat mich lieb gehabt! —

Alſo nun zurück in die Löwenſtraße und nochmal etwa acht Wochen dümmſter Abquälung.

Im October[1]) kam ich zur Prüfung: Arndts

[1]) Am 11. October; ich war in München wieder immatriculirt worden am 3. November 1853.

und Zenger für römiſch Recht, Bayer für bürgerliches Streitverfahren, Bluntſchli für Deutſches Recht, Pözl für Statsrecht, Dollmann für Strafrecht und Strafverfahren, Hermann und Obersdorfer für Statswiſſenſchaften.

So ſchmählich furchtſam ich ein Jahr dieſen zwei Stunden entgegen geſehen hatte, ſo ruhig — ſozuſagen ehern — war ich jetzt: jeder Augenblick, der aus irgend einem Grunde äußerſtes Zuſammennehmen erheiſcht, macht mich ſo: ich glaube, das iſt nicht das Schlechteſte an mir. (Wie gern wär' ich „Feldherr" geworden!)

Es kam mir kinderleicht vor: ich hätte den Herren gern ſo viel mehr geſagt als ſie wiſſen wollten: während, wann ich die Woche vorher den Prüfungen der Andern beigewohnt hatte, mir die Sache viel bedenklicher erſchienen war.[1])

[1]) Als Ohrenzeuge berichte ich folgenden Schwank: man könnte dies nicht erfinden. Hermann liebte es, ſehr verwickelte wörthſchaftliche oder Finanzzuſtände dem Prüfling vorzutragen

Ergebniß: das denkbar günſtigſte. Noten gab es nicht: es hieß im Protokoll nur „beſtanden“ oder „nicht beſtanden“, nur dies ward durch den Pedell auf den Gang hinaus dem Harrenden verkündet: aber der Regierungscommiſſar hieß mich wieder eintreten, drückte mir die Hand und ſagte mir, nach dem einſtimmigen Urtheil der acht Herren habe ich die Prüfung mit Auszeichnung beſtanden.

— er ſprach dabei wohl mehrere Minuten — und dann fragte er, das Urtheilsvermögen zu prüfen, „nun, was würden Sie in dieſem Falle thun?“ So hatte er kurz bevor ich daran kam, einem pfiffigen Pfälzer ausführlich den ganzen damaligen (1854) Zuſtand der k. k. öſterreichiſchen Finanzen vorgeſtellt: Verhältniß von Silber zu Papier u. ſ. w. und zum Schluß gefragt: „Wenn Sie nun öſterreichiſcher Finanzminiſter wären, — was würden Sie thun?“ — „Heirathen!“ antwortete der freudige Pfälzer. Schallendes Gelächter! Ende der Prüfung! Glänzendes Beſtehen! — Der Jüngling dachte offenbar, dazu langt's bei jedem Stand der Valuta!

L.

Es iſt ein Zeichen der tief widernatürlichen Verfaſſung, in welche ich mich ſeit Jahr und Tag hinein ſtudirt hatte, daß nicht einmal die Erlöſung von dem Albdruck, der ſo lang und ſo ſchwer auf mir gelaſtet, günſtig, beglückend wirkte.

Ich lehnte es ab, wie die Andern nach beſtandener Prüfung mir eine Freudenfeier in Walhall veranſtalten zu laſſen. Ich hatte, wie das Volkslied ſagt: „koan Raſt und koan Ruh — war a trauriger Bua.“

Abgeſehen von der allgemeinen über ein Jahr füllenden körperlichen und ſeeliſchen Herabſtimmung, die nicht mit einem Schlag zu heben war, wirkte gar ernſt die nun bevorſtehende Entſcheidung der Berufswahl.

Ich hatte ja das Rechtsſtudium nur zunächſt einmal erledigen ſollen bis zum „Rechtspraktikantenthum“: ob ich nun Privatdocent der Philoſophie, beſonders für Rechtsphiloſophie, werden ſolle, das war vorbehalten geblieben: mein lieber Vater ließ mir freie Hand: er wußte, daß meine Lehrer Prantl, Pözl, Bluntſchli gewiß das Richtige mir rathen würden.

Am Tage nach der Prüfung ſtürmte ich zu Prantl! Selbſtverſtändlich! Von ihm war am eheſten ein Wort zu erwarten, das den Schüler der Philoſophie zuführte, während die genannten Rechtslehrer, — auch Maurer, — hatte ich in den letzten Monaten dieſe Frage mit Andeutung meiner Herzensneigung berührt, bedenkliche Mienen gezeigt hatten.

Aber — o weh!

Prantl ließ erſt meinen ganzen Feuereifer für die Philoſophie an ſich hin ſprudeln: dann ſprach er ruhig, ernſt, zwingend: „Und doch, lieber junger Freund, kann ich Ihnen nur auf das Dringendſte rathen, ſich nicht in München als mein Schüler für

Philoſophie zu habilitiren. Sie würden wahrſcheinlich gar nicht vom Miniſterium (— vom König in Baiern —) zugelaſſen, jedesfalls aber nie zum Profeſſor befördert werden. Alle meine Verſuche, mich von der unwürdigen Mundſperre zu befreien, ſind geſcheitert. Sie würde man gleich gar nicht anfangen laſſen, den Mund aufzuthun. Sie haben mir geſagt, Sie haben keinerlei Vermögen, Sie wünſchen aus allerlei Gründen ſobald wie thunlich wirthſchaftlich ſelbſtſtändig zu werden: — auf dem Wege der philoſophiſchen Privatdocentur werden Sie das in abſehbarer Zeit nie. Ich habe mit Ihren juriſtiſchen Lehrern geſprochen: Sie haben eine außergewöhnliche Prüfung gemacht, die Herren erwarten was von Ihnen: bleiben Sie oder werden Sie Juriſt: als juriſtiſchen Privatdocenten wird Herr von Zwehl Sie doch wahrſcheinlich zulaſſen: ſcheitern Sie als Docent, können Sie als Praktiker das, wie Sie ja ſagen, ſo raſch zu erſtrebende Auskommen finden. Ich kann es nicht verantworten, nachdem Sie um meinet-

willen ſchon als Student die ganze . . . Geſellſchaft ſich auf den Hals gezogen haben, Sie zu einer Laufbahn zu ermuthigen, auf der Sie, wie die Dinge in Baiern liegen, nicht die mindeſte Ausſicht auf Erfolg haben." —

Das war ein Keulenſchlag vor die Stirn.

Er hatte Recht, zweifellos. Ich ſah es ſogleich, ſah es voll ein.

Aber es war hart.

Das ganze harte Frohnjahr hatte ich mir mit dem geheimen Troſt erleichtert: „iſt die Prüfung beſtanden, dann zurück zur Philoſophie." Und nun: — Lebewohl Philoſophie für immer!

Aber das Aergſte war mir — höchſt thörigerweiſe! — Folgendes.

Hätte ich nun ſofort, nach Vertiefung der Rechtskenntniſſe, Docent der Rechte werden können, — es wäre zwar nicht das Geliebteſte, aber doch erträglich geweſen: denn auf den Lehrſtuhl wollte ich nun einmal um jeden Preis.

Aber in Baiern beſtand die — ſehr zweckmäßige: gerade mein Beiſpiel beweiſt es — Vorſchrift, daß der Habilitation als Privatdocent der Rechte die zweijährige Praxis und die Statsprüfung vorhergehen muß: — und zwar, wie ich zum Glück erſt ſpäter erfuhr: mußte die Statsprüfung (und die Doctorpromotion) mit der höchſt ſelten ertheilten erſten Note beſtanden ſein.

Alſo bedeutete der Ausſpruch Prantls vor Allem: zwei Jahre richterliche und Verwaltungspraxis!

Das erfüllte mich nun mit einem Grauen, ja mit einer Verzweiflung, die höchſt kindiſch und lächerlich, aber deßhalb damals nicht minder ſchwer zu tragen waren!

Was wußte ich von Praxis! Gar nichts! Aber was ich mir davon vorſtellte, war das äußerſte Gegentheil von Poeſie, Philoſophie, Lehre, Freiheit, Eigenart. Ich hatte ein par Schreibſtuben von Anwälten geſehen, wann ich ältere Genoſſen daraus abholte: — Hitze, ſchmierige Acten, ſchmierige Schreiber,

Staub, d. h. eine aus Hitze und Papierstaub gemischte Luft, übelriechende Bauern, schmutzige Treppen — mir kam die Lateinschule von 1842 wieder zu Sinn! Und dann — wenn ich nun als Docent scheiterte — lebenslänglich dieser häßliche Betrieb? Nichts mehr von Poesie, Philosophie, Rechtsgeschichte!

Es war recht einfältig: aber bittere, bittere Thränen weinte ich, mich über mein Bett werfend am hellen lichten Tag in meiner „Löwengrube". Ich nahm Abschied von allem Idealen: — ich kam mir vor wie Einer, der in Platons Politeia aus dem Stand der Philosophen in den der Gewerktreibenden hinab gestoßen war.

Es that bitter weh: aber Niemand erfuhr von dem heißen Schmerz, am wenigsten die Aeltern. Denn gerade um diese so bald als möglich von meinem Unterhalt zu befreien, befolgte ich den schmerzenden Rath. Also durften sie nie etwas davon ahnen.

Da wurden nun meine Helfer zwei Freunde,

deren Namen ich bisher nicht genannt, denen ich aber hier ein leuchtend Denkmal meiner innigsten Dankbarkeit aufrichte: zwei um einige Jahrgänge ältere Juriſten, die ich im letzten Halbjahr kennen gelernt: Theodor van Mecheln, jetzt Oberlandesgerichtsrath in München, und Karl Volk, Landesgerichtsdirector zu Deggendorf. Beide hatten mich zuerſt durch außergewöhnlich ſchöne Erſcheinung angezogen: bei näherer Bekanntſchaft ergab ſich, daß mich mit van Mecheln die philoſophiſchen, mit Volk die dichteriſchen Neigungen verknüpften. Die beiden ungleich Reiferen fanden ein mir, heute wie damals, ganz unerklärliches Wohlgefallen an dem „tumben Knaben". Volk ſchenkte mir die einzige Zierde, welche mein überbeſcheidenes Kämmerlein zierte, eine Niobide, welche ich dann auch aus München nach Würzburg, Königsberg, Breslau mitgeführt habe. Mit beiden ward Philoſophie, Hellenenthum (mit van Mecheln), Romantik, Katholicismus (Volk war und iſt eifriger, aber nicht unduldſamer Katholik) gar viel verhandelt.

Beide entdeckten nun die gelinde Verzweiflung, in welche mich die Verurtheilung zu zwei Jahren Praxis gestürzt hatte. Beide deckten mir das maßlos Uebertriebene meiner Befürchtungen auf: van Mecheln konnte sich selbst als Beweis dafür anführen, daß man auch als Praktiker den Sinn für das Ideale wahren und pflegen kann: und der treue, liebe Mensch erbot sich, mir bei seinem Vater, der das Landgericht München rechts der Isar leitete, eine der vielgesuchten Praktikantenstellen zu sichern.

O, es war ein bitterer, bitterer Abendgang zum Ludwigsthor hinaus und über die Gasteighöhen zurück, auf dem ich mir — abermals nicht ohne verdrückte Thränen — den Entschluß abrang, Prantl und allen Verständigen zu folgen. In der Nacht schrieb ich dann noch an van Mecheln die Bitte, mich bei seinem Vater zu melden. Nicht Schlaf, wildes Weh und Weinen füllte den Rest dieser Nacht.

Ich sehe es wohl: es ist ein recht ungünstig

Bild, das ſich hier entrollt von dem jungen Menſchen ſeit der Rückkehr aus Berlin: es war ein Herabſinken von der Höhe, die in dem Jahr an der Spree errungen geweſen war: von der wiſſenſchaftlichen, dichteriſchen und auch von der menſchlichen: die Haltung in jenem ſchottiſchen Hauſe (— es iſt nicht Alles davon zu erzählen —), in dem ſcharfen Zuſammenſtoß behufs Losreißung des jungen Lords war keine ganz geringe Leiſtung von dem Neunzehnjährigen geweſen.

In der Löwenſtraße war — aus allerlei Gründen, die auch nicht alle angedeutet werden können — ein Rückfall in das Ueberſentimentale, das maßlos Mönchiſche, in das ungeſund Weltflüchtige erfolgt: — ja ſogar in eine gewiſſe ſchwermüthige Sehnſucht nach dem Tode, wie etwa 1849/50.

So, unter ungünſtigen Anzeichen, unter finſterem, ſternloſem Himmel — mit abgekämpftem Verzicht auf das heiß Erwünſchte ſchied ich von der Hochſchule: alſo in ganz ähnlich graudüſterer Stimmung wie vor vier Jahren von dem Gymnaſium (I, S. 298): wir werden

nun aber ſehen, wie auch diesmal meine guten Sterne bald wieder freundlich glänzend aufſtiegen: ja, es ſollten nun vier, fünf Jahre folgen, die zu meinen freudenreichſten zählten: es ging nun gar bald fröhlich empor! —

Anhang.

Zu Seite 108.

Abfertigung.

Damit ich doch auch eine kleine Ferienfreude habe, erhalte ich hierher gesandt — selbstverständlich ohne Nennung des Absenders! — einen heftigen Angriff auf eine Veröffentlichung von mir, für die ich wahrlich unter den zahlreichen Büchlein, welche meinen Namen tragen, am wenigsten mich grimmer Befehdung versehen haben würde; schon deßhalb, weil von dem Meinigen am allerwenigsten daran, das Ganze so überaus harmlos und endlich so alt eingebürgert ist.

Es war vor langen Jahren, als die Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig eine neue Auflage ihres durch Müller von der Werra begründeten „Allgemeinen Reichscommersbuches für deutsche Studenten" herauszugeben und mir die Besorgung dieser Ausgabe zu übertragen wünschten.

Gern übernahm ich den Auftrag: die Aufgabe konnte nur darin beſtehen, unter Weglaſſung von veralteten oder von Anfang minderwerthigen Stücken und unter Aufnahme von neuen nachgewachſenen Liedern — zumal aus der Zeit des Krieges von 1870 — die im ganzen gut eingewurzelte Sammlung beſtehen zu laſſen. Als dieſe ſtarke Auflage vergriffen war, wurde ganz weſentlich nicht durch mich, ſondern durch einen Studirenden der Medicin zu Leipzig (wie auf dem Titelblatt gedruckt ſteht!), der nicht genannt ſein wollte und will, eine neue Ausgabe beſorgt, deren muſikaliſchen Theil Meiſter Karl Reinecke übernahm.

Nachdem nun viele, viele Jahre in's Land gegangen und nie und nirgends Bedenken gegen die von uns zuſammengeſtellten Lieder erhoben, dieſelben vielmehr arglos und fröhlich und, wie der Erfolg zeigt, eifrig geſungen worden ſind, kommt auf einmal ein — ſich nicht nennender — Zionswächter, der in einer 54 Seiten dicken Fehdeſchrift, betitelt: „Das Deutſche Commersbuch. Eine kritiſche Studie, dargeboten der akademiſchen Jugend und der Philiſterwelt von einem alten, aber jung gebliebenen Philiſter" (Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert'ſche Verlagsbuchhandlung Nachfolger, 1890), wie gegen das „Allgemeine Deutſche Commersbuch" (Lahr, bei M.

Schauenburg) und das „Commersbuch für den Deutschen Studenten“ (Leipzig, B. G. Teubner), auch wider das meinen Namen tragende die heftigsten Posaunenstöße von sich gibt.

Ich würde mich um dieses Geblase — wie um manches andere Getute — nicht kümmern, wäre ich nicht akademischer Lehrer; als solcher muß ich mir ernstlich die Denunciation (dies Fremdwort ist hier unersetzbar) verbitten, daß eine von mir besorgte Sammlung geeignet sei, die Sittlichkeit der deutschen Studenten zu gefährden. Nur deßhalb würdige ich — ausnahmsweise — eine namenlose Zusendung der Antwort.

Drei Vorwürfe sind es, welche der Herr Anblaser gegen alle drei Sammlungen, allerdings gegen die meine in geringerem Maße, als gegen die beiden anderen, erhebt; sie sollen 1. anstößige Liebeslieder enthalten, 2. zu viele und zu wüste Trinklieder, und 3. Stücke, welche christlich-religiöse Anschauungen verletzen.

Am Schlusse stellt der Posaunist dann seinen Index carminum prohibitorum auf: derselbe zählt für das Commersbuch von Teubner 105, für das Lahrer 88, für das meinige 69 Verwerflinge; ich bin also noch das mindest räudige Schaf, das dieser Hirt unaufgefordert weidet. Wir werden später sehen,

welche Lieder unter andern der Herr Censor der deutschen Jugend nehmen will!

Einstweilen sei darauf hingewiesen, daß von den verbotenen Liedern nicht weniger als 27 allen dreien und nicht weniger als 29 zweien der Sammlungen gemeinsam sind; d. h. also drei oder zwei hochanständige deutsche Firmen — ganz abgesehen von den als Herausgeber betheiligten Männern — haben in 27 und 29, zusammen in 56 Fällen, also in fast einem Drittel der überhaupt verworfenen 176 Stücke nichts Anstößiges gefunden; die Zahl der in meiner Sammlung allein beanstandeten beträgt nur 10 unter mehr als 700! —

Was nun die drei Vorwürfe betrifft — ich habe nur meine Sammlung zu vertreten — so ist leider richtig, daß in der letzten Auflage ein par „Liebeslieder" (?) ohne mein Wissen (oder doch ohne meine nachträgliche Beachtung) aufgenommen wurden, welche besser hätten wegbleiben können und welche in der nächsten Ausgabe wegbleiben werden. Aber auch diese par sind wahrlich nicht des Geplärres und Gezeters werth! Ganz andere Dinge bekommen unsere Studenten zu lesen in den Klassikern — griechischen, lateinischen, englischen, italienischen, französischen, — zu sehen und zu hören auf unsern Schaubühnen. Oder sollen sie „Don Juan" und die „Walküre" nicht hören? Shake-

ſpeare, Boccaccio, Goethe nicht leſen? Heiliger Wingolf! Die Trinklieder betreffend verweiſe ich Se. Hochwürden auf das, was ich in der „Allgemeinen Zeitung“ (1866: jetzt Bauſteine III, Berlin 1882, S. 388) bei der erſten Herausgabe des Commersbuches geſagt habe; ausdrücklich beklagte ich, „unſre Studentenbücher müßten dem Uneingeweihten den Eindruck machen, die ganze deutſche Jugend ſei gerade im Begriff, im Heidelberger Faß zu verſinken“ und ausdrücklich hob ich hervor, daß ich deßhalb einen ganzen Haufen ſolcher Trinklieder geſtrichen habe. Sind es dem Hirten noch zu viele, ich kann's nicht ändern. Er ſcheint nicht mehr viel vertragen zu können. Er will zwar „jung geblieben“ ſein. Allein was ſagt Gibbon von Juſtinian? „Alas! He was never young!“ Uebrigens bitte ich den Zinkenierer, gütigſt zu leſen, was ich in meinen „Erinnerungen“ (II) gegen das wüſte Saufen vieler Studenten, gegen den unſinnigen Trinkzwang, den Geiſt und Leib verderbenden Frühſchoppen geſchrieben habe, in ſo ſcharfer Weiſe, daß ich es darüber mit gar manchem der Colorirten verderben werde. Veröffentlicht wird das freilich erſt im nächſten Jahr (1891), aber geſchrieben war es längſt und an den Verleger zum Druck geſchickt; der Herr Paſtor oder Profeſſor oder Conſiſtorialrath oder Superintendent oder Hofprediger — iſt der Angreifer

nicht Theologe, so entschuldigt seine eigenartig eingeschulte Redeweise mit ihrem besonderen Geschmäcklein meinen Irrthum — kann mir schon glauben, daß ich nicht erst durch seine Bußpredigt erschüttert meinen Abscheu gegen jenes unwürdige Unmaß geschöpft oder — aus Furcht vor seiner geistlichen Zucht, unter der ich getröstlichermaßen nicht stehe — ausgesprochen habe.

Endlich aber — das angeblich Widerchristliche! Nehmen Sie's nicht übel, oh Hirt, — ich bin nicht gern so grob wie von den Tagen des seligen Samuel an durch Lactantius, Dr. Luther und Dr. Eck hindurch bis auf die jüngsten Ausbrüche und Auslesen dieser Rebenart Theologen es nicht gerade selten gewesen sind: — aber das ist zum Lachen!

Glauben Sie wirklich, ein Buch aus der Firma, zu welcher der altehrwürdige Karl v. Hase in mehr als bloß blutsverwandter Beziehung stand, wird gottes- oder auch nur kirchenlästerliche Dinge enthalten? Allein noch viel mehr! Ich versichere Sie, daß dieser große protestantische Theologe, der mich würdigte, mit ihm zusammen das „Liederbuch des Deutschen Volkes" herauszugeben, mir seine helle Freude an dem durch mich verjüngten Commersbuch ausgesprochen hat. Aber freilich! Wahrscheinlich gilt Ihnen auch Karl v. Hase als viel zu weltlich, frei und — heidnisch. Ich jedoch sage Ihnen, daß ich jene Samm-

lung zusammengestellt habe nicht für Ihre Seminaristen oder den „Wingolf“ oder ähnliche Verbände. In der That, die katholische Kirche versteht — aus guten Gründen! — mehr Spaß, als manche Richtung in unsrer protestantischen. Mit welchem Muthwillen hat sie in Lied und Schwank und auf der Bühne die Menschlichkeiten ihrer Geistlichen, ihrer Mönche, manche Auswüchse und Mißbräuche ihrer Einrichtungen jahrhundertelang verspotten und belachen hören müssen, ohne immer gleich nach dem Maulkorb zu greifen! Der liebe Gott selbst würdigt den Humor viel besser, als seine Wortführer auf Erden: und er kann ihm nicht mißfallen, sonst hätte er uns nicht das frohe Lachen stachellosen Scherzes, zumal die Selbstverlachung gegeben, — eine seiner gütigsten Gaben! — zu deren Verwerthung freilich Geist und Gutmüthigkeit gehören.

Halten Sie so eifrig Sie wollen, wie Sie ja S. 52 mit lautem Schalle das „Liederbuch für den Wingolf“ anpreisen, die jungen Leute, welche von Ihnen abhängen, an, nur die von Ihnen empfohlenen Lieder zu singen, wenn nur diese die „christliche Fröhlichkeit“ verbürgen. Aber die Anderen, bitte sehr, lassen Sie ungehudelt: denn Sie haben uns gar nichts zu sagen!

Sehen wir nun zu, welche Lieder wir Anderen also nicht mehr singen dürfen.

„Das Jahr iſt gut, Braunbier iſt gerathen!“ (Reichscomm.-Buch S. 377!!), „Der Bierlala“ (S. 288), „Der ich von des Datpheus Leben“ (S. 504), „Der Nabob Jukjuk“ (S. 446), „Da Noah Morgens früh um Acht“ (S. 443!! Iſt die Arche eine „Einrichtung“ der Kirche?), „Ei du ſauberes Mägdelein“ (S. 427!), „Ei guten Abend“ (S. 336!! das alte harmloſe „Zum Kellerloch naus“!), „Ein Goldſchmied ſaß in guter Ruh“ (S. 435), „Ein Kaufmann, der ſich Schulze nennt“ (S. 468!! Iſt das ein heiliger Name?), „Ein niedliches Mädchen“ (S. 118, von Langbein), „Es lief ein Hund in die Küche“ (S. 481!!). Warum ſoll der arme Köter nicht mehr mit dem Schweife wackeln dürfen? Auch „Das Wirthshaus an der Lahn“ (S. 217) muß ſchleunigſt abgebrochen werden! „Es ward einmal geſchlagen“ (S. 413), Bürger's prächtiges Lied „Ich will einſt bei Ja und Nein vor dem Zapfen ſterben“ (S. 408) iſt ſündhaft! Und ebenſo „Ihr Brüder, wenn ich nicht mehr trinke“ (S. 409); weiter das rührend ſchöne Lied von Eduard und Kunigunde: „In Bayreuth war er geboren“ (S. 506), „Kunz von Kauffungen (S. 469) ſoll mit ſeinen Rittern nicht mehr trinken, der Unſelige! Ich beſorge, er wird es ſich nicht mehr abgewöhnen! Weiter verträgt der geiſtliche Herr es ſchlecht, daß (S. 391) „David Bathſeba in die Backen kneipt“, was doch eine ſehr ſchonende

Umſchreibung des in den heiligen Büchern Ueberlieferten iſt. „Der Studio auf einer Reiſ'" (S. 239) darf nichts mehr aus dem Freiſchütz ſingen und ſich nicht mehr „von einem Pfäfflein zum Frühſtück einladen laſſen", vermuthlich, weil dasſelbe unehrerbietigermaßen als „feiſt" angenommen wird. „Quae mutatio rerum" (S. 430) darf nicht mehr eintreten und „der arme Teufel nicht mehr fragen, was er anfangen ſoll!" Verboten iſt die urkomiſche Bedingungsformel „Wenn der Vater mit dem Sohne" (S. 451), verboten das altehrwürdige „Wenn einſt der alte Knochenhauer" (S. 400), an dem ſich ſchon unſre Urgroßväter erfreuten, verboten das kindlich unſchuldige „Wenn ich einmal der Herrgott wär" (S. 404: ſeit einem halben Jahrhundert eingebürgert!); „Der Pfarrherr Karl Piſtorius zu Freiburg ſoll nicht mehr (S. 503) viel Buß thun". Da iſt es freilich nicht zu erwarten, daß der neue Radamanth „wonnig berauſcht im Schwärmen ſein will" (S. 329)!

Aber es geht doch über das Bohnenlied, wenn uns der ungenannte Beſorger unſrer Seelen da alles Ernſtes verwehren will, zu ſingen „Was kommt dort von der Höh"!!! (S. 329). Ja, Herr, ſind Sie denn ganz des Teufels? Auch „zur Herrlichkeit" ſollen wir nicht geboren ſein (S. 374). Er iſt es freilich ſchwerlich.

Ja, wahrlich und wahrhaftig! Wir ſollen nicht mehr ſingen dürfen: „Der Papſt lebt herrlich in der Welt!“ Da hört doch rein Alles auf. Ich habe von Seiner Heiligkeit die gute Meinung, daß dieſelbige ſo viel Humor beſitzt, dieſen alten, guten, harmloſen Scherz ſelbſt mit Schmunzeln, wenn auch nicht gerade zu ſingen, doch zu leſen. Zumal mit dem Kehrreim „Ich möchte doch der Papſt nicht ſein“ iſt er wohl ſelbſt zuweilen im Stillen einverſtanden!

Zwiſchen dem lieben Gott und ſeinen Geiſtlichen machen wir argen Laien eben freilich einen erheblicheren Unterſchied als geiſtliche Hoffahrt häufig zu thun pflegt. Wenn der Herr Angreifer (S. 26) fragt: „warum erachtet man nicht auch Juriſten und Mediciner und Philologen gleicher Anſingungen für werth?“ ſo antworten wir ihm erſtens: wie oft und wie arg müſſen ſich der Advocat, der Bureaukrat, der Miniſter, der Arzt, der Profeſſor, aber auch der Lieutenant, der Unterofficier, der Jude, der Sonntagsjäger verſpotten laſſen ſeit der älteſten Zeit bis auf heute? Zweitens aber: die Geiſtlichen fordern ganz einfach das harmloſe Lachen heraus mehr als andere Stände, weil der Abſtand zwiſchen der Heiligkeit ihres Berufs von der Wirklichkeit der Erfüllung größer iſt, größer ſein muß als anderswo, weil der Widerſpruch — τὸ ἄτοπον — zwiſchen den Anſprüchen

ihres Dünkels und den Schwachheiten der menſchlichen Natur geradezu echt komiſch im beſten und ernſthaften äſthetiſchen Sinne des Wortes iſt, und die humorvolle Behandlung geradezu herausfordert, wobei jeder äſthetiſch Gebildete weiß, daß gerade die gern anerkannte Unmöglichkeit, ſtets das Ideal des chriſtlichen Geiſtlichen zu erreichen, jenes Lachen zu einem gutmüthigen macht: es iſt eben leichter, den Pflichten eines Juriſten als denen eines chriſtlichen Prieſters zu genügen. Aber Aeſthetik verſteht der Eiferer nicht und er ſchiebt jenem Lachen bei uns den bösartigen Beweggrund unter: „es ſoll im Geiſtlichen als ihrem berufsmäßigen Vertreter die chriſtliche Weltanſchauung verhöhnt und getroffen werden“. Welch eitle Selbſtüberſchätzung als Märtyrer! O nein, Verehrteſter, die Komik trifft nicht die chriſtliche Weltanſchauung, die wir nicht verhöhnen, auch wo wir ſie zu theilen nicht vermögen, und nicht deren „berufsmäßige Vertreter“, ſondern die Herren Geiſtlichen, ſofern ſie eben gerade nicht ihrem Beruf entſprechen, ſondern, im Widerſpruch mit dieſem, als ſchwache Sterbliche wie wir Andern auch ſtraucheln und fallen, während ſie doch vorgeben oder auch in gutem Glauben ſich einbilden, ſo viel unſträflicher zu ſein als wir. Aber das iſt eben der alte geiſtliche Hochmuth: die Herren verlangen die Ehrfurcht, die man ihrem Berufe ſchuldet, für ihre Perſon, auch

dann, wenn ſie dieſelbe vermöge ihrer Menſchlichkeiten durchaus nicht verdienen. Und über ſie lachen ſoll ebenſo ſündhaft ſein, wie über den lieben Gott ſpotten. Die drei Weiſen aus Morgenland beteten aber nur das Chriſtkind an, nicht Alles, was ſonſt noch in der Krippe war. — —

Ueber den blinden Cenſureifer muß man zunächſt ja nur lachen. Allein es liegt doch eine kecke Ueberhebung pfäffiſcher Sittenriecherei darin, die den Unwillen herausfordert. Wenn aber dieſer Herr ſich vollends erdreiſtet, ſich auch an Ihn zu wagen, den Liebling der deutſchen Jugend und des deutſchen Volkes, an meinen lieben Joſeph Victor Scheffel in ſeinem Grabe, und wenn er an deſſen harmloſen Stabreim „Hildebrand und Hadubrand“ (S. 473) ſeine unberufenen Finger legt, ſo muß man ihm auf dieſe Finger klopfen und ihm ſehr eindringlich ſagen, daß Joſeph Victor Scheffel nie eine unſittliche Zeile geſchrieben hat, und daß Scheffel für das deutſche Volk an Schönem, Gutem, Reinem, Unvergänglichem unvergleichbar mehr gewirkt hat, als alle Theologen von dem Schlage des Eiferers zuſammengenommen, wer immer er ſein möge. Mich mag er verunglimpfen — es macht mir nicht viel Eindruck — aber wer meinen todten Herzensfreund antaſtet, der weckt meinen Grimm. Jedoch freilich:

der Tadel ſolcher Leute rührt nicht an Scheffel's Fußſohlen.

So! Jetzt ſing' ich mir zur Abkühlung geſchwind, bevor auch das noch verboten wird, das

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!“

Zum Schluß theile ich hier meine Verſe mit, in welchen ich das „Reichscommersbuch“ eröffne, und frage, ob die hier ausgedrückten „Leitmotive“ die Vorwürfe des Herrn ohne Namen rechtfertigen? Er nennt ſie freilich nur „verſchwommene Allgemeinheiten!“ Ich aber ſage ihm mit Doctor Martin Luthers „Ein feſte Burg iſt unſer Gott“ (S. 43 meines Commersbuches) auch dieſe meine ſchlichten Worte „ſoll er laſſen ſtahn, und keinen Dank dazu haben“.

„Dem deutſchen Volk hat Gott gegeben
Ein Harfenſpiel von reichſtem Klang,
Daß Ruh'n und Ringen, Tod und Leben
Uns weihend ſchmücke der Geſang.

So ſinge denn, du deutſche Jugend,
Von Allem, was das Herz dir ſchwellt:
Von Frauenſchöne, Mannestugend,
Von freud'ger Herrlichkeit der Welt:

Von wahrer Liebe ew'ger Dauer,
Von echter Freundſchaft Gold und Erz,

Von frommer Ahnung, heil'gem Schauer,
Von ew'gen Sehnens Glück und Schmerz:

Von Frühlingsglanz, von Waldeswonne,
Von Wanderluſt Land aus, Land ein,
Und von dem Lieblingsſohn der Sonne,
— Vergeßt ihn nicht! — vom goldnen Wein.

Ja, ſingt von allem Hohen, Schönen! —
Doch Eines Sanges pflegt zumeiſt,
Begeiſternd, brauſend ſoll er tönen:
Der Sang vom deutſchen Heldengeiſt!

Das Lied von Mannespflicht und Ehre,
Von Treue, die kein Schrecken zwingt,
Die jauchzend in der Feinde Speere,
Im Tod den Sieg erkämpfend, ſpringt!

Nur wer da ſterben will wie leben
Für dieſes Lied, dem keines gleich, —
Nur der iſt werth, es anzuheben:
Das Lied vom Kaiſer und vom Reich."

Friedrichshafen am Bodenſee,
am Sedantage 1890. **Felix Dahn.**

Nachſchrift. Nachträglich hat ſich der Herr genannt: er heißt Pflatſchke und iſt Paſtor (ich ahnungsvoller Engel!) in Liegnitz. Daß ich in dieſer „Abfer-

tigung“ ausdrücklich die Verantwortung für gewiſſe „Liebeslieder“ abgelehnt und deren Austilgung angekündigt habe, dies zu erwähnen hält der Herr Paſtor für überflüſſig, auch nachdem ich ihn brieflich aufgefordert habe, dieſe Thatſache anzuerkennen. Ich bin nicht Paſtor, habe alſo von dem 8. Gebot offenbar eine laienhafte und von der Ehrenpflicht im Kampfe nur heidniſch-germaniſche Vorſtellungen.

Zu S. 253. (Aus einem „Brief aus Vandalia“, Münchener allgemeine Zeitung vom 4. II. 91 (Beilage).

Es waren einmal drei ziemlich böſe Buben, die hießen Karl, Max und Felix. „Lang, lang iſt's her“ — ſchon bald ein halbes Jahrhundert — da „ſpielten ſie heiter im Hofe mit Scheiben und kannten die Gier nach Golde noch nicht,“ wie es (ungefähr) in der Edda von den Aſen in deren Unſchuldszeit heißt. (Uebrigens hat die drei Knaben die Gier nach Golde, ſofern ſie ſpäter etwa ſolche verſpürten, zu nennenswerthen Ergebniſſen nicht geführt.) Die erſten beiden waren Brüder: ſie trafen den dritten jahrelang in

jeder Herbſtfreizeit auf der von dem Chiemſee und von Poeſie umflutheten Fraueninſel. Ihre Spiele und Beluſtigungen waren mannichfaltig, aber immer wild und mit einem Stich in das Ungezogene. Am liebſten fuhren ſie in den See, wann es von den Eltern am ſchärfſten verboten war. „Lang, lang iſt's her": wir ſind ſeitdem alle drei Schulmeiſter (eben Hoch-Schulmeiſter) geworden und zwei von uns — — „in idealer Concurrenz", wie man im Strafrecht ſagt — zugleich Verſemacher. Denn der Vater der beiden Brüder war der unvergeßliche, der herrliche Mann, der Max Haushofer hieß, und deſſen ich nur mit tiefſter Rührung gedenken kann. Was war es doch für ein Deutſcher, was für ein Vater, was für ein Freund, was für ein Charakter, was für ein Kenner der Natur und was für ein Maler! Wie unermüdlich und wie mannichfaltig doch hat er die Poeſie ſeines geliebten Chiemſees in jeder Stimmung, im Sturm und im gelinden Säuſeln, dargeſtellt, im früheſten Morgendämmer, in der brütenden Schwüle des Auguſt-Mittags, im Mondenglanz, in der wunderbaren Sonnenuntergangsbeleuchtung: — dies wohl am ergreifendſten. — Damals erachtete man es nämlich nicht als einen Raub (wie es im Neuen Teſtamente heißt) in der Kunſt das Schöne darzuſtellen, und man glaubte nicht, ein Kunſtwerk zu ſchaffen,

wenn man das Ekelhafte möglichſt naturgetreu d. h. alſo möglichſt ekelhaft malte; man freute ſich damals des Harmoniſchen und behandelte zwar auch das Disharmoniſche, aber nicht aus boshaftiger Luſt am Scheußlichen als ſolchem, ſondern als Mittel zum Zweck der Harmonie, in welcher das Häßliche, wie in der Dichtung das Böſe, auf- und unterging. Kurz, man ſtand in der Malerei auf dem Standpunkt, welchen in der Dichtung Schiller und Goethe, dieſe einfältigen, unnatürlichen, unwahren, pathetiſchen, rhetoriſchen, langweiligen [1]), ja ſogar — was das Empörendſte iſt — geſchichtsfreundlichen Zopfpedanten, von denen wir jetzt endlich durch jene Epheben erlöſt ſind, welche ſich nicht, wie dieſer Iphigenien- und Taſſo-Träumer, erſt im hohen Alter einer „viridis senectus“ zu erfreuen brauchen: da ſie ſchon viel früher das Greiſenhafte mit dem Grünen in abſcheulich-wirklicher und wirklich abſcheulicher Miſchung vereinen.

Wohl euch, Max Haushofer und Heinlein und Zwengauer und Lier und Schleich und du, o mein

---

[1]) In einer deutſchen Zeitung habe ich geleſen: die Langweiligkeit von „Iphigenie“, „Taſſo“ und „Hermann und Dorothea“ wird doch nun immer mehr allgemein und offen anerkannt.

theurer Meiſter Moriz von Schwind, daß ihr die neueſten Ergebniſſe der deutſchen Malkunſt (allerdings: „fin de siècle“ [et de l'art]) nicht mehr ſchauen mußtet! Das Hexen-Einmaleins: „Schön iſt häßlich, häßlich ſchön“, iſt das Glaubensbekenntniß dieſer neuen Bildkunſt, die man an ihren Früchten, noch mehr aber an ihren „Blumen“ — lebensgroß, in zeiſig-grünem Gras — erkennen mag. Dieſer Sturm auf das Ideale in Malerei und Dichtung iſt der Ausdruck derſelben grenzenloſen Verrohung, welche in der Socialdemokratie Familie, Erbgang und Sondereigen an Haus und Herd, an Garten und Wald und die ganze Geſchichte und alle Poeſie der Menſchheit verneint. In Bildkunſt und Dichtung treten ja ſolche Gegenſtrömungen bekanntlich recht häufig auf und ſind — eben als Gegenwirkungen wider einſeitigen und falſchen Idealismus — an ſich berechtigt: es ſcheint übrigens die Höhe dieſer Krankheit diesmal ſchon überſtiegen, das Fieber fällt. Dagegen die Socialdemokratie wächſt noch mit Rieſenſchritten der „Kriſis“ entgegen, und die „Prognoſe“ ſcheint wenig günſtig.

Aber zurück zu den drei böſen Buben. Sie blieben, auch nachdem ſie Seeräuber a. D. geworden, gute Cameraden. Karl ſtudirt den Grundbau der Erde, was anziehender iſt, als der wackelig gewordene Grundbau der Wirthſchaft, welchen einzurenken Maxl

ſich (mit vielen Genoſſen!) redlich, aber mit zweifeligem Erfolge, bemüht. Maxl nahm bei Felix, als dieſer Privatdocent in München geworden, als einer der früheſten Schüler theil an den rechtsgeſchichtlichen Uebungen (1858): wir waren, den Docenten eingerechnet, drei (die beiden Hörer mochten alſo von ſich ſagen: „quos paucitas nobilitat“), der andere war Hermann Oelſchlager, ſpäter durch Formbegabung und feinſte Durchbildung des Stiles in der Poeſie hervorragend bekannt geworden. Wir laſen „Jordanis, Getica“: ich habe Maxl ſtark im Verdacht, daß ihn das Dichteriſche und Sagenhafte des Stoffes mehr anzog, als die noch recht jugendlichen rechtsgeſchichtlichen Auslegungen des Docenten. Lieber Gott! Damals wußte ich noch viel weniger als heute! Von der Hand in den Mund lebte meine Lehrerei. Sie waren gar fleißig, meine beiden Säulen. Aber einmal muß Maxl doch wohl an ſeine blonde ſchlanke Braut mehr gedacht haben, als an die Hunnenſchlacht von 451; er hat da nicht recht aufgepaßt: das kam erſt vor zwei Jahren auf, da er in ſeinem „ewigen Juden“ über dieſe Schlacht ſagen läßt: „weißt du noch, wie da der junge Thorismund zu Boden lag?“ Während doch der junge Thorismund gerade einer der Wenigen war, die damals nicht zu Boden lagen! Und das war recht gut, denn wäre auch der noch

neben ſeinem Vater Theoderich am Boden gelegen, ſpräche man am Ende heute von Toulouſe bis Moskau hunniſch.

Später (1864) trat mein lieber Segelbruder und Schüler mit einem Bändchen Gedichte hervor, welche ſchon ganz zweifellos eine ſchöne eigenartige Begabung bekundeten, aber — wie gewöhnlich — ſehr geringe Beachtung fanden. Darauf folgte ein kleines Epos, „Der Höhlenmenſch", das, obzwar minder gelungen, doch bereits in der Knoſpe andeutet, was ſich ſpäter ſchön und bedeutſam entfalten ſollte in den beiden epiſchen Dichtungen: „Der ewige Jude" (1887) und „Die Verbannten" (1890).

Beide fanden reichſtes Lob: ich habe dieſem nichts beizufügen und nichts abzubrechen. Nur etwa noch ſtaunende Anerkennung für den tollkühnen Muth des lieben Maxl, der es wagt, ſeinen Deutſchen ſo viele Verſe anzubieten: z. B. in den „Verbannten" nicht weniger als 534 Seiten! Das iſt verwegener als weiland die Sauſefahrt nach der Kraut-Inſel (oben S. 243). Man hat mit Fug von manchen meiner Proſaerzählungen („Sind Götter?" „Odhin's Troſt", „Was iſt die Liebe?" „Frigga's Ja", „Skirnir") behauptet, ſie forderten die gebundene Rede geradezu heraus, und mich gefragt, warum ich ſie nicht gewählt habe? Antwort: Weil ich meine Sachen

nicht auf das ſorgfältigſte vor den Menſchen zu verheimlichen wünſche. Vor 35 Jahren erſchien ein ſolches kleines Versding von mir, „Harald und Theano“: iſt auch nicht ſchlechter, als Manches, was ich ſpäter gemacht und mit Erfolg unter die Leute gebracht habe: wohlan, lieber Leſer, von den damals gedruckten tauſend Exemplaren kannſt du dir heute noch ein par Hundert kaufen. Aber du kaufſt nicht Eines! Es ſei denn, daß Du eine Leſerin [denn die Männer in Deutſchland, die grimmen rauhen Helden, verachten die weichliche Dichterei und ſuchen ihre geiſtige Erhebung bei den vier Wenzeln]: aber auch als Leſerin läſſeſt du dir das Buch lieber vom Verfaſſer ſchenken: dann iſt es zugleich werthvoller und — billiger. Vor 15 Jahren erſchien von mir ein anderes Epos in Verſen, „Die Amalungen“: ich glaube, außer Herrn Hofrath Kürſchner weiß kein Sterblicher von ihnen. „Vestigia terrent!“ Alſo Heil Haushofer, dem Helden, der dicke Vers-Epen wagt: edler Muth gehört dazu. Allein, Allein! Einem alten Römer ward geſagt, in Afrika ſind kleine Hunde ſo muthig, Löwen anzugreifen. Kalt lächelnd fragte der Realiſt: „Und bezwingen ſie auch die Löwen?“

Es iſt beſchämend, daß Max Haushofer noch lange nicht ſo bekannt und geſchätzt iſt in Deutſchland, als er es verdient. Aber freilich: iſt er doch weder ein halb

verzückter Ruſſe, noch ein Geſpenſter ſehender Skandinavier, noch ein Zola ohne Zola's Geiſt plump nachäffender „Literat“ — letzteren Falls dürfte er ſogar deutſcher Statsangehöriger ſein! — ſondern ein deutſcher Profeſſor, der dichtet: — eine ungeheuerliche Naturwidrigkeit, deren Ausrottung — das beweiſen ſchon Schiller und Rückert — Pflicht der „tonangebenden Preſſe“ iſt.

Der Dichter der „Verbannten“ hat von ſeinem Vater viel geerbt: den Humor, das Gemüth, und vor allem das Gefühl für die Stimmung von Landſchaft, Tages- und Jahreszeit. Er wählt ſich große, ja großartige Aufgaben, mit dem Muth und der Kraft eines echten Dichters. Er hat eine angeborne hervorragende Formbegabung und hat dieſe mit treuem Fleiße gepflegt; die Form iſt ganz außerordentlich ſchön: z. B. verſchmäht er die jetzt wieder eingeſchmuggelten unreinen Reime, während uns doch Platen, Rückert, Geibel „reim-rein“ gezogen hatten.

Haushofer verfügt vor allem über eine ganz außerordentlich reiche, fruchtbare, ſchöpferiſche Phantaſie; ja man könnte faſt ſagen: dieſe Phantaſie verfügt zuweilen über ihn. Freilich hat man ſchon lange die Phantaſie als dem „echten“ d. h. dem realiſtiſchen Dichter entbehrlich, ja ſogar ſchädlich bezeichnet; ja, ja, was hat ſie auch bei Dante, Shakeſpeare, Schiller, Goethe, Byron, ſogar ſchon bei dem ſeligen

Homeros für Schaden angerichtet! Allein Haushofer kann mit Grillparzer ſagen: „Leider ſteh' ich immer noch bei Schiller und Goethe". Es iſt wahr, daß, die Schlingpflanze anmuthvoll hereinzuranken, ihm beſſer gelingt als die Quadern des Grundbaues einer großen Handlung ſicher, feſt, nothwendig aufeinander zu ſchichten; es iſt wahr, daß das Lyriſche ihm beſſer als das Epiſche, dies beſſer als das Dramatiſche der Handlung gedeiht; allein er hat eben, wie wir Alle, die Fehler ſeiner Vorzüge. In dieſen „Verbannten" — die „Geſchichte" zu erzählen, fällt mir nicht ein; leſet ſie ſelber! — iſt eine ganz gewaltige Fülle von Poeſie, ſind Stellen von hinreißender Schönheit, und ihr Verfaſſer iſt zweifellos ein echter Dichter von Gottes Gnaden.[1])

Breslau, am Tage des heiligen Felix von Nola, 1891.

---

[1]) Eine vornehme und weltkluge Bajuvarin, welche dieſe und die obigen (S. 242) Zeilen vor der Drucklegung las, meinte: a) die Geſchichte von der Tanne könnte den beiden Herren Profeſſoren ſchaden; ich bemerke alſo, daß ich die Thatſache nur vermuthe; ich würde die Tanne gern auf mich allein nehmen, aber ich war gar nicht dabei; b) die Koſeform „Maxl" könnte dem Betreffenden in ſeiner Laufbahn in Baiern aufhältlich werden. Lieber Gott, ſind die Koſeformen in Baiern bedenklich geworden? Aber ich will einem Profeſſor, der ohnehin ſchon Verſe macht, nicht noch mehr Knüppel in den Weg werfen! Es iſt alſo überall ſtatt „Maxl" Maximilianus zu leſen.

Um den Band nicht allzustark anschwellen zu lassen, ward auf Abdruck der Gedichte, welche im Vorstehenden erwähnt wurden, verzichtet: Verweisung auf die Seitenzahlen mag genügen; gleichzeitig mit diesem Band erscheint eine zweite Ausgabe der Jugendgedichte von 1855.

Zu S. 7 vgl. Gedichte I, S. 313 („Entsagen") und S. 307 („O glaube nicht").

Zu S. 36 S. 345 („Weltfreude") und S. 112 („Anschauung").

Zu S. 158 Gedichte I, S. 303 („Zweifel").

Zu S. 159 Gedichte II, S. 379 („An Franz von Lachner").

Zu S. 174 Gedichte I, S. 8 („Variation") und S. 13 („Abenddämmerung"), II. S. 329 („Die Abendstunde"), S. 331 („Abendlied").

Zu S. 176 I, S. 12 („Wunsch").

Zu S. 177 I, S. 9 („Das Fest").

Zu S. 182 I, S. 23 („Die Berge") und „Balla-

den und Lieder“ (Leipzig 1878) S. 373 („Ferien“).

Zu S. 193 Gedichte I, S. 284 („Der Abt von Walchenſee“).

Zu S. 223 Gedichte II, S. 386—393 („Frühdämmer am Chiemſee“, „Mondſcheinfahrt auf dem Chiemſee“, „Waldmorgen“, „Sonnenuntergang“, „Sehnſucht nach dem Hochland“).

Zu S. 270 Gedichte I, S. 41 („Jugendkraft“).

Zu S. 292 „Balladen und Lieder“ S. 249.

Zu S. 303 ebenda S. 308 („Seebruck“).

Zu S. 341. Die gewaltige Aufregung jener Tage ſpiegeln die Gedichte I, S. 334 und 323 („Sanct Georg“ und „Harre aus!“).

Zu S. 345 Gedichte I, S. 42 („In der Fremde“).

Zu S. 400 ebenda S. 50 („Begegnung“) und 51 („Zurück!“).

Zu S. 411 und 586 ebenda S. 53 („Vergeſſen“), S. 55 („Die todte Liebe“), S. 50 („Vergleichung“), S. 60 („O hätt' ich niemals Dich geſehen!“),

S. 62 („Wehmuth"), S. 92 („Im Herzen brennt die rothe Wunde").

Zu S. 532 Gedichte I, S. 88 („Kämpfen mußt ich seit ich dachte").

Zu S. 543 Gedichte II, S. 209 („Thamar").

20
8

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should
the Library on or bef
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

3 2044 024 303 6